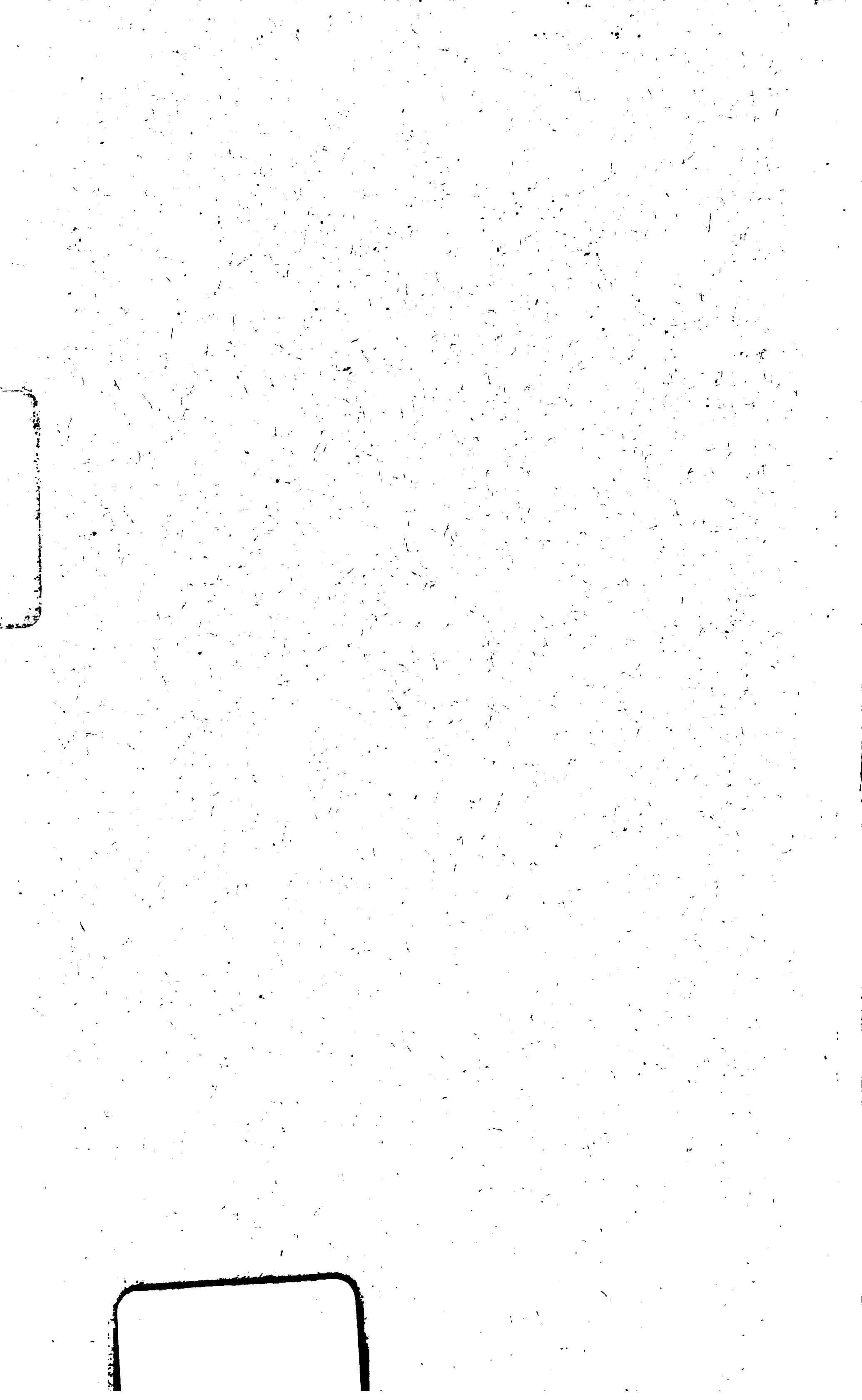
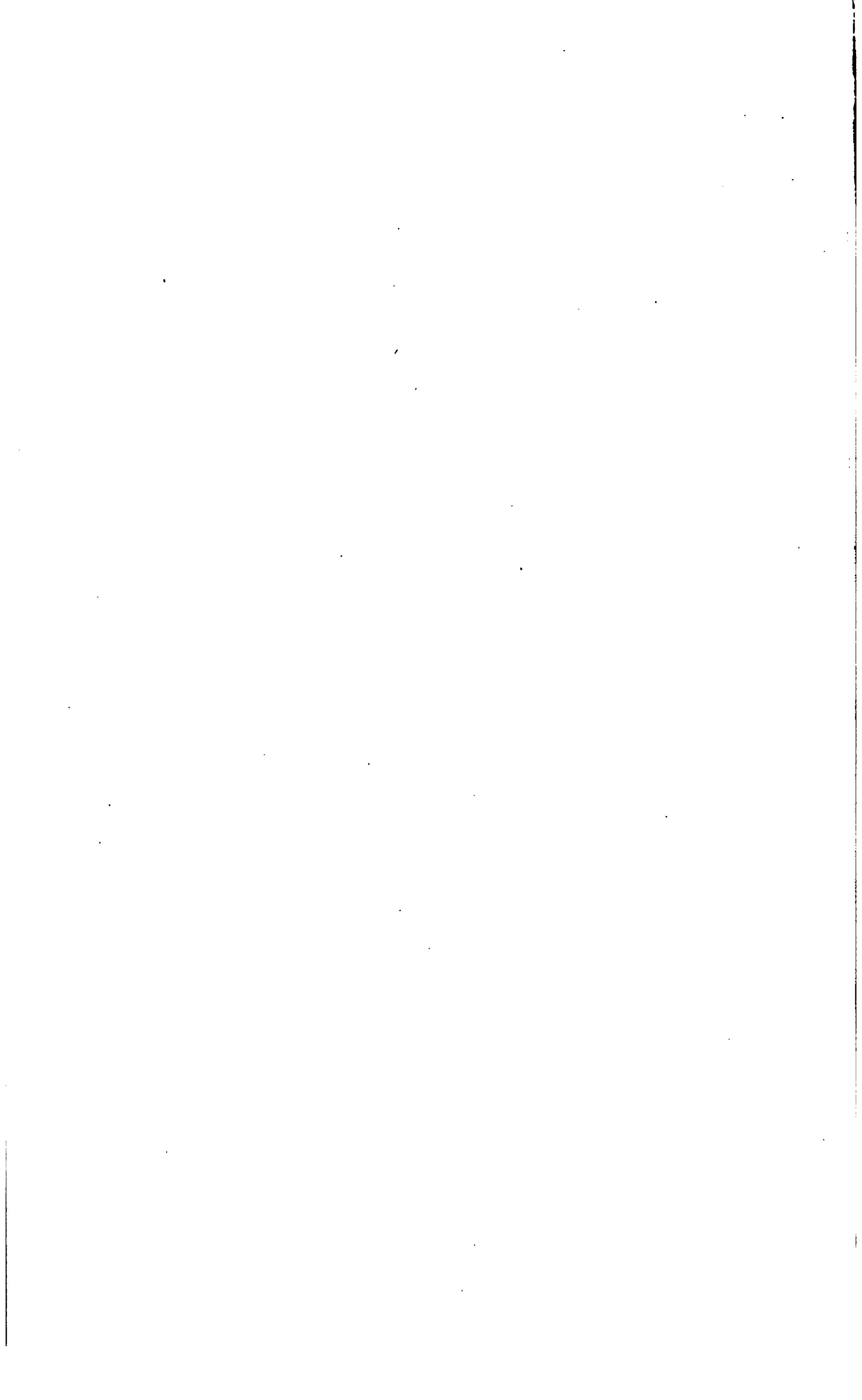
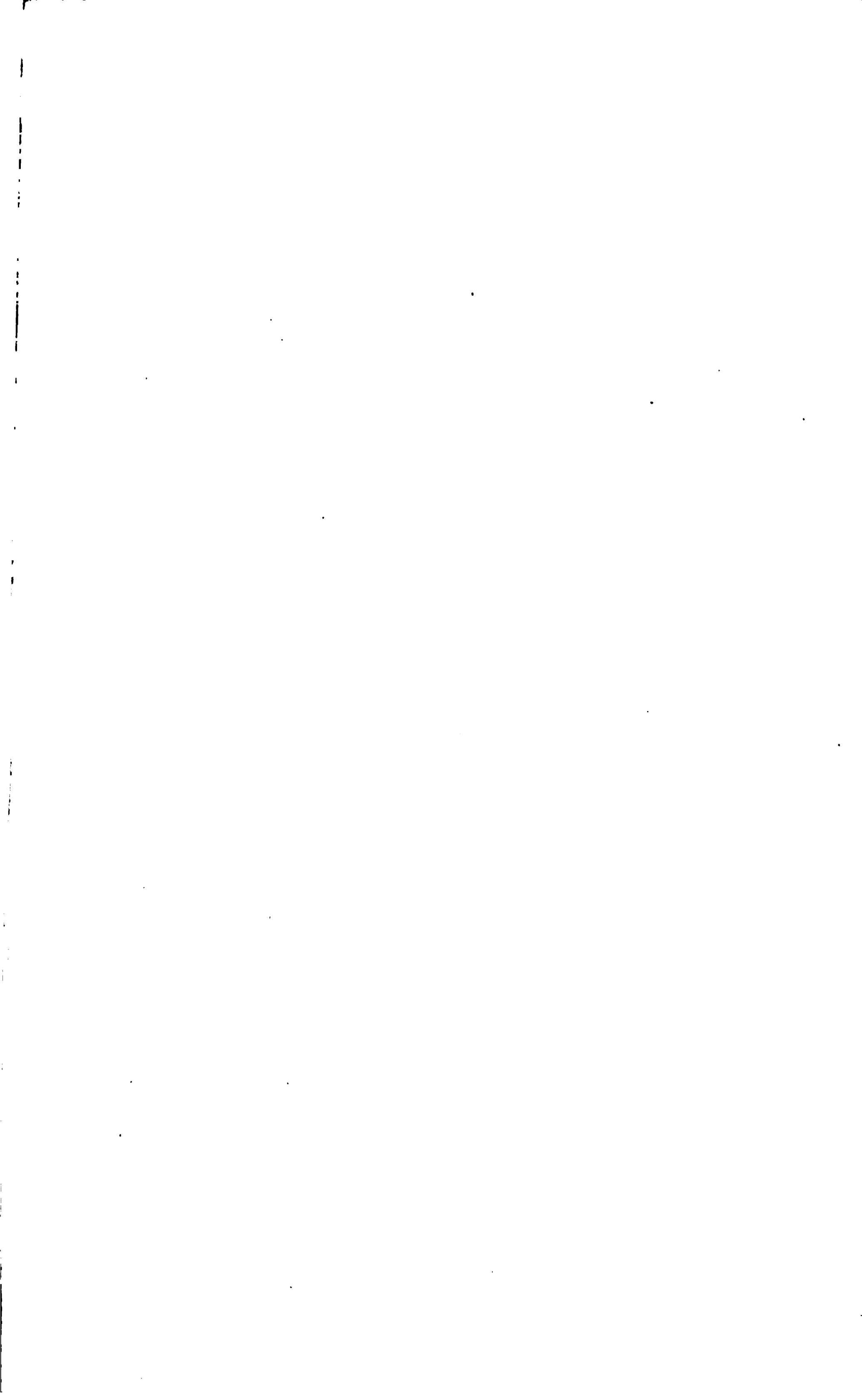
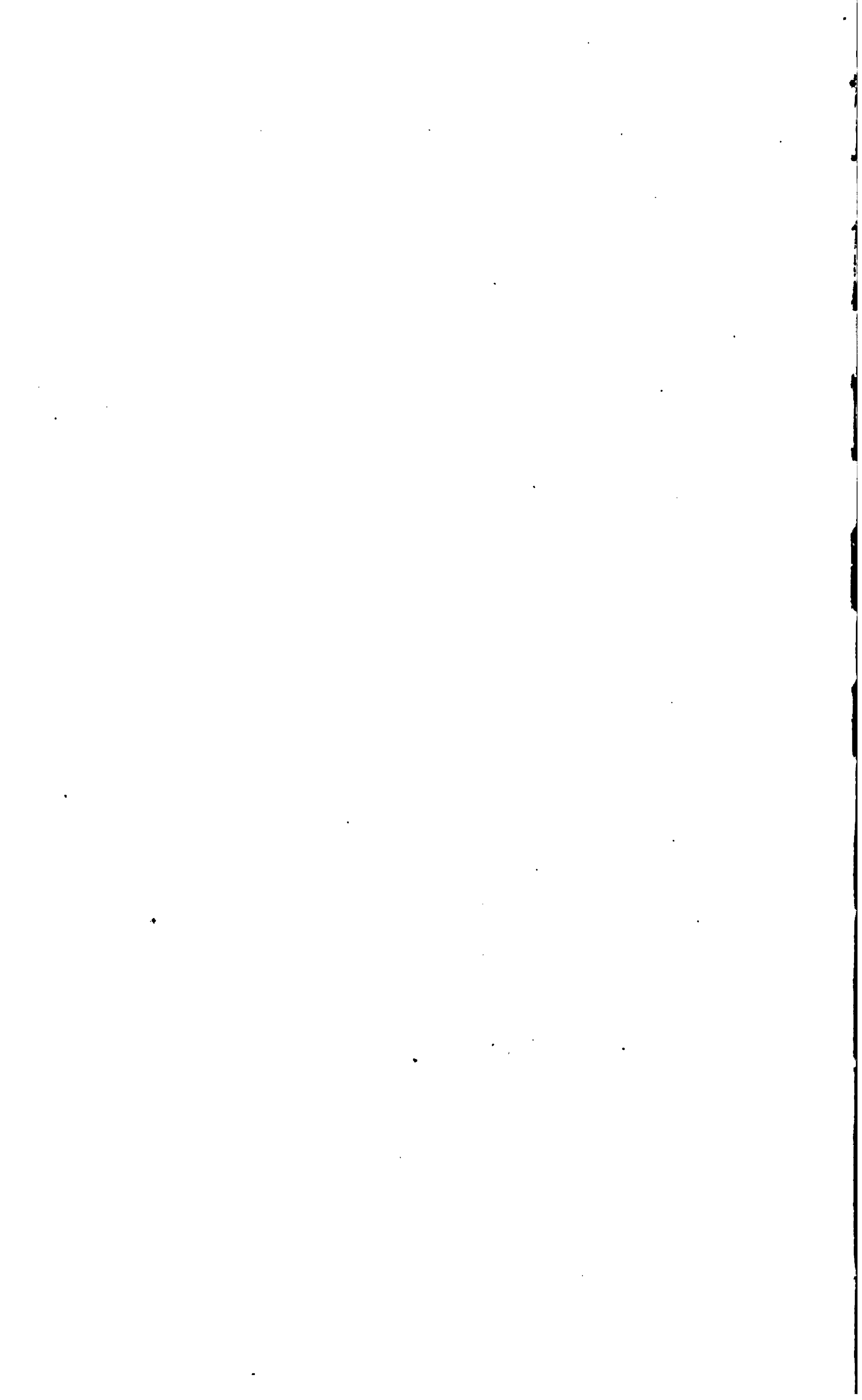












GRUNDFRAGEN

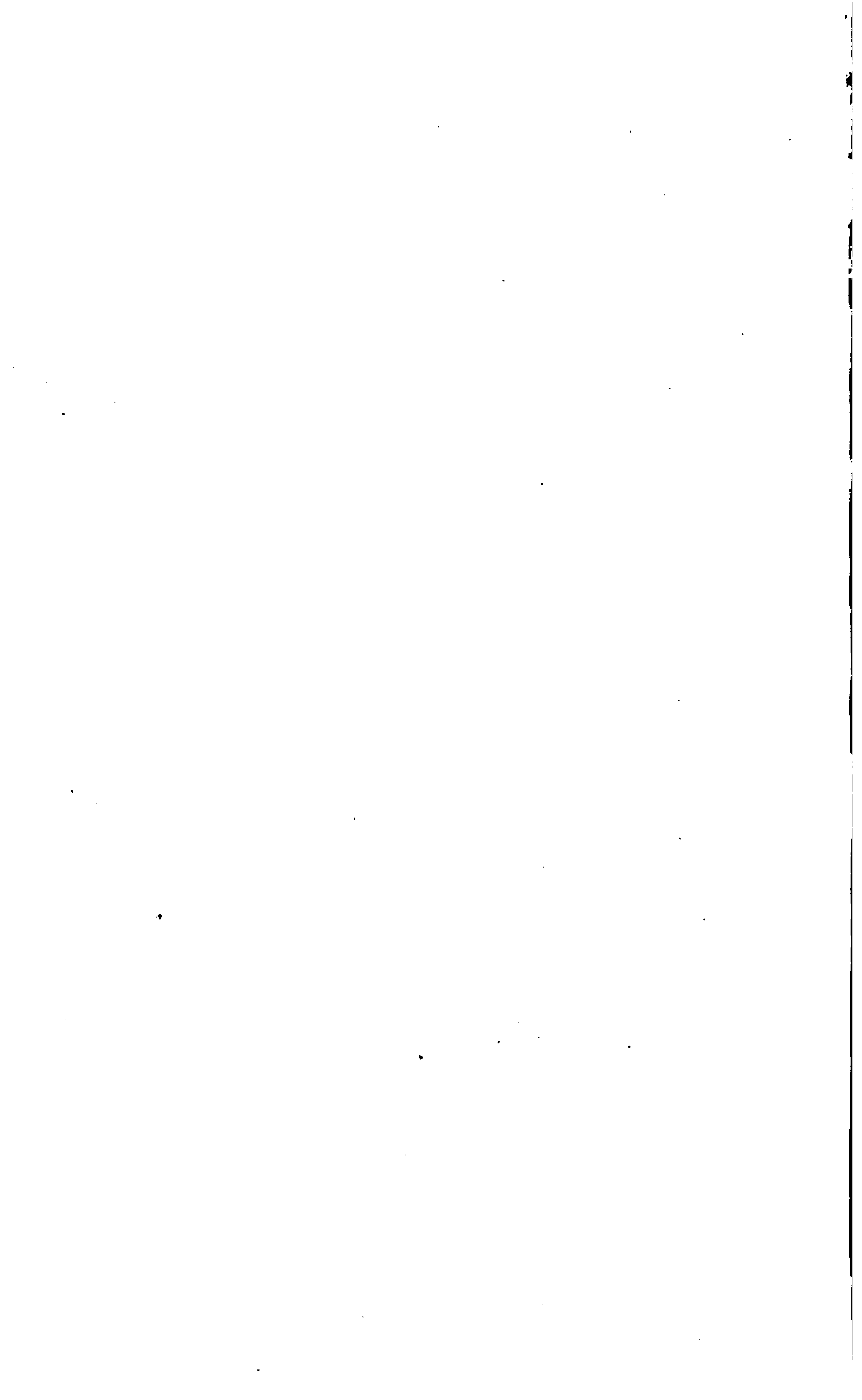
DER

HOMERKRITIK

VON

PAUL CAUER

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL
1895.



GRUNDFRAGEN

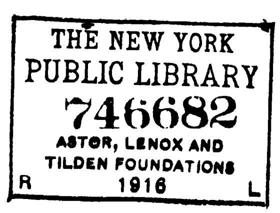
DER

HOMERKRITIK

VON

PAUL CAUER

LEIPZIG
VERLAG VON S. HIRZEL
1895.

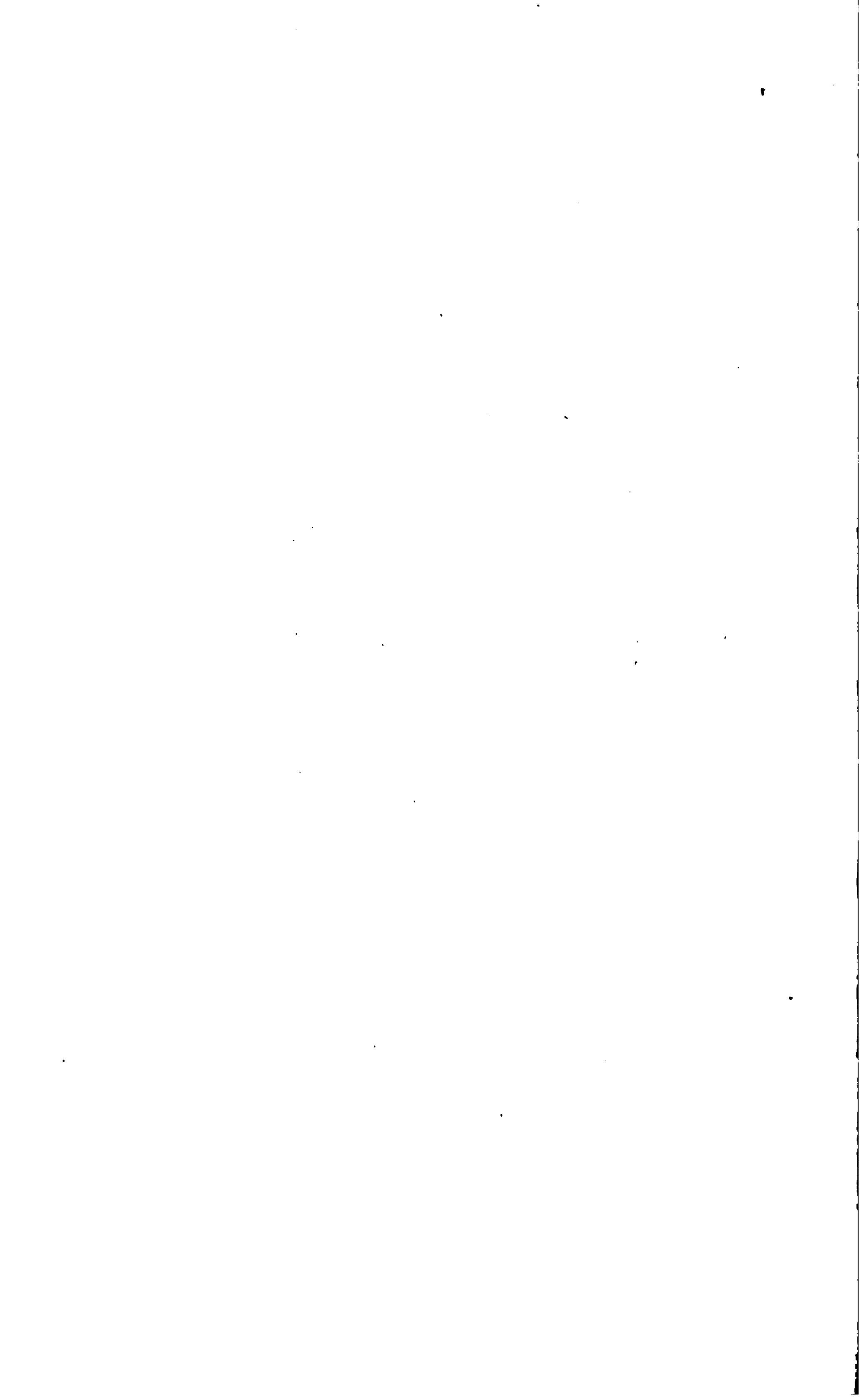




ADOLF KIRCHHOFF

IN DANKBARER VEREHRUNG

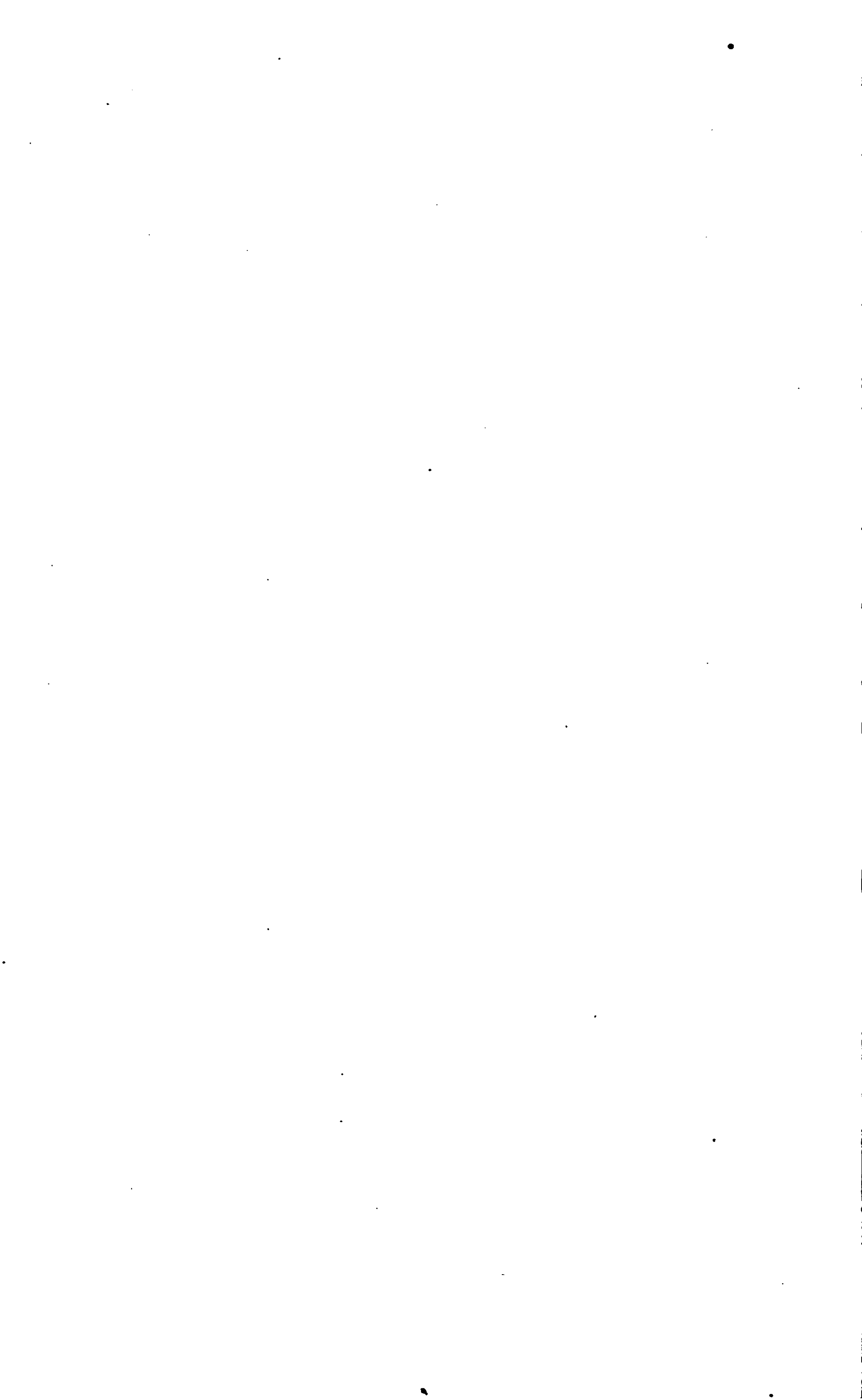
GEWIDMET



GRUNDFRAGEN DER HOMERKRITIK.

»Du hast **nicht** recht!« Das mag wohl sein;
Doch das zu sagen ist klein.
Habe **mehr** recht als ich! Das wird was sein.

GOETHE.



EINLEITUNG.

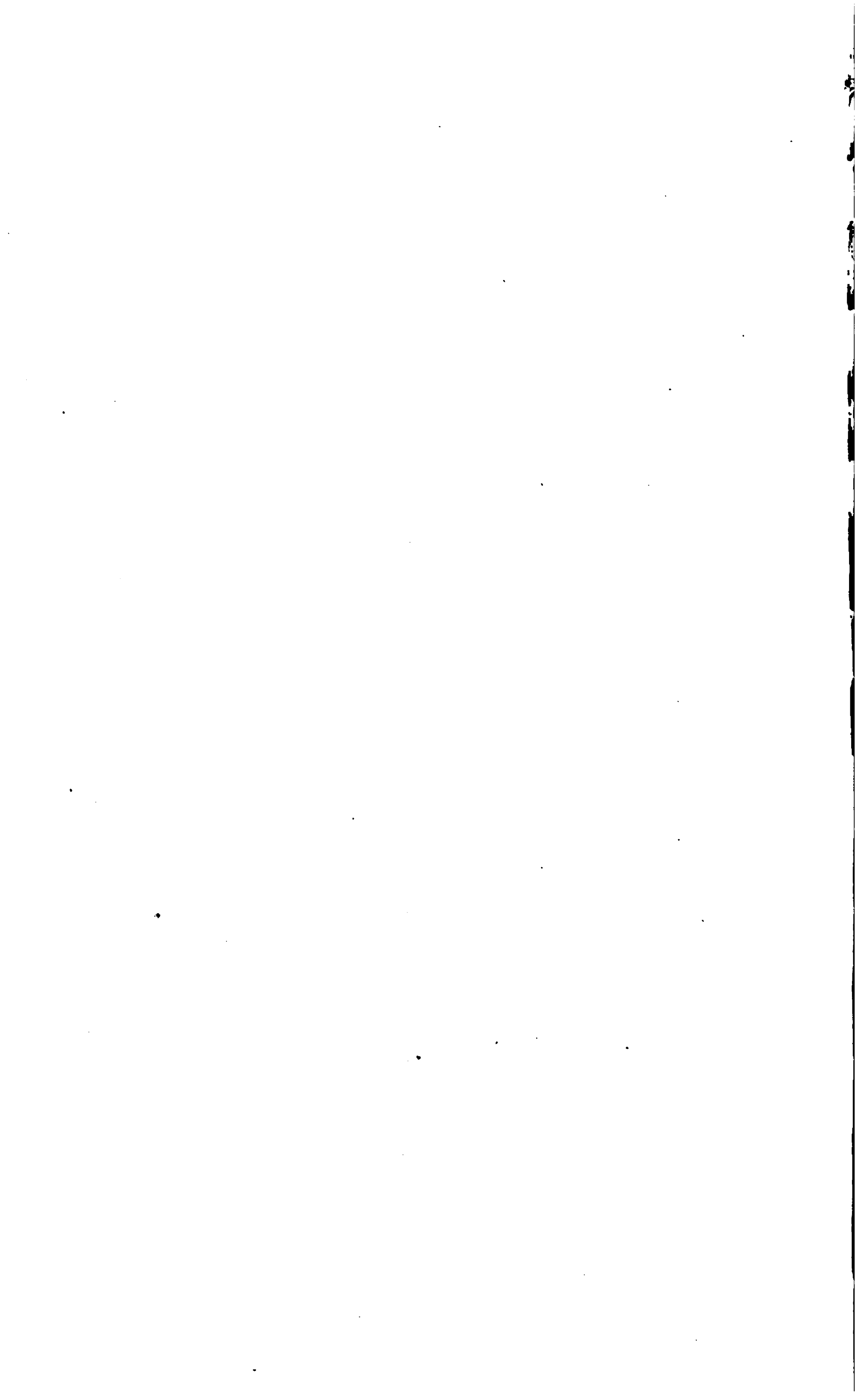
Homer ist das Problem der Probleme. Hundert Jahre sind verflossen, seit Wolf seine Prolegomena schrieb, und noch will der Streit, den sie angeregt haben, kein Ende nehmen. Nicht einmal die Nebenfrage, von der Wolf ausgegangen war, ist entschieden, in welchem Verhältnis die homerische Poesie zur Schrift stehe oder, wie wir heute die Aufgabe stellen müssen, wann Ilias und Odyssee zuerst aufgeschrieben worden seien. Und diese Frage wird damit nicht aus der Welt geschafft, daß man sie, wie neuerdings versucht worden ist, für unlösbar und obendrein für ganz unwichtig erklärt. Wenn wir aber weiter wissen wollen, ob denn nun die großen Epen die Schöpfung eines einzigen oder das Werk vieler sind, so drängt sich uns vollends eine Menge widerstreitender Antworten entgegen, von denen jede einzelne dadurch nicht viel an Zuverlässigkeit gewinnt, daß sie von ihrem Vertreter mit Zuversicht vorgetragen wird. Der Gelehrte strikter Observanz pflegt auf jeden herabzulächeln, der über Homer mitspricht und nicht erkennen läßt, daß ihm Einzellied, Redaktor, Flickpoet geläufige Begriffe sind; die große Zahl aber der gebildeten Verehrer des Dichters, und unter ihnen doch auch mancher philologisch gebildete, läßt sich den Glauben an den einen schöpferischen Genius, Homer, nicht ausreden. Seitdem gar ein Forscher wie Erwin Rohde diese Partei durch das Gewicht seiner Stimme verstärkt hat, ist weniger als je zu erwarten daß sie bald nachgeben werde. Dabei steht für den, der sich eine feste Meinung bilden möchte, die Sache jetzt nicht mehr so einfach wie vor dreißig Jahren, wo noch die Schlagworte »Einheitshirte« und »Liederjäger« ihren Sinn hatten. Auch wer in der Schärfe auflösender Kritik an Lachmann sich anschließt und vielleicht über ihn hinausgeht, bemüht sich doch, was der Stifter der Schule nicht gethan hatte, daneben der unver-

kennbaren Einheit im Epos zu ihrem Rechte zu verhelfen, die Frage zu beantworten, wie und wo und wann der durchgehende Plan entstanden sei, der trotz aller Widersprüche die Handlung zusammenhält. Und wer umgekehrt die Einheit z. B. der Odyssee verteidigt, behauptet doch nicht, daß Homer nach Vollendung der Ilias mit α 1 angefangen und bis ω 548 die vierundzwanzig Gesänge in ihrer jetzigen Reihenfolge verfaßt habe. Auch er wird genötigt sein ältere und jüngere Bestandteile zu sondern, diese oder jene Partie dem eigentlichen Dichter abzusprechen, sei es daß er sie für unecht hält und einem Interpolator zuweist oder daß er annimmt, Homer habe hier aus älterer Poesie ein Stück aufgenommen und mit nur leiser Bearbeitung in sein eigenes Werk eingefügt. So haben sich die feindlichen Standpunkte einander genähert; jeder hat, indem er den andern zu widerlegen suchte, das Wahrheitsmoment, das auch drüben vorhanden war, mehr und mehr anerkennen müssen und es so unwillkürlich zu einem Teil der eignen Ansicht werden lassen. Wer heute mit unbefangenem Sinn etwa Rohde und Wilamowitz liest und die Art, wie sie die Entwickelung der homerischen Poesie sich denken, vergleicht, wird finden, daß beide der Sache nach keineswegs, wie sie selbst vielleicht glauben, durch einen unversöhnlichen Gegensatz getrennt sind.

Danach könnte nun gerade jemand meinen, der Tag des Friedensschlusses nahe heran; doch das hat noch gute Wege. Und sollte wirklich einmal für Ilias und Odyssee die homerische Frage »gelöst« und begraben werden, so würde sie auf anderen Gebieten lebendig bleiben oder von neuem erwachen. Lachmann war ja von den Nibelungen aus zu Homer gekommen; aber die klassische Philologie hat mit dem von ihm ererbten Kapital freier und selbständiger weiter gearbeitet als die deutsche, und diese ist jetzt in der Lage von der Schwesterwissenschaft etwas für die Anregung zurückzuempfangen, die sie ihr einst gegeben hatte. Und weiter! In dem Vorwort zu Wilamowitz' Homerischen Untersuchungen, das an Julius Wellhausen gerichtet ist, spricht sich nicht bloß eine persönliche Beziehung aus; der Verfasser selbst hebt den Parallelismus der Aufgaben hervor, der Bibelkritik und Homerkritik verbindet. Der Analyse des Pentateuchs steht die der Evangelien zur Seite, für die sich langsam aber doch mit zunehmender Entschiedenheit die Grund-

anschauung durchsetzt, daß sie eine rein philologische Thätigkeit ist oder werden muß. Wieder in einen anderen Kreis versetzen uns die Forschungen, die man eben jetzt begonnen hat der juristischen Litteratur der Römer zuzuwenden, um aus den Sammlungen und Aufzeichnungen der Epigonen die klassischen Werke der Blütezeit in Reinheit und Vollkommenheit wiedererstehen zu lassen. Platon, Thukydides, Herodot haben heute jeder seine »homerische Frage«. Aber wir brauchen gar nicht im Altertum zu verweilen, wenn wir Beispiele finden wollen. Lehrs war wohl der erste, der die Homerforscher an den Faust erinnerte. Um gegen Lachmanns Kritik die Person des einen Dichters wieder glaublich zu machen, wies er auf die Widersprüche und Anstöße hin, die in Goethes Lebenswerk als Spuren seines allmählichen Wachstums stehen geblieben seien. Die Analogie hat allgemeine Anerkennung gefunden, aber sie wirkt in umgekehrter Richtung: Homer wird nicht wie Goethe, Faust wird wie die Ilias betrachtet. Mit Faust hat man Hamlet oft zusammengestellt; und er ist ihm gerade auch als Gegenstand der Kritik nahe verwandt. Die Untersuchung wird von der doppelten Gestalt ausgehen, in der uns Shakespeares Dichtung überliefert ist, die Elemente zu scheiden suchen, die sein Genius in eins verschmolzen hat, sie wird frühere dichterische Bearbeitungen der Hamletsage in ihren Grundzügen wiederherstellen und in der Verfolgung des poetischen Motivs vielleicht bis in die Gedankenwelt antiker Tragödien emporsteigen.

Überall haben wir, an mannigfaltigen Stoffen und in verschiedenen zeitlichen und räumlichen Umgebungen, doch im wesentlichen die gleiche Sachlage: ein Werk der Litteratur, das den Ertrag einer durch wechselnde Formen fortgeführten geistigen Thätigkeit abschließend darstellt, das nun nicht mehr, wie es von naiven Lesern geschah, bloß als ein fertiges genossen sondern als ein werdendes begriffen werden soll. Auch die Methode der Forschung ist, so ungleich nach Art und Menge die äußeren Hilfsmittel sind die in ihren Dienst treten, doch in der Hauptsache immer wieder dieselbe: das einzelne Werk muß aus sich heraus verstanden, in seinen Teilen geprüft und verglichen, nach dem Gesamtbilde dann, das man so gewonnen hat, wieder jeder Teil beurteilt und an seinen Platz gestellt werden. Bedenkt man, wie jung verhältnismäßig das Interesse für Arbeiten dieser Art





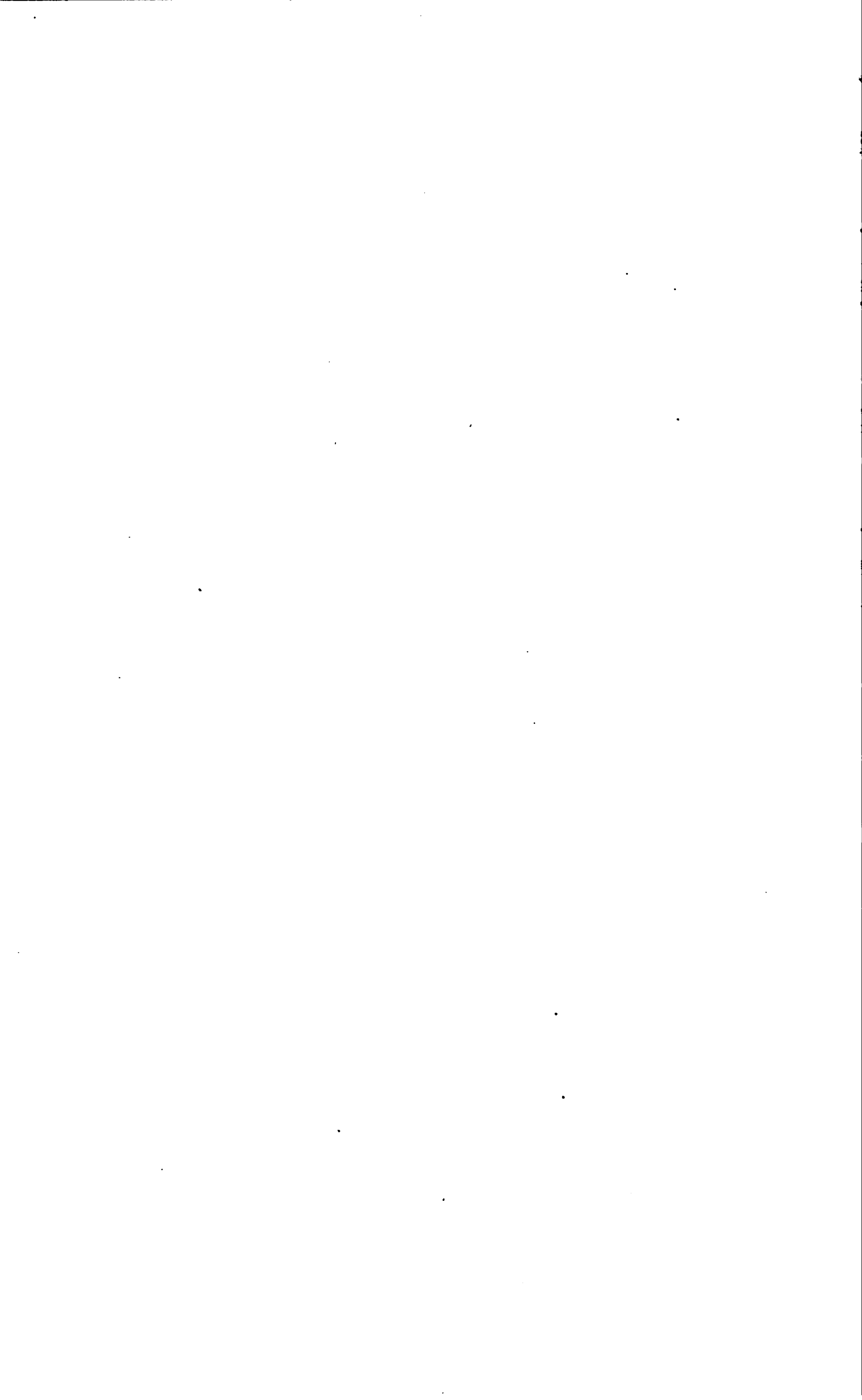
zum Teil versucht, nach metrischen Erscheinungen, nach den Verhältnissen der Kultur, nach der Art wie die Götter wirkend dargestellt sind, das Epos in seine älteren und jüngeren Lagen aufzulösen. Aber man soll nicht meinen mit einer einzelnen dieser Methoden das Gesamtproblem zu bewältigen, und etwa erwarten, daß die Schichten, die durch das Überwiegen älterer oder jüngerer Formen des Hexameters abgezeichnet werden, zugleich das reinliche Bild einer klar abgestuften Kulturentwickelung geben, oder daß die Stücke, die den religiösen Anschauungen nach die ältesten sind, auch den ursprünglichen Kern der Handlung hübsch abgerundet und in sich geschlossen darbieten werden. Die Untersuchung muß auf jeder Linie besonders geführt werden. Getrennt marschieren und vereint schlagen, ist auch hier der richtige Grundsatz. Nur freilich muß, damit das zweite möglich werde, auch das erste von vornherein nach einem deutlichen und umfassenden Plane geschehen; und jede der einzelnen Kolonnen muß das Ihrige thun, um die Fühlung mit den neben ihr herziehenden zu erhalten.

Daß diese Pflicht oft versäumt wird, bedarf leider keines Beweises. Man braucht nur zu sehen, wie Männer, die auf benachbarten Gebieten arbeiten, also auf's Beste einander ergänzen könnten, statt dessen in heftiger Polemik sich ereifern, einer dem andern das Recht und die Bedeutung der Aufgabe, die er gerade sich gewählt hat, abstreiten. Die persönliche Erbitterung, die dadurch genährt wird, ist nicht einmal die schlimmste Folge. Die Wissenschaft selbst muß leiden, indem sie durch Isolierung ihrer Zweige der befruchtenden Anregung verlustig geht, die herüber und hinüber wirken könnte. Diesem Übel entgegenzuarbeiten ist der Zweck, den ich dem vorliegenden Buche gesetzt habe. Indem ich darin einige der wichtigsten principiellen Fragen erörtere und entweder zu entscheiden oder der Entscheidung zu nähern suche, will ich zugleich den Zusammenhang deutlich machen, der zwischen scheinbar getrennten Aufgaben der Homerkritik besteht, und die Wege bezeichnen, auf denen die von verschiedenen Seiten her geführten Untersuchungen sich gegenseitig fördern können. Meine eigne Darstellung soll vom Kleineren und Näherliegenden zum Entfernteren und Größeren emporsteigen. So ergiebt es sich von selbst, daß Fragen der Textkritik den Anfang machen.

ADOLF KIRCHHOFF

IN DANKBARER VEREHRUNG

GEWIDMET



Erstes Kapitel.

Aristarch.

Von den mannigfachen Fragen, die in Bezug auf Aristarch gestellt werden können, sollen zwei, die wichtigsten, hier beantwortet werden: wie weit die Vulgata unter seinem Einfluß stehe, und ob er Konjekturalkritik getrieben habe. Ein dritter Punkt wird in einem der folgenden Kapitel seine Erledigung finden.

Wolf glaubte, daß der in unsern Handschriften mit durchschnittlicher Übereinstimmung erhaltene Homertext auf der Recension des Aristarch beruhe (Proleg. 256 sq.). Von neueren Forschern hat besonders Nauck diese Ansicht festgehalten und lebhaft vertreten. Er erinnerte gern (z. B. praef. Od. I p. X) an Proben der Verehrung, die Aristarch bei späteren Grammatikern genoß und die stellenweise bis zum Aufgeben des eignen Urteils geführt hat. Zu πτερύγος *B* 316 lautet ein Scholion A (und fast wörtlich ebenso T): »πτερύγος« παροξυτόνως. καὶ ὁ μὲν κανὼν θέλει προπαροξυτόνως ὡς »δοίδυκος«· ἀλλ' ἐπειδὴ οὕτως δοκεῖ τονίζειν [so T; στίζειν A] τῷ Ἀριστάρχῳ, πειθόμεθα αὐτῷ ὡς πάνυ ἀρίστῳ γραμματικῷ. Und etwas Ähnliches finden wir, ebenfalls in A, zu ψευδέσσι *Δ* 235 bemerkt. Hier wird erst aus Herodian mitgeteilt, daß Aristarch ψευδέσι las wie σαφέσι, Hermappias dagegen ψεύδεσι wie τείχεσι, weil Homer niemals ψευδής außerhalb der Zusammensetzung (φιλοψευδής, ἀψευδής) gebraucht habe; und dann folgt das Urteil: καὶ μᾶλλον πειστέον Ἀριστάρχῳ ἢ τῷ Ἑρμαππίᾳ, εἰ καὶ δοκεῖ ἀληθεύειν. Das ist ja deutlich und aufrichtig gesprochen; und wenn alle Nachfolger Aristarchs so dachten, dann hat Nauck recht. Aber davon wissen wir nichts; die Person des Grammatikers, dessen Bekenntnis hier vorliegt, ist an beiden Stellen unbekannt. Es ist auch an der ersten nicht etwa Herodian; denn der wußte, weshalb Aristarch πτερύγος

schrieb. Vereinzelte Äußerungen irgend welcher unverständigen Epitomatoren oder gar eines einzigen dürfen wir doch nicht so verallgemeinern, daß wir um ihretwillen annehmen, Aristarchs Urteil sei für alle Folgezeit maßgebend geblieben. Das thut aber Nauck, wenn er (Mél. Gr.-Rom. III [1868] p. 14) erklärt, die »Verirrungen der aristarchischen Kritik« hätten deshalb so viel geschadet, »weil die aristarchische Festsetzung des home»rischen Textes in einem der kritischen Methode ermangelnden »Zeitalter fast kanonisiert wurde«. — Auf der entgegengesetzten Seite steht Arthur Ludwich, der dem Aristarch jeden Einfluß auf die Vulgata abspricht. Er findet (AHT. II S. 198): »daß »die Verwandtschaft zwischen dem aristarchischen Text und unsern »Hdss., so weit eine solche wirklich vorhanden ist, auf nichts »anderes als auf die gemeinschaftliche Quelle beider, die Vulgata, »zurückgeht und daß weder Aristarch noch seine Anhänger für »dieselbe verantwortlich gemacht werden dürfen. Die Vulgata »allein ist es, die den Platz siegreich behauptet hat; die guten »wie die schlechten Ausgaben, welche erheblich von ihr abwichen, »gingen zu Grunde.« — Eine vermittelnde Stellung scheint Wilamowitz einzunehmen, der in der Einleitung zum Herakles auf diesen Punkt zu sprechen kommt. Er handelt dort (I S. 138) von der kritischen Thätigkeit des Aristophanes und Aristarch und meint, es sei keineswegs ausgemacht, daß ihre »Ausgaben« wirklich ausgegeben wurden; ja das sei »nicht einmal wahrscheinlich, »da Aristarchs Ausgaben so bald verschollen waren. Ἔκδοσις »bedeutet bei den Grammatikern durchaus nur ein Exemplar. »Wie sich die Homertexte, die im Buchhandel waren und blieben, »dazu stellten, ist eine ganz andere Frage. Notorisch ist der Ein»fluß Aristarchs sehr groß gewesen, da wir nicht nur viele seiner »Lesarten in unsern Hdss. lesen, sondern auch Verse, die er »ausgeworfen hat, verschwunden sind[1]), Verse, die er erst ein»gesetzt hat, sich vorfinden.« — Wer von den dreien hat nun recht? Denn auch bei der letzten Ansicht dürfen wir uns nicht beruhigen; Wilamowitz selbst ist es, der durch den Beisatz »notorisch« zur Vorsicht mahnt.

Am gründlichsten hat Ludwich die Sache behandelt (AHT.

---

1) Dies nimmt Wilamowitz an für *B* 558, wovon später die Rede sein wird.

II 189 ff.), der sein Urteil teils auf allgemeine Erwägungen prinzipieller Art teils auf bestimmtes statistisches Material stützt. Die ersteren können wir uns im wesentlichen aneignen. Schon vor den Alexandrinern gab es eine Vulgata des Homertextes; das beweisen die Stellen, an denen als Quelle einzelner Lesarten ἡ κοινή oder αἱ κοιναί oder αἱ δημώδεις citiert werden. Den Text eines weit verbreiteten Volksbuches zu beeinflussen ist immer schwierig. Aristarch hatte obendrein zahlreiche Gegner und hat mit manchen seiner Doktrinen nicht einmal die allgemeine Billigung der Gelehrten gefunden, geschweige denn die des großen Publikums. Didymos hätte sein Werk, eine Wiederherstellung der aristarchischen Recension, wohl kaum unternommen und jedenfalls hätte es ihm nicht so viele Mühe gemacht, wenn nicht schon in seiner Zeit Aristarchs Lesarten zu einem guten Teil vergessen gewesen wären. Endlich ist bemerkenswert, daß keine der vorhandenen Homer-Hdss., auch keine von denen die mit kritischen Zeichen versehen sind, genau den aristarchischen Text bietet. In *A* z. B. sind (Ludwich II S. 177 ff.) an 114 Stellen Lesarten Aristarchs sicher bezeugt; davon hat der Venetus A 82, während er in 32 Fällen von Aristarch abweicht. Doch dies führt schon zur zweiten Betrachtung, der statistischen, hinüber. Mit großem Fleiß hat Ludwich den Stoff zusammengebracht, um durch Vergleichung zu prüfen, wie die voraristarchische und wie die nacharistarchische Vulgata zu der Ausgabe des Alexandriners stand. Als Repräsentanten der ersteren nahm er die Homer-Citate bei Platon, Aristoteles und Äschines, für die letztere eine gleiche Zahl von Citaten im Lexikon des Apollonios Sophistes. Bei jenen dreien fand er 30 Citate, innerhalb deren aristarchische Lesarten bezeugt sind, bei Apollonios ebenso viele auf den ersten 18 Seiten der Bekker'schen Ausgabe. Unter jenen 30 Stellen sind 8 oder 9[2]), für die wir auch Zenodots Lesart kennen; unter den 30 Beispielen aus Apollonios Sophistes ist das 7 mal der Fall. So kann neben Aristarch auch Zenodot an der früheren wie an der späteren Vulgata gemessen werden. Das Ergebnis ist dieses:

Aristarch stimmt mit der älteren Vulgata 19 mal, stimmt nicht 11 mal.

2) Zweifelhaft ist *A* 16, wo die Annahme, daß Zenodot 'Ατρείδας gelesen habe, nur auf Kombination beru t.

Zenodot stimmt mit der älteren Vulgata 2 mal, stimmt nicht 6- oder 7 mal.

Aristarch stimmt mit der jüngeren Vulgata 17 mal, stimmt nicht 13 mal.

Zenodot stimmt mit der jüngeren Vulgata 2 mal, stimmt nicht 5 mal.

In der That ein überraschend klares und einfaches Bild: Zenodots Verhältnis zur späteren Vulgata ist ebenso ungünstig wie das zur früheren, Aristarch steht zu beiden gleich günstig. Oder mit anderen Worten: die Vulgata, die nach Aristarch galt, stimmt zwar in der Mehrzahl der Fälle mit ihm überein, aber nicht in einer größeren Zahl als die, welche vor ihm gegolten hatte. Damit scheint Ludwich's Behauptung bewiesen: Aristarchs kritische Thätigkeit ist an der herrschenden Überlieferung des Homertextes spurlos vorübergegangen.

Aber reichte zu einem so kühnen Schluß das Material wirklich aus? Die Citate bei Platon und Aristoteles mögen als Beispiele der Vulgata ihrer Zeit gelten; Apollonios jedoch war selbst Grammatiker, der hoffentlich über manches seine eignen Ansichten hatte: mit welchem Rechte nehmen wir seinen Homertext ohne weiteres als Repräsentanten des zu seiner Zeit herrschenden? Daß jedenfalls die Gestalt der Überlieferung, die in unsern Hdss. erhalten ist, sich näher an Aristarch anschließt als die Ausgabe, nach der Apollonios citierte, läßt sich noch feststellen. Unter den 13 Stellen, an denen Apollonios von Aristarch abweicht, sind nur 7, an denen alle unsere Hdss. ebenso von Aristarch abweichen. Für die 6 übrigen Stellen liegt die Sache anders, wie nachstehende Tabelle zeigt.

	Aristarch.	Apollonios.	Unsere Handschriften.
Δ 117	μελαινέων	μελαινάων	μελαινέων A, die anderen μελαινάων.
E 757	χαρτερὰ ἔργα	ἔργ' ἀΐδηλα	ἔργ' ἀΐδηλα Cant. Harl., alle übrigen χαρτερὰ oder χρατερὰ ἔργα.
I 698	μηδ' ὄφελες	μὴ ὄφελες	μηδ' ὄφελες G, μὴ δ' ὄφελες C, die übrigen μὴ ὄφελες.
O 394	ἀχέσματ'	ἀχήματ'	ἀχέσματ' D. Lips., die übrigen ἀχήματ'.

	Aristarch.	Apollonios.	Unsere Handschriften.
Ω 347	αἰσυμνητῆρι	αἰσυητῆρι	αἰσυητῆρι A Syr. Lips. u. a., αἰσυμνητῆρι CD Townl. u. a., ΑΙϹΥΜΗΤΗΡ' Pap.[2]
ι 144	περὶ νηυσί	παρὰ νηυσί	παρὰ oder παρα FPH u. a., περὶ oder περι XDG u. a.

Wer will, mag mehr Beispiele heranziehen und vergleichen; um uns vorsichtig zu machen, reichen auch die vorstehenden aus. Unsere Vulgata steht dem Texte des Aristarch näher als die Ausgabe des Apollonios ihm stand; wenn also wirklich diese letztere von Aristarchs Kritik unbeeinflußt geblieben war, so ist damit das Gleiche für die Vulgata noch nicht bewiesen. Es bleibt zu untersuchen, ob sich nicht in dieser doch irgend welche Spuren aristarchischer Einwirkung finden.

Und für solche Untersuchung haben wir ja das beste Material. Jene 11 Stellen, in denen die Citate des vierten Jahrhunderts v. Chr. von Aristarchs Text abweichen, wie sehen sie denn heute in den Hdss. aus? Diese Vergleichung hat Ludwich nicht angestellt, obwohl sie unerläßlich war um den Wert der von ihm gefundenen Zahlenverhältnisse zu kontrollieren. Hier ist die Übersicht:

	Citate vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
Α 15	ἐλίσσετο	λίσσετο	λίσσετο A, die übrigen ἐλίσσετο.
Β 196	διοτρεφέων βασιλήων	διοτρεφέος βασιλῆος	διοτρεφέων βασιλήων DGL u.a., διοτρεφέος βασιλῆος ACS u.a.
Η 64	πόντος ὑπ' αὐτοῦ	πόντον ὑπ' αὐτῇ	πόντος AC²DL u. a., πόντον C¹G Lips. u. a. αὐτοῦ G, αὐτῇ Lips. Harl. Townl. Ven. B, αὐτῆς ACDL u. a.
Θ 108	μήστωρα	μήστωρε	μήστωρα ELS, μήστωρε ACD Lips. u. a.
Ι 310	ὥσπερ δὴ κρανέω	ᾗ περ δὴ φρονέω	ᾗ περ alle. κρανέω ACDL u. a., φρονέω GH Lips., γρ. φρονέω C².
Ι 653	φλέξαι	σμύξαι	σμύξαι alle, γρ. φλέξαι A.
Κ 252	παρῴχηκεν	παρῴχωκεν	παρῴχηκε(ν) alle.

	Citate vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
T 92	τῆς	τῇ	τῆς S, τῇ die übrigen.
Y 218	πολυπιδάκου	πολυπίδακος	πολυπίδακος ACL Lips. u. a., πολυπιδάκου DGS u. a.; ου übergeschrieben C², γρ. πολυπιδάκου A.
Ψ 77	οὐ γὰρ ἔτι	οὐ μὲν γάρ	οὐ μὲν γάρ alle, γρ. οὐ γὰρ ἔτι A.
Ω 82	μετ' ἰχθύσι πῆμα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα.

Die Sache liegt demnach so: nur an einer Stelle (*K* 252) ist die voraristarchische Gestalt des Textes einfach herrschend geblieben, an 4 Stellen (*I* 653. *T* 92. *Ψ* 77. *Ω* 82) herrscht jetzt die aristarchische Lesart; die übrigen 6 Stellen schwanken, wobei denn in der Regel A mit Aristarch geht. Auf der anderen Seite ist unter den 19 Stellen, an denen die frühere Vulgata mit Aristarch übereinstimmt, nur eine einzige (*I* 203: κέραιρε CD²HS), an der einige unserer Hdss. von ihm abweichen: er hat also eigentlich nur Gewinn zu verzeichnen. Ich meine, man kann deutlich sehen, wie die aristarchischen Lesarten allmählich vordringen und Terrain gewinnen.

Dieses Resultat läßt sich nun noch von einer andern Seite her prüfen. Ludwich hat (AHT. I 13) die Stellen gesammelt, an denen in den Scholien Lesarten der κοιναί oder δημώδεις, also der älteren Vulgata, in ausgesprochenem oder stillschweigend verstandenem Gegensatz zu Aristarch angeführt werden. Es sind 25[3]); und allerdings zeigen in der Mehrzahl von ihnen auch

3) Die Zahl würde um 1 größer sein, wenn es feststünde, was allerdings wahrscheinlich ist und seit Spitzner wohl allgemein angenommen wird, daß *N* 613 ἀφίκοντο in der κοινή stand, während Aristarch ἐφίκοντο vorzog, was auch unsre Handschriften haben. Dies wäre dann ein achter Fall, in dem die Vulgata zu Gunsten Aristarchs aufgegeben worden ist. Übrigens ist die Auseinandersetzung des Eustathios zu dieser Stelle (p. 949, 59) in der bisher geltenden Interpunktion nicht verständlich; es muß so gelesen werden: τὸ δὲ »ἀλλήλων ἐφίκοντο« ἀντὶ τοῦ καθίκοντο καὶ ἵψαντο, οἷα τῆς ἐπὶ προθέσεως ἀντὶ τῆς κατά ἐπὶ ἐναντιώσει κειμένης καὶ ἐνταῦθα (εἰ δὲ γράφεται »ἀφίκοντο«, λείπει ἡ κατά πρόθεσις), καὶ δηλοῖ ὡς ὁμοῦ κατ' ἀλλήλων ὥρμησαν. Dieser letzte kleine Satz bezieht sich auf die Form ἐφίκοντο, nicht auf ἀφίκοντο, das ja gerade deshalb zurückgewiesen wird, weil darin der Begriff

unsere Hdss., entweder alle oder die meisten von ihnen, eben die Lesart, die Aristarch verwarf. Aber wir haben doch auch Beispiele des Gegenteils:

	Vulgata vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
N 289	οὔ κεν	οὐκ ἄν	οὔ κεν H, die übrigen οὐκ ἄν.
X 478	ἐνὶ οἴκῳ	(κατὰ δῶμα)	κατὰ δῶμα.
Ω 7	ἔργα	(ἄλγεα)	ἄλγεα.
Ω 214	οὔ τι	(οὔ ἑ)	οὔ τι Pap., sonst οὔ ἑ.
ε 34	ἤματι εἰκοστῷ	(ἤματί κ' εἰκοστῷ)	ἤματί κ' (γ' JK) εἰκοστῷ.
ε 217	εἰς ὦπα	εἰς ἄντα	εἰς ἄντα.
λ 74	κακκεῖαι	κακκῆαι	κακκῆαι.

Bei den Lesarten der mittleren Kolumne, die ich eingeklammert habe, ist nicht mit ausdrücklichen Worten bezeugt, daß sie die des Aristarch gewesen seien; Ludwich schließt dies aber gewiß mit Recht aus der Art, wie Didymos die Abweichung des Vulgärtextes erwähnt. Wir haben also 7 Stellen, an denen die Lesart der älteren Vulgata zurückgetreten, die Aristarchs in den Hdss. zur Herrschaft gekommen ist, und zwar in drei Fällen ausnahmslos, in den übrigen mit ganz geringer Einschränkung. Durch dieses Ergebnis wird das vorige nur bestätigt: die Übereinstimmung der Vulgata mit Aristarch ist nach seiner Zeit größer als vor seiner Zeit. Daher müssen wir annehmen, daß er Einfluß auf sie geübt hat, wenn es auch eine Übertreibung war zu sagen, daß dieser Einfluß sehr groß gewesen sei.

An diesem Verhältnis haben auch die Papyrusfunde der letzten Jahre nichts geändert. Allerdings schien es eine Zeit lang, als sollten durch ein von Mahaffy[4]) mitgeteiltes Bruchstück einer alten Ilias-Hds. alle bisherigen Ansichten über die Geschichte des

---

κατά nicht ausgedrückt sei. — Der Townleyanus hat, wie Maaß angiebt, im Text ἐφίκοντο und dazu die Bemerkung: λείπει ἡ κατά. Beides stimmt nicht zusammen. Vermutlich stand in der Ilias-Handschrift, aus der die Scholien des Townleyanus stammen, ἀφίκοντο.

4) *On the Flinders Petrie Papyri. With transcription, commentaries and index.* Dublin 1891. Ein Facsimile des hier erwähnten Stückes giebt Menrad, »Ein neuentdecktes Fragment einer voralexandrinischen Homerausgabe«, Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. 1891, IV, S. 539—552. Vgl. dazu Ludwich, »Die sogenannte voralexandrinische Ilias«, Königsberger Lektions-Katalog 1892, S. 8—30.

Homertextes umgestürzt werden. Dieses Stück enthielt, zu beiden Seiten eines Kolumnenzwischenraumes, die Ausgänge der Verse Λ 502—517 und die Anfänge der Verse 518—537; es fehlte 1 Vers unserer Vulgata, 4 andere zeigten sich die der Vulgata fremd sind, und 2 weitere mußten, nach den erhaltenen Anfangsbuchstaben zu schließen, im vollständigen Text ganz anders gelautet haben als wir sie kennen. Da alle datierbaren Urkunden, die mit diesem Blatte gleichzeitig gefunden waren, der Zeit zwischen 285 und 221 v. Chr. angehörten, so lag die Folgerung nahe, daß es selbst mindestens ebenso alt sei. Und so schien hier, wenn auch in einem noch so spärlichen Reste, eine Probe derjenigen Gestalt gerettet zu sein, welche der Text der Ilias vor der gelehrten Bearbeitung durch die Alexandriner gehabt habe. So urteilten manche namhaften Forscher und knüpften daran weitgehende Vermutungen. Gomperz ersah »aus »dieser Stichprobe nicht ohne peinliches Befremden, welche tief- »greifende Umgestaltung der homerische Text durch die Hand der »alexandrinischen Grammatiker erfahren hat«. Und Diels äußerte den Zweifel, ob »Zenodot und seine Nachfolger jene reichere »Überlieferung, wie sie uns diese Probe voralexandrinischer Re- »cension so überraschend enthüllt hat, mit guten Gründen ignoriert »haben«. Er fürchtete, »die Auffassung der Skeptiker, welche »die alexandrinische Überlieferung für ein durchaus ungenügen- »des Fundament unserer Homerforschung erklären, werde ange- »sichts dieses Fundes überwiegend werden«. — Aber diesmal hielt die Überschätzung des Neugefundenen, dem zu liebe man bereit war das Vertrauen zu aller bisherigen Überlieferung und dem was sie lehren konnte zu opfern, nicht lange an. Eine nüchternere Auffassung vertrat Josef Menrad in einem Aufsatz der Münchener Sitzungsberichte; und Arthur Ludwich wies mit scharfer und recht aus dem Vollen schöpfender Kritik nach, daß die Fayûmer Ilias in bezug auf die unwissenschaftlichen Absenker des Homertextes, die es im Altertum gegeben hat, nichts erheblich Neues lehre; sie reihe sich nur den längst vorhandenen Zeugnissen dafür an, daß im dritten Jahrhundert v. Chr. Homertexte existierten, die von der Vulgata beträchtlich abwichen. Es ist ungerechtfertigt, das, was ein so degenerierter Text im Vergleich zu unsern Handschriften und den Alexandrinern mehr bietet, ohne weiteres als »reichere Überlieferung« hinzustellen,

von der sich losmachend die Alexandriner erst den Vulgärtext geschaffen hätten; dieser bestand vor ihnen wie nach ihnen, in seinen Hauptzügen unverändert.

Aus dieser Ansicht, die ich mit Ludwich teile, ergeben sich nun aber Folgerungen, die bisher nicht genug beachtet worden sind. Wenn wirklich die Fortpflanzung der Vulgata und die Tradition der alexandrinischen Schule nebeneinander hergegangen sind als zwei selbständige Ströme, von denen der erste nur mäßigen Einfluß aus dem zweiten erfahren hat, welchen Text soll dann ein Herausgeber drucken, der ein Bild der besten Überlieferung zu geben wünscht? Diese Schwierigkeit machen sich die meisten von denen gar nicht klar, die immer wieder fordern, man solle in unseren Ausgaben nur »den« überlieferten Text drucken. Dem Verlangen liegt die unklare Vorstellung zu Grunde, daß der Homertext unsrer besten Handschriften ein direkter Abkömmling des aristarchischen sei, ihn, wenn auch in verschlechterter Gestalt, darstelle. Wer die Dinge sieht wie sie sind, muß zugeben, daß es zwei an sich getrennte Aufgaben sind, den besten handschriftlich beglaubigten und den aristarchischen Text zu rekonstruieren. Beide auch in der Ausführung auseinanderzuhalten hat bisher niemand versucht. Für die Odyssee muß man es vielleicht im voraus aufgeben; jedenfalls könnte hier an die Herstellung eines rein aristarchischen Textes erst gedacht werden, wenn ein solcher für die Ilias fertig vorläge. Für diese aber ist das Unternehmen keineswegs aussichtslos. Bekker und La Roche haben ein eklektisches Verfahren eingeschlagen, indem sie da, wo Aristarch und der Venetus A auseinandergingen, bald dem einen bald dem andern folgten und diejenige Lesart vorzogen, die ihnen aus inneren Gründen annehmbarer erschien; manchmal sind sie sogar von beiden zugleich abgewichen, weil sich ihnen die Absicht, eine *recensio* im strengen Sinne zu liefern, unmerklich mit dem Wunsche mischte, einen glatt lesbaren Text zu bieten. Von dem neuen Herausgeber der Ilias, Adolf Roemer, der sie uns ganz und klar in aristarchischer Beleuchtung vorzuführen versprochen hat[5]),

5) Homeri Ilias. Editionis prodromus. Gymnasialprogramm, Kempten 1893. Vgl. dazu die Anzeige von Arthur Ludwich, Berliner philol. Wochenschrift 1893, S. 1473 ff.

dürfen wir hoffen, daß er diese vermittelnde Haltung entschlossen aufgeben wird. Zu dem Programm, das er sich vorgezeichnet hat, paßt kein kontaminierter Text, paßt nicht einmal der an sich so vortreffliche des Venetus A, sondern nur der aristarchische; darauf hat Ludwich in seiner Anzeige des Roemerschen Prodromus mit Nachdruck hingewiesen. Daß gerade von ihm solche Mahnung ausgeht, ist besonders erfreulich; dadurch soll uns bei einer späteren Gelegenheit die Verständigung mit ihm erleichtert werden.

Die Frage, ob Aristarch Konjekturen gemacht habe, und weiter, ob er solche in seinen Text aufgenommen habe, ist durch *A* 5 nicht, wie es scheinen könnte, entschieden. Allerdings ist πᾶσι für δαῖτα eine Konjektur, und zwar eine falsche; aber wir wissen gar nicht sicher, ob die Beobachtung über den Gebrauch von δαίς, die zu ihr den Anlaß gegeben hat, von Aristarch gemacht worden ist. Sie ist uns bekanntlich weder durch Aristonikos noch durch Didymos sondern bei Athenäos überliefert, ohne Nennung ihres Urhebers; und wenn auch die Vermutung von Lehrs (Ar.[2] 87), der diese Beobachtung mit ganz ähnlichen Untersuchungen Aristarchs in Zusammenhang gebracht hat, wahrscheinlich das Richtige trifft, so läßt sich doch ein zwingender Beweis auf solchen Grund nicht bauen. Am wenigsten würde natürlich Lehrs selber einverstanden sein, daß man seine Ansicht so verwerte; denn er war fest überzeugt, daß Aristarch sich jedes korrigierenden Eingriffs in die Überlieferung enthalten habe. Das zeigt sich z. B. in der Beurteilung der aristarchischen Lesarten τρόμος *Σ* 247. *T* 14, τρομέοντο *K* 10, die auch in unsern sämtlichen Handschriften stehen, während Zenodot φόβος, φοβέοντο schrieb. Aristarch hatte beobachtet, daß φόβος bei Homer nicht »Furcht« bedeutet, was es an diesen drei Stellen sein müßte, sondern ἡ μετὰ δέους φυγή. Darüber sagt nun Lehrs (Ar.[2] 359): *Priores ubi* φόβος *pro* δέος *invenerant non offenderant, quod huius vocabuli vim Homericam non perspectam habebant. Ipse ubi codd. aliam etiam lectionem praebebant, ex. gr.* τρόμος, *hanc recepit, si minus, versum pro falso habuit. Et hoc memorabile, nunquam illum eiusmodi versus coniectura sanasse, sed nota apposita damnasse.* Also sind auch Formen wie δαί,

καχελεγχέες u. ä. nicht von Aristarch erfunden, sondern müssen schon vor ihm, wenn auch vielleicht ganz vereinzelt, in Handschriften gestanden haben.

Völlig anders urteilte Nauck, der immer an der Ansicht festgehalten hat, zu der er sich 1861 mit folgenden Worten bekannte (Mél. Gr.-Rom. II p. 324 f.): »Aristarch war nicht so zag»haft, um das Resultat einer sorgfältigen Beobachtung deshalb zu »verwerfen, weil einige Stellen demselben widersprachen, und »man müßte an Wunder glauben, wenn man annehmen wollte, »die besten und zuverlässigsten Handschriften seien immer so »willfährig gewesen die von Aristarch aufgestellten Gesetze glatt »zu bestätigen. Es läßt sich, wie ich glaube, für jeden Unbe»fangenen mit völliger Gewißheit darthun, einerseits daß Aristarch »in seiner Gesetzgebung zu weit ging, d. h. daß er dem Homer »manches absprach, was trotz seiner Seltenheit oder Vereinzelung »für vollkommen zulässig erachtet werden mußte, andrerseits »daß er in Folge des Mangels an kritischer Reife in der Wahl »seiner Mittel vielfach fehlgriff.« — Nauck spricht hier vom Standpunkte moderner Kritik aus, wie er selbst sie übt. Er schreibt nicht nur *O* 393 mit Benutzung einer von Didymos notierten Variante ἔτερπε λόων für ἔτερπε λόγοις, wie unsre sämtlichen Handschriften haben, sondern konjiziert auch *α* 56 αἱμυλίοισι ἔπεσσι für αἱμυλίοισι λόγοισι, wo dann van Leeuwen und Mendes da Costa seine »Emendation« in den Text gesetzt haben — ohne zu erkennen, daß die moderne Vokabel eben eine Spur des modernen Ursprungs dieser Partie ist. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch im Sinne der Holländer Kritik geübt habe? Manches spricht ja dafür; und auf eine merkwürdige Übereinstimmung gerade zwischen Cobet und ihm werden wir noch später zu sprechen kommen. Aber es giebt doch auch Momente, die uns nach der andern Seite ziehen.

Ludwich macht (AHT. II 170 ff.) darauf aufmerksam, daß im Altertum der Name Aristarchs beinahe sprichwörtlich war zur Bezeichnung eines Grammatikers und Kritikers, daß aber nirgends, wo er erwähnt wird, von seinen Konjekturen die Rede ist. Horaz z. B., der a. p. 445 ff. die Thätigkeit eines Aristarchus schildert, umschreibt deutlich den Obelos, aber von Änderungen des Textes sagt er kein Wort: *mutanda notabit*, nicht *mutabit*. Lukian erzählt (ἀληθ. ἱστ. II 20) von einer Unterredung mit

dem verstorbenen Homer in der Unterwelt: περὶ τῶν ἀθετουμένων στίχων ἐπηρώτων, εἰ ὑπ' ἐκείνου εἰσὶν ἐγγεγραμμένοι. καὶ ὃς ἔφασκε πάντας αὐτοῦ εἶναι. κατεγίνωσκον οὖν τῶν ἀμφὶ Ζηνόδοτον καὶ Ἀρίσταρχον γραμματικῶν πολλὴν τὴν ψυχρολογίαν. Auch hier also wird nur die Athetese erwähnt, freilich in einem Zusammenhange, der die Beweiskraft der Stelle gleich wieder aufhebt; denn Aristarch und Zenodot werden ganz gleich behandelt, und von dem letzteren bezweifelt doch niemand, daß er Konjekturen gemacht hat. Aber das ist allerdings eine Frage, die ernsthaft geprüft werden muß, ob in Aristarchs Methode neben der Athetese auch die Konjektur Platz gehabt habe. Eine Vermutung bietet sich hier gleich dar: er habe da zur Konjektur gegriffen, wo sich die anstößige Stelle nicht glatt ausscheiden ließ. Aber das stimmt nicht. Denn den Vers χ 31 (ἴσκεν ἕκαστος ἀνήρ, ἐπεὶ ἦ φάσαν οὐκ ἐθέλοντα) hat Aristarch mit dem Obelos bezeichnet, weil οὐδέποτε Ὅμηρος ἐπὶ τοῦ ἔλεγε τὸ ἴσκε ἀλλ' ἐπὶ τοῦ ὡμοίου (Ariston.), und ebenso Φ 331 (ὄρσεο, κυλλοπόδιον, ἐμὸν τέκος· ἄντα σέθεν γὰρ), ὅτι ἄκαιρον τὸ ἐπίθετον· ἡ γὰρ φιλανθρωπευομένη καὶ λέγουσα »ἐμὸν τέκος« οὐκ ὤφειλεν ἀπὸ τοῦ ἐλαττώματος προσφωνεῖν (Ariston.); und doch können beide Verse nicht ausgeschieden werden. Lehrs scheint also recht zu behalten (Ar.[2] 345): *Ne ibi quidem mutavit Aristarchus, ubi si versum exemeris sententiae connexus tollitur. Exemplum est* χ 31. *Sc. ubi versus spurios esse pronuntiamus, ibi non continuo dicimus nullos fuisse sed non hos.*

Ein Urteil kann nur durch sorgfältige Prüfung der einzelnen Beispiele gewonnen werden. Zu dieser ist Nauck von Ludwich wiederholt herausgefordert worden, aber nicht recht darauf eingegangen. Ludwich selbst hat die Frage mehrfach behandelt, zusammenfassend AHT. II 78 ff. 167 ff. Ohne mich an den etwas regellosen Gang seiner Darstellung zu halten, bespreche ich einige charakteristische Stellen, teils solche die auch von ihm behandelt sind teils andere.

A. In einigen Fällen ist eine Konjektur von Aristarch ausdrücklich bezeugt; von ihrer Betrachtung müssen wir ausgehen.

1) *Π* 636 χαλκοῦ τε ῥινοῦ τε βοῶν τ' εὐποιητάων.

Dazu bemerkt Didymos: ἄμεινον ⟨ἂν suppl. Ludw.⟩ εἶχε, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, εἰ ἐγέγραπτο »βοῶν εὐποιητάων« ἔξω τοῦ τέ συν-

δέσμου. Und **Aristonikos**: ὅτι προειπὼν »ῥινοῦ τε« ὡς ἕτερόν τι διάφορον συμπλέκει »βοῶν τε«· καὶ ἤ τοι ἐξ ἐπαναλήψεως νοητέον λέγεσθαι τὸ αὐτό, ὡς »πυκνοὶ καὶ θαμέες« (*μ* 92) καὶ »πόλεμόν τε μάχην τε« (*Π* 251), ἢ τὸν τέ σύνδεσμον περιττὸν νομιστέον, ἵν' ᾖ »ῥινοῦ βοῶν«, τουτέστι τῶν ἀσπίδων.

2) *H* 113 f. καὶ δ' Ἀχιλεὺς τούτῳ γε μάχῃ ἔνι κυδιανείρῃ
ἔρριγ' ἀντιβολῆσαι, ὅ περ σέο πολλὸν ἀμείνων.

So sagt Agamemnon zu seinem Bruder, um ihn vom Kampfe mit Hektor zurückzuhalten. Dazu haben wir ein Scholion im Venetus, das Ludwich wenn auch zweifelnd dem Didymos zuschreibt: βέλτιον δ' ἄν, φασιν (*Aristarchei*: Lehrs), εἴρητο Ὁμήρῳ »ὅ περ μέγα φέρτατός ἐστιν«· ἐπ' αὐτοῦ γὰρ ψιλῶς λεγόμενον τοῦ Μενελάου ἔχει τι ὀνειδιστικόν.

An beiden Stellen kann man die hypothetische Form der Aussage nicht anders verstehen, als daß Aristarch die Lesart, von der er sagte daß sie besser gewesen sein würde, selbst ersonnen hatte. Ludwich hat dem allerdings widersprochen (II 85) und zwei Beispiele angeführt, in denen eine ähnliche Satzform angewandt und doch offenbar nicht von einer Konjektur Aristarchs die Rede sei; aber beide Stellen beweisen das, was sie sollen, nicht. Die eine ist in *Θ* in der Rede, mit welcher Agamemnon die Seinen zum Kampfe anfeuert: in Lemnos hätten sie sich gerühmt, jeder wolle es mit 100 oder 200 Trojanern aufnehmen; jetzt aber —

Θ 234 f.: — — νῦν δ' οὐδ' ἑνὸς ἄξιοί εἰμεν
Ἕκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπρήσει πυρὶ κηλέῳ.

Dazu bemerkt Aristonikos (schol. A): ὁ ὀβελός, ὅτι ἐκλύει καὶ ἀπαμβλύνει τὸν ὀνειδισμὸν ὁ στίχος· κρείσσων γὰρ καθολικώτερον ἐᾶσαι, οὐδήποτε ἀνδρός, ἀλλ' οὐχὶ τοῦ διαφορωτάτου. Aristarch hielt also V. 235 für unecht, weil der Rede Agamemnons der Stachel genommen wäre, wenn das οὐδ' ἑνὸς ἄξιοι durch Nennung Hektors näher bestimmt würde. Wenn wir nun von Didymos hören (schol. A): ἧττον ἄν φησιν Ἀρίσταρχος ὀνειδιστικὸν εἶναι, εἴπερ οὕτως ἐγέγραπτο »Ἕκτορος, ᾧ δὴ κῦδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει«· ἠθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει, so kann man ja darüber zweifeln, wie Didymos zu dieser etwas unklaren Fassung seiner Notiz gekommen ist und warum er V. 235 in anderer Form

anführt, als wir ihn lesen[6]); so viel aber leuchtet ein, daß die Ähnlichkeit des Ausdrucks mit dem an den beiden vorher angeführten Stellen eine ganz äußerliche ist. Denn hier heißt es nicht: »Der Tadel würde weniger scharf, der Gedanke also besser sein, wenn so geschrieben wäre: Ἕκτορος ᾧ δὴ κῦδος κτλ.«, sondern: »Der Tadel würde zu schwach, der Gedanke also schlecht sein, wenn der Vers, in dem Hektor genannt wird, wirklich dastünde«. Für die Deutung der an sich völlig verständlichen Scholien zu *Π* 636 und *H* 114 gewinnen wir aus dieser Vergleichung überhaupt nichts. — Mehr Verwandtschaft mit ihnen zeigt die Bemerkung des Aristonikos zu

P 177 f.: — — — — · καὶ ἀφείλετο νίκην
ῥηιδίως, ὁτὲ δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μαχέσασθαι.

Hier sagt Aristonikos: ὅτι ἀκαταλλήλως καὶ ἰδίως ἐπενήνοχε τὸ »ὅτε δ' αὐτός«· ἔδει γὰρ ἢ οὕτως εἰπεῖν »τότε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει«, ἢ προσληπτέον ἔξωθεν τὸ ἔστιν, ὥστε γίνεσθαι τὸ πλῆρες »ἔστι δ' ὅτε καὶ αὐτὸς ἐποτρύνει μάχεσθαι«. Die Worte ἔδει γὰρ οὕτως εἰπεῖν klingen allerdings fast so, als sollten sie eine Konjektur einleiten; wir wissen aber aus Didymos (schol. A[t]T), daß τότε δ' αὐτός die Lesart des Aristophanes war: also, folgert Ludwich, kann auch *Π* 636 und *H* 114 die von Aristarch als besser bezeichnete Lesart eine solche gewesen sein, die ihm bereits vorlag, nicht von ihm ersonnen wurde, und es ist reiner Zufall, daß wir davon nichts wissen. Aber zunächst ist es doch eben unsere Aufgabe, aus dem was wir wissen Schlüsse zu ziehen, nicht auf bloße Möglichkeiten eine Ansicht zu bauen. Dann aber ist die (doppelt erhaltene) Notiz über Aristophanes nicht das einzige, wodurch sich das Scholion zu *P* 178 von denen zu *Π* 636 und *H* 114 unterscheidet: es fehlt die bedingte Form der Aussage, die dort so charakteristisch ist; und diesen Unterschied erklären wir am besten durch die Annahme, daß Aristarch *P* 178 eine Konjektur seines Vorgängers, an jenen beiden Stellen eine eigene erläutert hat. —

---

6) Ludwich (AHT. I S. 289) und Ad. Römer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholien der Odyssee [1885] S. 13) haben hierüber verschiedene Vermutungen.

3) *I* 222 αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἕντο, heißt es von den Gesandten Agamemnons, die bei Achill freundlich aufgenommen worden sind. Darüber Didymos: φαίνονται καὶ παρ' Ἀγαμέμνονι, πρὶν ἐπὶ τὴν πρεσβείαν στείλασθαι, δειπνοῦντες· φησὶ γοῦν (177) »αὐτὰρ ἐπεὶ σπεῖσάν τ' ἔπιόν θ' ὅσον ἤθελε θυμός, ὡρμῶντ' ἐκ κλισίης«. ἄμεινον οὖν εἶχεν ἄν, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, ⟨εἰ⟩ ἐγέγραπτο »ἄψ ἐπάσαντο«, ἵν' ὅσον χαρίσασθαι τῷ Ἀχιλλεῖ μόνον καὶ μὴ εἰς κόρον ἐσθίειν καὶ πίνειν λέγωνται· ἀλλ' ὅμως ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν. Über die Pedanterie dieser Bemerkung ist viel gespottet worden, teils von Cobet und Nauck, die eben diese Stelle als Beispiel der thörichten und grundlosen Konjekturen Aristarchs anführen, teils von Römer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholl. der Od. S. 8 ff.), der aus demselben Grunde hier dem Didymos nicht glauben will: »Ein wahres Prachtstück »und über die Maßen wunderbar ist die Perle ἵν' ὅσον χαρίσασθαι »— λέγωνται. Da muß diese, da müssen alle schlechten und »schlechtesten Konjekturen noch zurücktreten vor dieser köstlichen »Erfindung des 'Anstandsbissens und des Anstandsschluckes' »— im Homer, bei homerischen Helden dieses Theetischceremo»niell! Und das sollen wir alles dem Aristarchus aufbürden wegen »eines — 'Didymus'!« Aber mit solchen Entrüstungsargumenten wird nichts bewiesen. Obendrein ist es falsch, den homerischen Helden reine Naivetät zuzuschreiben; konventionelle Höflichkeit ist ihnen keineswegs fremd, worüber sich bei Wilamowitz (HU. 91) eine gute Bemerkung findet. Wichtiger ist, daß an unserer Stelle Aristonikos zu Didymos nicht zu stimmen scheint; er merkt an: κυκλικώτερον κατακέχρηται τῷ στίχῳ, δεδειπνηκότων αὐτῶν πρὸ ὀλίγου· οὐ γὰρ ἥρων δαιτός. Dies hält Römer für die echte Ansicht Aristarchs, während die Konjektur ἄψ ἐπάσαντο von einem seiner Schüler herrühre, der sie durch den ihr angedichteten Namen Aristarchs zu empfehlen gesucht habe. Absolut undenkbar wäre dies ja nicht; aber wir verlieren allen Boden unter den Füßen, wenn wir in dieser Weise die Überlieferung da, wo sie uns unbequem ist, ändern. Vorsichtiger verfuhr hier Ludwich, der zwar erst den Versuch macht, aus dem Wortlaut bei Didymos (ἐν πολλαῖς, nicht ἐν πάσαις, οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν) zu folgern, daß auch die andere Lesart eine altüberlieferte gewesen sei (vgl. unten S. 32), dann aber doch die

Möglichkeit zugiebt (II 86), »Aristarch selber hätte ἄψ ἐπάσαντο »ersonnen, um anzudeuten, wie er sich etwa die Lösung der nach »seiner Ansicht hier vorliegenden Schwierigkeit möglich denke«; nur daran müsse man festhalten, daß Aristarch jedenfalls ἄψ ἐπάσαντο nicht in den Text eingesetzt habe. Dies ist gewiß richtig; auch Didymos sagt ja: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν. Und so scheint mir gar kein unvereinbarer Widerspruch zwischen den beiden Angaben zu bestehen: Aristarch machte eine Konjektur, um zu zeigen was ihm anstößig war, setzte sie dann aber nicht ein, weil er den Anstoß aus dem poetischen Stil zu erklären vermochte. Ähnlich war es bei *Π* 636. An unserer Stelle hat das eine Stück von Aristarchs Bemerkung Didymos, das andere Aristonikos aufbewahrt.

4) *B* 665 βῆ φεύγων ἐπὶ πόντον.

Dazu Didymos: τὸ μὲν Ὁμηρικὸν ἔθος »βῆ φεύγειν« προφέρεται· ἀλλ' ὅ γε Ἀρίσταρχος οὐ μετέθηκεν, ἀλλ' οὕτως γράφει »βῆ φεύγων«. Es ist nicht sicher, ob die Bemerkung über den homerischen Sprachgebrauch gerade an dieser Stelle von Aristarch gemacht war oder an einer anderen, so daß sie hier nur von Didymos herangezogen wurde. Aber auch wenn ersteres der Fall war, so läßt sich leicht begreifen, warum Aristarch die überlieferte Form nicht änderte: er dachte an ἔβησαν φεύγοντες *Θ* 343 f. *O* 1 f. u. ä., während βῆ φεύγειν (wie βάν ῥ' ἴμεν, βῆ δὲ θέειν) nirgends bezeugt ist. Eben deshalb aber möchte ich glauben, daß die ganze Bemerkung auf unsere Stelle erst durch Didymos bezogen worden ist, der sich in seiner halben Einsicht darüber wunderte, daß Aristarch φεύγων ruhig hatte stehen lassen.

Bleiben die drei ersten Stellen. Lehrs (Ar.[2] 359 sq.) führt sie zum Beweis dafür an, daß Aristarch durchweg keine Lesart in den Text aufgenommen habe, die er nicht überliefert fand; und ebenso urteilt Ludwich. Unmittelbarer beweisen sie aber ganz etwas anderes, nämlich daß Aristarch überhaupt auch Konjekturen gemacht hat. Für *I* 222 giebt dies, wie wir gesehen haben, auch Ludwich zu; und er wiederholt das Zugeständnis wenige Seiten später in allgemeinerer Wendung, ob auch widerstrebend (II 92): »für ihn handle es sich gar nicht darum, ob Aristarch »in seinem Leben überhaupt einmal eine Konjektur zu den home»rischen Gedichten gemacht habe, sondern nur darum, ob er

»derselben den Grad der Sicherheit zutraute, daß er es wagte »sie in seinen Text aufzunehmen«. Ich meine, wenn erst einmal anerkannt ist, daß Aristarch auch Konjekturen machte, so wird sich immer wieder die Vermutung hervordrängen, daß unter diesen doch auch solche waren an die er selber glaubte. Woher will Ludwich das Gegenteil wissen? Etwa aus dem Schweigen des Didymos über Änderungen Aristarchs? Aber es wäre doch ganz denkbar, daß Didymos eine Konjektur Aristarchs nur gerade da als solche bezeichnet hätte, wo sie nicht in den Text gesetzt, also Vermutung geblieben war, während er sie in anderen Fällen einfach als »die Lesart« der aristarchischen Ausgaben oder einer von ihnen verzeichnete. Doch wir brauchen uns gar nicht mit etwas Denkbarem zu begnügen; die Sache kann mit annähernder Sicherheit entschieden werden.

B. Es giebt Fälle, in denen Aristarch den überlieferten Text geändert haben muß, wenn sein Verfahren überhaupt irgend einen Sinn gehabt haben soll.

1) *Γ* 262 hat der Venetus βήσετο mit übergeschriebenem α, die anderen Handschriften haben teils βήσετο teils βήσατο. Didymos bemerkt zu der Stelle: προκρίνει μὲν τὴν διὰ τοῦ ε γραφὴν »βήσετο«, πλὴν οὐ μετατίθησιν, ἀλλὰ διὰ τοῦ α γράφει ὁ Ἀρίσταρχος. Auch *K* 513 sind unsere Handschriften zwischen beiden Formen geteilt; der Venetus hat hier nur ἐπεβήσετο und am Rande die Notiz: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »ἐπεβήσατο«. Kein Zweifel, daß Aristarch βήσετο für richtig hielt; wenn er trotzdem *Γ* 262 die Form mit α beibehielt, so sieht Ludwich darin einen Beweis für die Vorsicht des Kritikers, der »es nicht einmal wagte *Γ* 262 »ein βήσατο in βήσετο zu verändern, obgleich ihm βήσετο den »Vorzug zu verdienen schien«. Aber solche Vorsicht wäre gleichbedeutend mit Kritiklosigkeit. Denn die ungelehrte Überlieferung kann nicht anders als in solchen fast nur orthographischen Fragen inkonsequent sein; das zeigen auch unsere besten Handschriften. Ein Kritiker also, der hier der Überlieferung gehorchen wollte anstatt seiner grammatischen Einsicht, könnte lieber gleich das Los entscheiden lassen. Anderwärts scheint auch Ludwich so zu urteilen. Zu *O* 307 notiert Didymos (A[t]): Ἀρίσταρχος »βιβῶν«; wir wissen aber durch denselben Didymos zu *H* 213. *N* 371, daß Aristarch dort βιβάς, βιβάντα las. Deshalb vermutet Ludwich, daß in dem Scholion zu *O* 307 βιβῶν für βιβάς verschrieben

sei: denn »wer éinmal sich für μακρὰ βιβάς entschied, wird ihm »vermutlich auch in den übrigen Fällen den Vorzug gegeben »haben«. Sehr richtig; aber doch nur dann, wenn er sich in dergleichen Entscheidungen von der unvermeidlichen Inkonsequenz der ihm vorliegenden Handschriften unabhängig hielt. Also wäre es, nach Ludwichs eignem Maßstabe, gar kein Lob für Aristarch, wenn er *Γ* 262 βήσατο beibehalten hätte. — Wir brauchen aber auch nicht zu glauben, daß er es gethan hat. Didymos selber behauptet das nicht, sondern wundert sich nur (ähnlich wie bei φεύγων *B* 665) über Aristarchs Inkonsequenz. Vermutlich fand er in seinem, nach Ludwichs überzeugender Darlegung (I 81) nicht sehr zuverlässigen Exemplar von Aristarchs Ausgabe βήσατο, das durch Versehen hineingekommen war, hielt es für die von Aristarch beabsichtigte Form, wunderte sich darüber und machte so die oben citierte Anmerkung.

2) Weglassung des Augments ist für Aristarch vielfach bezeugt, z. B. *I* 492: Ἀρίσταρχος »πολλὰ πάθον καὶ πολλὰ μόγησα«, wo die Handschriften fast alle, auch A, ἔπαθον und ἐμόγησα haben. Ähnlich überwiegt *Δ* 598 in den Handschriften ᾠνοχόει, während Didymos berichtet: οὕτως »οἰνοχόει« Ἀρίσταρχος, Ἰακῶς, und hinzufügt, daß Zenodot, Aristophanes u. a. ebenso gelesen hätten. Weitere Belegstellen hat La Roche HTk. 423 ff. gesammelt. Aristarch hielt die Formen ohne Augment für »ionisch«, weil sie von dem attischen Gebrauch abwichen. Wenn nun zu *K* 359 in A am Rande steht: τὸ »ὡρμήθησαν« Ἰακῶς, so versteht man sofort, was gemeint ist. Ludwich hat ganz recht: es ist nicht einmal nötig einen Schreibfehler anzunehmen; die kurze Notiz kann den Sinn haben, daß Aristarch das im Text stehende Wort ὡρμήθησαν in ionischer Gestalt geschrieben habe, also ohne Augment. In andern Fällen liegt die Sache weniger klar. *O* 601 haben alle Handschriften: ἐκ γὰρ δὴ τοῦ ἔμελλε, wozu Didymos angiebt: Ἀριστοφάνης Ἰακῶς γράφει »μέλλε« (Schol. T, ähnlich A). Das sieht so aus, als habe an dieser Stelle Aristarch ἔμελλε in seiner Ausgabe gehabt, und dies hat Lehrs (Ar.[2] 362) aus den Worten geschlossen, damit also dem Aristarch dieselbe Inkonsequenz zur Last gelegt, über die sich Didymos bei Gelegenheit von βήσατο wunderte. Ludwich stimmt ihm nicht bei, sondern verwandelt nach Schmidts Vorgange Ἀριστοφάνης in Ἀρίσταρχος. Auch ζ 165 bedarf die Angabe des Aristonikos (ὅτι οὐκ οἶδεν ὁ

ποιητὴς τὸ »μέλλεν«· Ἀττικῶν γάρ ἐστι τῶν μεταγενεστέρων) einer Korrektur, wenn sie sich mit dem, was wir sonst von Aristarchs Lehre wissen, vertragen soll; Ludwich ist hier am meisten geneigt Cobet zu folgen, der schrieb: οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »ἤμελλεν«, so daß sich die Anmerkung auf einen Text bezogen hätte, in dem ἦ δ' ἤμελλεν statt ἦ δὴ μέλλεν stand. In beiden Fällen ist die von Ludwich angenommene Änderung wohl begründet, aber eben doch nur durch den Gedanken begründet, daß Aristarch in dergleichen Dingen ein grammatisches Prinzip befolgt haben müsse, nicht dem zufälligen Bestande der Überlieferung in den Handschriften, die er verglich, sich unterworfen haben könne. Wer dies glaubt, darf ihm dann auch nicht zutrauen, daß er *Γ* 262 um der Handschriften willen βήσατο beibehalten habe, noch weniger ihn deswegen loben.

3) *Z* 71 steht im Venetus τεθνηιῶτας, dazu am Rande: οὕτως Ἀρίσταρχος »τεθνηῶτας«. *K* 387 hat dieselbe Handschrift im Texte κατατεθνηώτων, und dazu die Notiz aus Didymos: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »κατατεθνειώτων«. Dieselbe Nachricht ist uns noch öfter erhalten. Die Handschriften schwanken, auch der Venetus A hat z. B. *H* 89. 409 κατατεθνειῶτος, κατατεθνειώτων. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch eine solche Frage nach den ihm vorliegenden Handschriften, die an orthographischer Sicherheit dem Venetus gewiß nicht überlegen waren, entschieden habe? Undenkbar. Jedenfalls für den undenkbar, der, wie Ludwich, überzeugt ist, daß Aristarch nicht das eine Mal βιβῶν ein andres Mal βιβάς geschrieben haben könne.

Damit ist ein Gebiet bezeichnet, auf dem unzweifelhaft der große Alexandriner sich der Überlieferung gegenüber unabhängig stellte: in all jenen Fragen, die äußerlich als orthographische erscheinen, ihrem Wesen nach aber durch sprachgeschichtliche Kritik des Textes verstanden und entschieden werden müssen. Die Männer, die in neuerer Zeit diesen Zweig der Kritik vorzugsweise gepflegt haben, Bentley Bekker Nauck, wandelten also auf Aristarchs Bahnen und können es sich gern gefallen lassen deswegen von Arthur Ludwich gescholten zu werden. Wir werden noch weiterhin einem Beispiel begegnen, wie gerade er es nicht nur an Verständnis sondern auch an Achtung für den, dessen Namen er so laut bekennt, hat fehlen lassen. Für jetzt kommt es darauf an, die beiden Sätze, die wir gewonnen haben,

zusammenzufassen: wenn es feststeht, daß Aristarch Konjekturen gemacht hat, und ferner feststeht, daß er bei der Konstituierung des Textes nicht bloß nach äußerer Gewähr sondern auch nach inneren Gründen sich entschieden hat, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter den von ihm aufgenommenen Lesarten auch solche waren, die er selbst ersonnen hatte.

C. Welcher Art sind die Lesarten, von denen wir mit einiger Zuversicht vermuten dürfen, daß sie auf Konjekturen Aristarchs beruhen?

Im voraus ist es gut daran zu erinnern, daß wir die Zahl lieber zu klein als zu groß annehmen und jeden einzelnen Fall aufs peinlichste prüfen wollen. Die meisten äußeren Chancen, Konjektur zu sein, haben diejenigen Lesarten, mit denen Aristarch ganz allein steht. Wo er mit der späteren Vulgata stimmt, da überwiegt die Wahrscheinlichkeit (s. oben S. 13 ff.), daß er dieselbe Gestalt des Textes schon in der älteren Vulgata vorgefunden habe. Unmöglich wäre es zwar auch hier nicht, daß er durch freie Emendation in den Gang der Überlieferung eingegriffen hätte; aber die inneren Gründe für diese Annahme müßten in solchem Falle besonders gewichtige sein. Und auch sonst werden wir uns nur da zu ihr entschließen, wo eine Lesart Aristarchs so aussieht, als sei sie um einer grammatischen, metrischen oder logischen Erwägung willen ausgedacht worden. Von der Anwendung der damit angedeuteten Grundsätze gebe ich einige Beispiele.

1) *Α* 404 ὃ γὰρ αὖτε βίῃ οὗ πατρὸς ἀμείνων.
Γ 193 μείων μὲν κεφαλῇ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο.

Zur ersten Stelle sagt Didymos (A[t]): οὕτως [korr. aus οὐ] διὰ τοῦ ν »βίην« Ἀρίσταρχος, zur zweiten derselbe (A[t]): Ἀρίσταρχος »κεφαλήν«. Unsere Handschriften haben alle βίῃ und fast alle κεφαλῇ, nur eine κεφαλήν. Ludwich bemerkt: »Aristarch bevorzugte den Accusativ.« Wir dürfen annehmen, daß er ihn an beiden Stellen gegen die Überlieferung herstellte.

2) *Ο* 80 ff. ὡς δ' ὅτ' ἂν ἀίξῃ νόος ἀνέρος, ὅς τ' ἐπὶ πολλὴν
γαῖαν ἐληλουθὼς φρεσὶ πευκαλίμῃσι νοήσῃ
»ἔνθ' εἴην ἢ ἔνθα«, μεμοινήσειέ τε πολλά —

Dazu Didymos (A[t]): οὕτως Ἀρίσταρχος »ἔνθ' εἴην« μετὰ τοῦ ν, καὶ διὰ τῶν β′ ηη »μενοινήῃσί τε«. Im ersten Punkte sind ihm die

besseren Handschriften gefolgt, im zweiten keine einzige; alle haben μενοινήσειε. »*Aperte correctio*«, sagt G. Hermann (Opusc. II 57) über Aristarchs Lesart. Ebenso urteilt Buttmann (Ausf. griech. Sprachl. § 105 Anm. 104): μενοινήῃσι ist eine an sich unmögliche Form; da nun der Optativ in diesem Zusammenhange gegen die Syntax verstößt, so wird der Konjunktiv eine grammatische Korrektur Aristarchs sein. Und zwar, dürfen wir hinzufügen, eine richtige Konjektur: sie suchte den Konjunktiv herzustellen, der schon in der voraristarchischen Vulgata durch Einfluß des benachbarten εἴην verdrängt war. Nur in der Bildung der Form hat Aristarch fehlgegriffen; Neuere haben seinen Gedanken angenommen und in der Ausführung verbessert, indem sie μενοινάῃσι (van Leeuwen und Mendes da Costa) oder μενοινήσῃσι (Nauck) vorschlugen.

3) *A* 350 θῖν' ἔφ' ἁλὸς πολιῆς, ὁράων ἐπὶ οἴνοπα πόντον.

So die Handschriften; Didymos berichtet (A[t]), Aristarch habe nicht οἴνοπα geschrieben sondern ἀπείρονα, und dies ist seit Bekker[1] in den Ausgaben herrschend geworden. Über den Grund der Abweichung erfahren wir nichts; und dabei können wir uns um so weniger beruhigen, als, woran schon Spitzner erinnerte, οἴνοπα πόντον eine ganz geläufige Verbindung ist, während πόντον ἀπείρονα nur noch einmal (*δ* 510) bei Homer vorkommt. Der Ausweg, daß Aristarch dann wohl in der Mehrzahl seiner Handschriften ἐπ' ἀπείρονα vorgefunden habe, ist uns auch verschlossen; denn bei dem Verhältnis, in dem er zur Vulgata stand und diese nachher zu ihm geblieben ist, wäre es ganz unerklärlich, wie eine solche Lesart in den Handschriften spurlos verloren gegangen sein sollte. Vielleicht bringt uns eine Bemerkung, die im Venetus B und im Townleyanus erhalten ist, auf die rechte Fährte. In T steht kurz: γράφεται καὶ »ἐπ' ἀπείρονα πόντον«, davor aber der Satz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολιόν, τῷ δὲ πόντῳ τὸ οἶνοψ. B hat, wie so oft, den Gedanken verdorben, diesmal durch einen kleinen Zusatz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολιόν, τῷ δὲ πόντῳ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ οἶνοψ. Nur auf den Unterschied der Farbe kann sich die Notiz beziehen, wenn sie einen Sinn haben soll; sie erscheint dann als eine Verteidigung gegen den Vorwurf, daß die beiden Adjektive nicht zusammen paßten. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß Aristarch diesen

Vorwurf erhoben und deshalb ἀπείρονα eingesetzt hatte. Mit Unrecht habe auch ich in meiner Ausgabe es festgehalten.

4) Σ 207 ff. ὡς δ' ὅτε καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος αἰθέρ' ἵκηται,
τηλόθεν ἐκ νήσου, τὴν δήιοι ἀμφιμάχωνται·

— — — — — — — — — — — —

214 ὣς ἀπ' Ἀχιλλῆος κεφαλῆς σέλας αἰθέρ' ἵκανεν.

Zu 207 bieten die Handschriften keine Variante. Aber Didymos berichtet in einem Scholion des Venetus A: οἱ περὶ Διονύσιον τὸν Θρᾷκά φασιν Ἀρίσταρχον πρῶτον [so Ludwich für πρώτῃ] ταύτῃ χρώμενον τῇ γραφῇ μεταθέσθαι καὶ γράψαι »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«. ἐμφατικῶς τὸ ἐν πολέμῳ πῦρ ἐπιτεθὲν τῷ Ἀχιλλεῖ παρέβαλε τῷ ἐν πολεμουμένῃ ἁπτομένῳ. Den Grund der Änderung erfahren wir aus dem Townleyanus: Ἀρίσταρχος »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«· καὶ γὰρ ἄτοπόν φησι πῦρ εἰκάζεσθαι καπνῷ. Endlich steht dieselbe Nachricht mit derselben Begründung auch bei Eustathios. Man möchte meinen, hier sei eine Konjektur Aristarchs, und zwar eine solche die er in den Text setzte, sicher bezeugt; und in diesem Sinne hat schon Wolf die Stelle verwertet. Aber Ludwich macht (II S. 93) dagegen geltend, μετατιθέναι bedeute nicht »konjizieren« sondern einfach »ändern«, und ändern könne man einen Text »bekanntlich auch auf Grund einer besseren handschriftlichen Überlieferung«; den schlagendsten Beweis dafür biete Didymos' Bemerkung zu *I* 222: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν; daraus, daß er nicht ἐν πάσαις sage sondern ἐν πολλαῖς, gehe dort hervor, daß auch die geänderte Lesart, die Aristarch nicht eingesetzt hat, in einigen Handschriften gestanden habe. Dieser Beweis ist hinfällig und wird, wie wir (S. 25 f.) sahen, von Ludwich selbst nur halb geglaubt. Wenn wirklich die von Aristarch für besser gehaltene Lesart in mehreren seiner Handschriften stand, so wäre er ja ein Thor gewesen, wenn er sie nicht angenommen hätte; ehe wir ihm so etwas zutrauen, wollen wir lieber glauben, daß Didymos sich ungenau ausgedrückt hat, indem er ἐν πολλαῖς schrieb wo er ἐν πάσαις hätte sagen können. Wir halten also daran fest, daß sich οὐ μετέθηκεν *I* 222 auf eine Konjektur bezieht. Darin aber hat Ludwich natürlich recht, daß in dem Worte an sich diese Be-

ziehung nicht ausgedrückt ist, daß es vielmehr ganz wohl auch von Änderungen gebraucht werden konnte, die durch einen genaueren Einblick in die Überlieferung veranlaßt waren. Nur hilft diese Erkenntnis nichts für Σ 207. Denn hier geht aus der Art der Begründung, und daraus daß Aristarch mit seiner Änderung ganz allein geblieben ist (οὐκ εὖ δέ, φασιν, ἐκεῖνος ποιεῖ: so bemerkt Eustathios), deutlich hervor, daß sie in seinem Kopfe entsprungen war. Und damit gewinnt diese Stelle allerdings eine besondere Wichtigkeit. Ludwich macht mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn zwischen einer früheren und einer späteren Lesart Aristarchs unterschieden wird, es sich nur entweder um eine Differenz zwischen seinen beiden Ausgaben oder um eine solche zwischen seinen (älteren) Kommentaren und (späteren) Ausgaben handeln könne, da »nach seinen Ausgaben für uns jede Spur seiner weiteren litterarischen Beschäftigung mit Homer verschwindet«. Die jüngere der beiden zu Σ 207 überlieferten Lesarten ist also jedenfalls eine solche, die Aristarch aus eigner Konjektur in den Text einer seiner Ausgaben aufgenommen hat.

5) *Δ* 242 Ἀργέιοι ἰόμωροι, ἐλεγχέες, οὔ νυ σέβεσθε;
Ω 239 ἔρρετε, λωβητῆρες, ἐλεγχέες· οὔ νυ καὶ ὑμῖν....

An beiden Stellen haben alle Handschriften ἐλεγχέες, ein Wort, das in lebendigem Griechisch nirgends vorkommt, überhaupt sonst nur noch bei Nonnos, also in einer künstlich nachahmenden Sprache sich findet. Verständlicher wäre ἐλέγχεα, das wir an zwei andern Stellen lesen:

B 235 ὦ πέπονες, κάκ' ἐλέγχε', Ἀχαιΐδες, οὐκέτ' Ἀχαιοί.
Ω 260 τοὺς μὲν ἀπώλεσ' Ἄρης, τὰ δ' ἐλέγχεα πάντα λέλειπται.

Nun hat Ahrens (1851; jetzt Kl. Schr. I 141) nachgewiesen, daß der gesetzmäßige Hiatus in der bukolischen Diärese vielfach von den Alten verkannt und durch Konjektur beseitigt worden ist; ein Beispiel davon bietet dieses ἐλεγχέες, das in den beiden zuerst angeführten Zeilen um des Metrums willen eingesetzt worden ist, während in den beiden anderen ἐλέγχεα durch den Vers geschützt war und stehen blieb. Ahrens forschte weiter, wem die schlimme Verbesserung ihren Ursprung verdanke, und fand Aufschluß an einer fünften Stelle,

E 787 αἰδώς, Ἀργέιοι, κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί.

Denn hierzu notierte Didymos (A[t]): Ἀρίσταρχος »κακελεγχέες«; ohne Zweifel hat er auch in dem gleichlautenden Verse *Θ* 228 so geschrieben. Diesmal aber ist ihm die Überlieferung nicht gefolgt: κακελεγχέες war doch ein zu seltsames Gebilde, und so hat sich hier, trotz Aristarch, κάκ' ἐλέγχεα in fast allen Handschriften behauptet, während *Δ* 242 und *Ω* 239 ἐλεγχέες zur Herrschaft gekommen ist. Nur der Vindobonensis 5 (L), der ja einer Gruppe angehört, die überhaupt besonders stark von den Alexandrinern beeinflußt und eben dadurch wertvoll ist, hat auch κακελεγχέες *E* 787. Daß dies eine Konjektur Aristarchs ist, halte ich für sicher, daß auch ἐλεγχέες auf seine Erfindung zurückgeht, für höchst wahrscheinlich. —

Mit diesen Beispielen mag es genug sein. Es kam uns ja nur darauf an, die prinzipielle Frage zu entscheiden; eine Durcharbeitung des gesamten Materials nach den gewonnenen Grundsätzen würde über den Plan der gegenwärtigen Arbeit hinausführen. So viel wird auch aus dem Vorstehenden klar geworden sein, daß in dieser Richtung noch Resultate zu finden sind. Niemand kann die fleißigen Arbeiten von Arthur Ludwich und die sichere Grundlage, die sie unsrer Bekanntschaft mit Aristarch gegeben haben, dankbarer anerkennen als ich; aber dem Verständnis und der Beurteilung des alten Kritikers hat die einseitige Betrachtungsweise der Königsberger Schule geradezu geschadet. Einen Schritt zur Befreiung bezeichnen manche Untersuchungen von Adolf Römer. Er hat, um nur ein Beispiel zu nennen, überzeugend dargethan, daß στενάχοντε statt στενάχοντα *N* 423 eine Konjektur Aristarchs ist (Über die Homerrecension des Zenodot [1885] S. 674); vielleicht finden andere, wenn sie Römers Besprechung von *Δ* 439 lesen (ebenda 681. 696), daß auch hier τέλος statt βέλος auf Konjektur beruht, was er selber noch bestreitet. Auf der andern Seite darf man, woran schon im voraus erinnert wurde, mit solcher Annahme gewiß nicht zu freigebig sein. Jenes τρόμος τρομέοντο neben zenodotischem φόβος φοβέοντο (S. 20) sah auf den ersten Blick wie eine Korrektur Aristarchs aus; aber da Zenodot mit seiner Lesart ganz isoliert geblieben ist, alle unsere Handschriften auf Aristarchs Seite stehen, so werden wir mit Lehrs annehmen, daß eben auch die voralexandrinischen Handschriften τρόμος τρομέοντο boten.

Einen weiteren Beitrag zur Würdiigung Arstarchs wird unser drittes Kapitel bringen; zunächst wenden wir uns den textkritischen Fragen zu, welche die Periode der ungelehrten Überlieferung, die der alexandrinischen Wissenschaft voranging, uns hinterlassen hat.

Zweites Kapitel.

Voralexandrinische Textgeschichte.

1. Wann die homerischen Gedichte zuerst aufgezeichnet worden sind, ist eine vielumstrittene Frage; aber daran zweifelt niemand, daß es zur Zeit des Solon und Peisistratos bereits geschriebene Exemplare gegeben hat. Von da bis auf Aristarch sind rund 400 Jahre, bis auf Zenodot 300. Daß in so langer Zeit der Text eines viel gelesenen Buches, wie Ilias und Odyssee waren, mannigfaltige Veränderungen erfahren mußte, bedarf keines Beweises. Wer doch einen solchen verlangt, der vergleiche einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind. Er wird eine Fülle kleiner Unterschiede finden, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, nur daß wir bei ihm nicht in der

Lage sind den allmählichen Prozeß urkundlich nachzuweisen. Denn die älteste Stufe seiner Entwickelung, über die wir wenn auch nicht gleichzeitige doch zuverlässige Zeugnisse in einigem Umfange besitzen, ist die welche Aristarch oder allenfalls die welche Zenodot vertritt. Wer nun seiner persönlichen Neigung nach innerhalb der Philologie nur solche Aufgaben angreifen mag, die durch Vergleichung schriftlicher Zeugnisse gelöst werden können, der wird und darf es, für seine Person, ablehnen, mit der Konstituierung des Homertextes über die Periode der Alexandriner zurückzugehen.

Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir vermögen so ziemlich den Zustand darzustellen, in dem sich die attische und die ionische Mundart im vierten, fünften, sechsten Jahrhundert v. Chr. befunden haben, können also einmal die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, andrerseits den störenden Faktor berechnen und danach aussondern, den die attische Litteratursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche weder den Gelehrten des Altertums noch vollends den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut- und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltpunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas[7]. Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das ϝ einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige

---

7) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, *Enchiridium dictionis epicae* (1892) p. 131 sqq.

Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, die namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie *δ* 122 χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Masculinum und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκώς gar nicht kennt sondern nur ἐοικώς, und ferner, daß neben ἀρηρώς τεθηλώς εἰδώς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, ἐικυῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir *Γ* 314 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach παῖς überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Πολλὰ γὰρ ἄλγε' ἔχει πατρὸς παῖς οἰχομένοιο, schreibt Ludwich *δ* 164; mit vollem Rechte, insofern es seine Absicht war den in den besten Handschriften bezeugten Text zu drucken. Aber mit ebenso gutem Rechte haben Bekker[2] und Nauck πάις gedruckt, weil sie eine ältere Gestalt des Textes herstellen wollten, und weil nach altepischem Gebrauche im vierten Fuße vor folgender Diärese beinahe ebenso sehr wie im fünften der Daktylus besser ist als der Spondeus. Verbindungen wie Αἰόλου κλυτὰ δώματα *κ* 60, ἀνεψιοῦ κταμένοιο *O* 554 können nicht ursprünglich sein; wer einen älteren Text als den alexandrinischen geben will, wird Αἰόλοο, ἀνεψιόο daraus machen. Der Versanfang ἕως ὃ ταῦθ' ὥρμαινε ist metrisch unmöglich; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἕως eine trochäische Form. Aber da ἕως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, so lange man ihn nach der alexandrinischen Recension geben wollte: ἕως in

Bekkers erster Ausgabe ist ebenso berechtigt wie εἷος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die voralexandrinische Zeit zurückzugehen. Bei Arthur Ludwich, der den überlieferten Text festzuhalten wünschte, ist εἷος ein Fehler.

Doch ehe wir auf diese wichtige Unterscheidung eingehen, ist es nötig daran zu erinnern, daß die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen zerfallen. Von der einen sind hier ein paar Beispiele angegeben worden; schwieriger und freilich auch interessanter ist die andere. Nicht selten ist der metrische Anstoß, der durch das Eindringen einer modernen Form entstanden war, irgend welchen alten Abschreibern oder Herausgebern selber aufgefallen und sie haben versucht ihn zu berichtigen, dabei aber fehlgegriffen. In solchem Falle müssen wir uns, wie Wackernagel es treffend genannt hat, durch die Restaurationstünche erst zur ursprünglichen Korruptel wieder hindurcharbeiten. Formen wie κεκληγῶτες κεκμηῶτι τεθνηῶτος sind organisch nicht erklärbar. Zufällig hat sich die Lesart κεκλήγοντες κεκλήγοντας an mehreren Stellen in den besten Handschriften erhalten; aus den Scholien wissen wir, daß Herodian diese Form gut hieß (zu *M* 125), daß Aristarch in einer seiner Ausgaben κεκλήγοντες in der anderen κεκληγῶτες hatte (zu *ξ* 30), und daß er (zu *Π* 430) die Form auf -ῶτες bevorzugte, vermutlich also diese in seiner zweiten Ausgabe durchgeführt hat; es ist ferner bekannt, daß im Lesbischen, Thessalischen, Böotischen das Partizip des Perfekts regelmäßig so wie das des Präsens dekliniert wurde. Fassen wir dies alles zusammen, so zeigt sich ein ganz natürlicher Hergang: athenische Schreiber, die von den äolischen Formen und ihrem Rechte bei Homer nichts wußten, schrieben unbekümmert um den Vers κεκληγότες κεκμηότι τεθνηότος anstatt der echten Formen mit ντ; dann kamen andre, die den metrischen Fehler bemerkten und, um ihn zu tilgen, nach Analogie der attischen τεθνεῶτος ἑστεῶτα jene Unformen schufen, die nun in unsern Ausgaben herrschen. — *T* 189 steht in den meisten Handschriften (darunter A und Syr.): μιμνέτω αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ Ἄρηος; je eine Handschrift hat αὖθι τέως καὶ und αὖθι τέως δὲ, mehrere (darunter der Vindobonensis 5 [L] und der Lipsiensis) αὖθι τέως γ(ε), eine endlich (Ven. B) nur αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ebenfalls in B

ist das Scholion erhalten: ἐν τοσούτῳ, ἐν ὀλίγῳ, δίχα τοῦ »πέρ«. (καὶ βραχὺ διασταλτέον ἐπὶ τὸ »τέως« πρὸς τὸ σαφές, καὶ ἵνα διὰ τῆς σιωπῆς τοῦ χρόνου τὸ μέτρον σώζηται.) ἐν δὲ ταῖς εἰκαιοτέραις μετὰ τοῦ »πέρ«. Friedländer erkannte, daß hier Stücke von Didymos und von Nikanor verschmolzen sind; nur Anfang und Ende gehört dem ersteren. Da er die εἰκαιότεραι im Gegensatz zu Aristarch zu erwähnen pflegt, so scheint dessen Lesart die ohne περ gewesen zu sein: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Allerdings trägt Ludwich (zur Stelle) Bedenken dies zu glauben, weil er keinen analogen Fall wisse, wo Aristarch so ἀμέτρως geschrieben habe. Aber das wird sich vielleicht anders herausstellen, wenn einmal Aristarchs Prinzipien unbefangen geprüft werden; und wenn er an einem Verse der ἕως ὃ ταῦθ' ὥρμαινε anfing keinen Anstoß nahm, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in τέως ἐπειγόμενος ertragen. Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung gar nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläutert und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andere Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen: καί, δέ, γε. Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von B nicht vorliegen; denn vor ἐπειγόμενος wird τῆος erfordert. Setzt man dieses ein, so ergiebt sich leicht die weitere Korrektur αὐτόθι für αὖθι. Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend: αὐτόθι τῆος wurde unter attischem Einfluß in αὐτόθι τέως verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in αὖθι τέως korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in τέως ἐπειγόμενος bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen περ beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. — Einfacher liegt die Sache da, wo ein ursprüngliches ἧος τῆος vor konsonantischem Anlaut stand. Nachdem hier ἕως τέως aus der Gewohnheit der attischen Schreiber sich eingeschlichen hatte, konnte der Fehler bequem dadurch verwischt werden, daß man, wofür sich ja bei Homer viele alte Beispiele fanden, ει statt ε schrieb, also εἵως τείως; z. B. *N* 143 ὣς Ἕκτωρ εἵως μὲν ἀπείλει

μέχρι θαλάσσης. Dasselbe Mittel wurde bei Wörtern wie σπέεος χρεάων angewandt: die attischen Formen σπέους χρεῶν, die man gedankenlos eingesetzt hatte, paßten nicht in den Vers; eine spätere Generation bemerkte das und stopfte mit einem ι die Lücke zu. So entstanden σπείους χρειῶν u. ä., die sehr mit Unrecht auch in meiner Ausgabe noch gedruckt sind. — Besonders häufig bot der Ausfall des ϝ den Anlaß zur Einschiebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie οὐ γὰρ ἴδμεν (ϱ 78), ὡς οἳ μὲν ἑκάτερθε (Υ 153), νῶι ἔολπα (Χ 216) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von ἴδμεν, ἑκάτερθε, ἔολπα eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen: οὐ γάρ τ' ἴδμεν, οἳ μέν ῥ' ἑκάτερθε, νῶί γ' ἔολπα. So ist ein Teil jener γε, τε, ῥα entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«[8]) und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, wozu noch in neuester Zeit (1892) ein sehr wertvolles

8) In den Jahrgängen 1861—1885 des *Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg.* Leider sind diese Untersuchungen unter den deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den *Mélanges Gréco-Romains* bequem und billig zu haben sind. Viele, die über Nauck absprechen, kennen ihn nur aus seiner Ausgabe, in der er es allerdings dem Leser möglichst unbequem gemacht hat den Sinn und Zusammenhang seiner Textänderungen zu verstehen. Eine kleine Vorstellung von dem, was er gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens giebt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.

und reichhaltiges Werk, die *Quaestiones epicae* von Wilhelm Schulze, gekommen ist. Im einzelnen findet man die ältere Litteratur wohl am bequemsten in der *Praefatio* und den Anmerkungen meiner Homer-Ausgabe zusammengestellt. Daß ich selbst in der Aufnahme von Änderungen weiter gegangen sein würde, wenn ich eine Ausgabe für ausschließlich gelehrte Zwecke und nicht ein Schulbuch hätte machen wollen, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin gehen in diesem Falle wissenschaftliche Berichtigung und praktische Vereinfachung des Textes eine gute Strecke Hand in Hand; und wenn die von mir getroffene Auswahl den Specialforscher, der gern die letzten Konsequenzen gezogen sehen möchte, nicht befriedigt, so wird sie um so eher geeignet sein dem Fernerstehenden und vielleicht auch dem Widerstrebenden die Einsicht zu vermitteln, daß die mühevolle Arbeit eines Jahrhunderts nicht vergeblich gewesen ist, sondern für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes eine Reihe sicherer Resultate geliefert hat.

2. Daß dies der Fall sei, bestreitet nach wie vor aufs entschiedenste Arthur Ludwich, von dessen großem Werke über Aristarch der ganze zweite Band als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint ist. Auch seit Veröffentlichung dieses Bandes (1885) hat Ludwich im Kampfe nicht nachgelassen, u. a. das Erscheinen der Odyssee von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa benutzt, um von neuem seinen Standpunkt zu präcisieren (Berl. philol. Wochenschr. 1892 Sp. 1189 ff.). Dabei hat er nicht etwa die allerdings zahlreichen Schwächen dieses Buches hervorgehoben, überhaupt nicht die Frage aufgeworfen, in wie fern die beiden holländischen Gelehrten ihrer Aufgabe gerecht geworden sind, sondern sich begnügt diese Aufgabe selber als eine unmögliche und im Grunde lächerliche an den Pranger zu stellen. Sein Verfahren ist geeignet harmlose Leser zu täuschen. Er greift ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers ebenso entschieden abgelehnt werden wie von Ludwich selber, die ϝιλϝιάς und ῾Οδύσσεια des Engländers Payne Knight (1820), macht diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hat sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen braucht,

um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. In Wahrheit ist es doch so, daß Payne Knight ein an sich richtiges Prinzip durch extreme Anwendung verdorben hat; Ludwich kehrt die Sache um und macht aus ihm das Haupt einer Schule, dem seine Jünger nur mit mehr oder weniger Zurückhaltung gefolgt seien [9]. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint Immanuel Bekker als einer von denen, »welche dem Knightianismus Konzessionen machten«; daß Gottfried Hermann in demselben Sinne gearbeitet hat, wird nicht erwähnt, und Bentley, Bekkers großer Vorgänger, der Begründer der ganzen von Ludwich angefochtenen Forschungsweise, muß sich gefallen lassen, daß diese That in einer Anmerkung undeutlich erwähnt wird. Ludwich selbst ist sich des Unrechtes, das er mit einer solchen Darstellung begeht, nicht bewußt; die Erbitterung gegen das, was als richtig anzuerkennen er nun einmal nicht im stande war, hat ihn blind gemacht. Wie stark die Verwirrung bei ihm ist, verrät sich in sehr lehrreicher Weise in dem Vorwort zum zweiten Bande des Aristarch, wo wir folgendes lesen: »Und hierbei handelt es sich nicht mehr »um Aristarch allein, sondern zugleich um den Standpunkt, den »mit ihm u. a. Männer wie Wolf, Lehrs, Ritschl und anfänglich »auch Bekker in dieser Frage eingenommen haben. Es gilt, die »Berechtigung dieses Standpunktes zu beleuchten mit Rücksicht »auf die Angriffe, die denselben jetzt mit aller Macht zu er- »schüttern trachten; es gilt, den Standpunkt der Angreifer zu »untersuchen und ihre Gründe in reifliche Erwägung zu ziehen; »es gilt, entweder die Überlieferung der homerischen Gedichte zu »schützen oder sie der zügellosesten Willkür preiszugeben. Also »keineswegs um kleinliche Interessen dreht sich der Streit, son- »dern um eines der wichtigsten Probleme der klassischen Philo- »logie der Gegenwart.« Ludwich merkt gar nicht, was er hier sagt. Ob die homerischen Gedichte der zügellosesten Willkür preisgegeben werden sollen oder nicht, kann doch nicht im Ernst als ein wissenschaftliches Problem gelten; vielmehr darum handelt es sich, ob die Art der Kritik, die eine Reihe hervorragender Forscher von Bentley bis Wackernagel geübt haben, wirklich nur ein Ausbruch zügelloser Willkür ist. Und diese

9) Ganz anders und viel richtiger urteilte Ludwich vor 20 Jahren; s. AHT. II S. 28. 34.

Frage hat Ludwich zwar von jeher lebhaft bejaht, aber niemals gründlich geprüft.

Auch im zweiten Bande des Aristarch nicht, obwohl er sich hier auf 480 Seiten mit den Leistungen dieser Kritik auseinandersetzt. Daß er ihr im einzelnen manche Fehler nachweisen kann, versteht sich von selbst. Gerade indem wir behaupten, daß dieser Zweig der Wissenschaft seit Bentley eine reiche Entwickelung durchgemacht habe, sprechen wir ja selber aus, daß er Irrtümer zu überwinden gehabt hat; und in deren Konstatierung werden wir gelegentlich uns auch auf Ludwich berufen können. Wichtiger aber sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen er die ganze Methode zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Es mag vorgekommen sein, daß Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, zu weit gegangen sind und ihm Formen zugeschrieben haben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr lebendig waren. Ich selbst glaube, daß diesen Fehler alle diejenigen begangen haben, welche, wie die genannten und neuerdings wieder die beiden Holländer, das ϝ in den Text gesetzt haben; denn dieses war der Mundart des ionischen Stammes, der die zwei großen Epen vollendet hat, bereits fremd. Aber darum bleibt doch die Thatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem Ilias und Odyssee gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Litteratursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunderts v. Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und wegschaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber eine solche Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwich; und das ist sein zweiter Haupteinwand. Er hat über diesen Punkt mehrfach gesprochen, am deutlichsten wohl AHT. II S. 117: »Man übersehe nur einmal die »lange Geschichte des Homerischen Textes, soweit sie sich historisch verfolgen läßt, und vergleiche sie dann mit wiederholt »herangezogenen modernen Analogien, etwa mit der kurzen Geschichte der Lutherischen Bibelübersetzung, und man wird alsbald

»das wunderbare Factum zu verzeichnen haben, daß von einem »ernstlichen Versuche, die Diction der Gedichte, wenn auch nur »in den allerbescheidensten Grenzen, von Zeit zu Zeit der fort- »geschrittenen, modernen Sprache anzugleichen, bei den Griechen »nie die Rede ist. Nirgend und zu keiner Zeit stoßen wir bei »ihnen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren eines »solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung«, wie Ludwich sich ein andermal ausdrückt (II S. 388); daß die niemals unternommen worden ist, braucht er uns nicht erst zu beweisen. Was wir behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen, dunkel gewordenen eingesetzt haben. Daraus erklärt es sich auch, worüber Ludwich sich wundert, daß von dieser Modernisierung »bei den Griechen nie die Rede ist«. Wie sollten sie von einer Veränderung sprechen, die sich ihnen selbst unbewußt vollzog? Erst nachträglich erkennt man sie aus ihren Wirkungen. Allerdings bestreitet Ludwich auch deren Existenz; aber das eine Πηλῆος, das er selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache enstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Thatsachen zu erinnern, die ihn widerlegen. — Das dritte allgemeine Bedenken, das Ludwich hindert die sprachgeschichtliche Textkritik als berechtigt anzuerkennen, beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat er ein unüberwindliches Mißtrauen. So sagt er einmal (AHT. II S. 413 f.): »Muß es nicht schon an »und für sich im höchsten Grade befremden, daß eine Theorie, »der man gegenwärtig vertrauensvoll eine so ungeheuere Trag- »weite giebt, — die Theorie von der Modernisierung der home- »rischen Sprache — sich fast lediglich auf innere Gründe stützt? »Ist denn deren Gewicht wirklich so groß, daß man mit Recht »sich der Mühe überheben zu können glaubt, im Interesse jener »Theorie die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren »Prüfung zu unterwerfen?« Niemand, glaube ich, würde sich mit größerem Eifer an dieser Prüfung beteiligen als die Gelehrten,

gegen die Ludwich hier schreibt; aber erst müßte Material da sein, das geprüft werden kann. Er nennt (S. 414) drei Arten davon: »die Mitteilungen der Alexandriner, die Citate und die Codices«. Doch die erste und dritte fallen ohne weiteres fort; denn die Bewegung, die wir beobachten wollen, war ja schon abgeschlossen zu der Zeit, als die Alexandriner arbeiteten, und vollends in der Periode unsrer Handschriften. Eher könnte man von den Citaten etwas hoffen, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden. Aber auch sie gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat. Es bleibt nichts andres übrig: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der muß mit seiner Betrachtung ein für allemal diesseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Niemand wird ihn deswegen schelten oder gering achten. Aber er soll nicht verlangen, daß ihm Töne sichtbar gemacht werden, noch bestreiten, daß es eine Wissenschaft der Optik giebt, weil die Erscheinungen, von denen sie handelt, mit den Tastnerven nicht wahrgenommen werden können.

Manchmal sieht es so aus, als wolle auch Ludwich dies gelten lassen und die Getrenntheit der Gebiete zugleich mit der Verschiedenheit der Hilfsmittel zu ihrer Bearbeitung anerkennen. Er citiert (AHT. II 68) Worte von Lehrs, der im Jahre 1874 den Gedanken als eine »Absurdität« zurückwies: »wir müßten bei Aristarchs Homerrecension stehen bleiben«. Ferner beruft er sich (ebenda 76) auf einen Satz von Moriz Haupt: »Den reinen »Aristarchischen Text des Homer darzustellen ist die nächste »Aufgabe der Homerischen Kritik, nicht die einzige«, wobei noch ein ähnlicher Ausspruch von Ritschl hinzugefügt wird. Ludwich scheidet (S. 461) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und empfiehlt (S. 199) das Prinzip der Arbeitsteilung. Nur das scheint seinen Unwillen hervorgerufen zu haben, daß Bentley, Bekker, Nauck die Feststellung des aristarchischen Textes nicht abgewartet haben, ehe sie mit ihren Forschungen begannen. Denn »die feste diplomatische Grundlage muß gelegt sein, bevor

»die Konjekturalkritik ihr Geschäft in weiterem Umfange betreiben »und zu einem gedeihlichen Ausgange führen kann« (S. 462). Gewiß ein richtiger Grundsatz; aber ihn praktisch mit buchstäblicher Strenge durchzuführen ist unmöglich. Jeder einzelne Forscher muß sich an diejenige Aufgabe machen, die seinen eigentümlichen Kräften am meisten entspricht; und viele dieser Aufgaben sind so umfangreich und so schwer zu einem absoluten Ende zu führen, daß es ganz gut ist, wenn die folgende schon in Angriff genommen wird, während man noch mit der vorhergehenden beschäftigt ist. Nur dadurch wird ja auch — und das ist schließlich der Hauptgrund gegen eine gewaltsam chronologische Abstufung — die vielfache Befruchtung möglich, mit der ein Problem auf das andere einwirkt. Ludwich selbst hat von diesem Verhältnis ein Beispiel gegeben durch seine Rekonstruktion des Didymeischen Werkes; und die gelehrte Welt würde ihm für diese schöne Gabe schlechten Dank zollen, wenn sie mit ihm rechten wollte, daß er die Ausgabe der Scholien, auf der doch eine solche Arbeit ruhen müsse, nicht vorher besorgt habe. Ebenso steht es für Homer selbst. Unter den Lesern von Ludwichs Odyssee-Ausgabe sind vielleicht die eifrigsten diejenigen, die sie als Ausgangspunkt für weiter zurückreichende textkritische Forschungen benutzen. Aber daß solche Forschungen, so erfreulich die Förderung ist die sie durch Ludwichs Recension erfahren haben, nicht schon vorher möglich und zulässig gewesen seien, dies zu sagen wäre doch eine arge Übertreibung. Namentlich Bekkers erste Ausgabe (1843) bot schon eine recht brauchbare Grundlage, deren Zuverlässigkeit in allen wesentlichen Stücken gerade durch Ludwich bestätigt worden ist[10].

In der That würde Ludwich zu einer so scharfen Verurteilung, wie er sie über uns ergehen läßt, nie gelangt sein, wenn er seinen guten Grundsatz von der Notwendigkeit einer Arbeitsteilung konsequent festgehalten hätte. Aber das ist ihm nicht gelungen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben. In demselben Buche, aus dem soeben Zeugnisse für seine Toleranz beigebracht wurden, schreibt er (S. 227):

10) An ein paar Büchern hatte ich dies nachgewiesen Dtsch. Litterztg. 1892 S. 222. Seitdem habe ich, für den Neudruck meiner eignen Odyssee-Ausgabe, den ganzen Text verglichen und das damals ausgesprochene Ergebnis durchweg bewährt gefunden.

»Wer dies alles« [d. h. die Schwierigkeiten, die sich einer, kurz gesagt, transcendentalen Homerkritik entgegenstellen] »erwägt, »dem kann man es wohl nicht allzusehr verdenken, wenn er mit »Wolf das Geständnis der Verzweiflung ablegt: es sei unmög- »lich, die Urform der Homerischen Gedichte wieder aufzufinden, »und aus diesem Grunde müsse die Restitution der besten alten »Überlieferung das alleinige Ziel des Kritikers sein.« Dies klingt denn freilich ganz anders, und von hier aus begreift man es, daß Ludwich Ausgaben wie die von Nauck, den beiden Holländern, die meinige als an sich verfehlte und unberechtigte Unternehmungen ablehnt. Wunderbar nur, daß er einige der darin durchgeführten Änderungen in seinen eigenen Text aufgenommen, also selber »dem Knightianismus Konzessionen« gemacht hat. Und auch sonst bietet sein Text keineswegs ein getreues Bild der Überlieferung. Die meisten und besten Handschriften haben *δ* 623 ἔνεικαν, *δ* 722 Ὀλύμπιοι ἄλγε' ἔδωκαν; trotzdem schreibt Ludwich mit anderen Herausgebern ἔπεμπον und nachher Ὀλύμπιος ἄλγε' ἔδωκεν, beides doch wohl um innerer Gründe willen, die er freilich nicht andeutet. Diesmal ist sogar Payne Knight der konservative gewesen; denn er hat 722 den Plural beibehalten. Ludwich schreibt *ζ* 87 mit Friedländer ὑπεκπρόρεεν gegen alle Handschriften, nimmt *δ* 546 Gottfried Hermanns Verbesserung ἢ καὶ Ὀρέστης (für ἤ κεν Ὀρέστης) auf und ebenso *ϑ* 363 desselben Gelehrten Konjektur ἔνθα τέ οἱ statt ἔνθα δέ οἱ; denn dadurch, daß hier eine Handschrift des 15. Jahrhunderts ebenfalls τε hat, wird diese Lesart doch noch nicht zu einer diplomatisch beglaubigten oder gar zu der besser beglaubigten. Während Ludwich seine Gegner gern deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten anstatt jedesmal das zu drucken was durch die beste Überlieferung geboten werde, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zu liebe von den Handschriften abgewichen. Wir lesen bei ihm *ι* 268 δοίης, wie zuerst Wolf für äußerlich beglaubigtes δῴης oder δώῃς hergestellt hat; *ϱ* 363 γνοίη θ' gegen fast alle Handschriften (die γνοίη δ' haben), allerdings mit der großen Mehrzahl der Herausgeber seit 1541; ebenso *υ* 10 μερμήριζε statt des besser bezeugten μερμήριξε. Mit Recht hat er ἤλυθ' ἰωὴ *ϱ* 261 beibehalten; denn auf das anlautende ϝ wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber

warum hat er π 14 ἤλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἦλθεν ἄνακτος geändert? Von metrischen Korrekturen, die er aufgenommen hat, sind die wichtigen εἷος τεῖος und Πηλῆος schon oben erwähnt (S. 38. 44); in dieselbe Kategorie gehört μετεφώνει μνηστήρεσσιν σ 35 statt μετεφώνεε (oder προσεφώνεε), das die meisten und besten Handschriften haben. Und wie steht es bei Ludwich mit der Autorität Aristarchs? Daß er ihm öfter folgt als mancher andre Herausgeber, ist ja wahr; aber auch er schreibt von dem Alexandriner abweichend η 199 κατ' οὐρανοῦ εἰλήλουθεν statt κατ' οὐρανόν, η 347 πόρσυνε statt πόρσαινε, κ 40 und λ 510 Τροίης Τροίην statt Τροΐης Τροΐην, λ 461 οὐ γάρ πω τέθνηκεν statt οὐ γάρ που, λ 502 τῷ κέ τεῳ στύξαιμι statt τεων. Nach dem allen steht mit Unrecht auf dem Titel seines Buches »*Homeri Odyssea recensuit Arthurus Ludwich*«; es müßte heißen »*recensuit et emendavit*«. Denn obgleich Ludwich zweimal (AHT. II 174 und in der *Praefatio* der Ausgabe S. XX) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend citiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Allerdings ohne erkennbares und wohl auch ohne erkanntes Prinzip, wodurch denn sein Text eben jenen eklektischen Charakter bekommen hat, den er am Schluß seines Werkes über Aristarch (II 480) mit den Worten von Lehrs so entschieden verurteilt hatte.

Seltsamer Widerspruch, daß derselbe Gelehrte alle Kritik, die über die Alexandriner zurückgeht, im Prinzip verwirft, ja verspottet, und dann im einzelnen selber vielfach dieser Kritik nachgiebt. Und doch läßt sich beides psychologisch wohl erklären. Ludwich besitzt im Grunde zu viel gesunden philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andrerseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine thatsächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der

berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen; sehr zum Unterschiede von Lehrs, an dessen gerechtes und bescheidenes Urteil über den relativen Wert dieser Grenze Ludwich doch selbst erinnert (II 75). Mehr und mehr ist er dahin gekommen, diejenigen Aufgaben innerhalb der Homerkritik, mit denen gerade er sich beschäftigt, für die einzig möglichen zu halten und die Gebiete, die außerhalb seines Interessenkreises liegen, aus der Ferne gering zu schätzen, ja ganz zu verkennen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist. Denn wenn die einen den Homer des 2., die andern den des 6. Jahrhunderts v. Chr. erkennen und darstellen wollen, so sind das nicht zwei einander feindliche Tendenzen, sondern verschiedene Teile eines größeren, gemeinsamen Werkes. Wer seine Kräfte dem einen widmet, soll die Männer gewähren lassen, die es vorziehen mit ihrer Arbeit den andern Teil zu fördern.

3. Daß unter diesen selbst nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Wo Leben und Entwickelung ist, da ist auch Kampf und Tod; nur durch verfehlte Versuche hindurch führt der Weg zur rechten Erkenntnis: wer sich vor der Gefahr des Irrtums fürchtet, wird nie die Wahrheit gewinnen. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentaler Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 40), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρὶς δ' ἐρύσας περὶ σῆμα Μενοιτιάδαο θανόντος αὖτις ἐνὶ κλισίῃ παυέσκετο) das

δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρὶς ϝερύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch ξ 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ' Ὀδυσεὺς μετέειπε, sondern τοῖσ' Ὀδυσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischem Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἦ σύ γ' ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker², Nauck, van Leeuwen dem ϝ von ϝάνακτος zum Opfer gefallen. Das giebt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley *Ω* 641 καί τ' αἴθοπα ϝοῖνον statt καὶ αἴθοπα, *Ω* 528 ἕτερος δέ τ' ἑάων statt δὲ ἑάων, *T* 288 ζωὸν μὲν σέ γ' ἔλειπον für σε ἔλειπον. An dieser Stelle empfahl Bekker² σ' ἄρ' ἔλειπον, van Leeuwen und da Costa halten σ' ἔλιπόν γε für das Richtige: auf den Sinn scheint gar nichts anzukommen. Dasselbe haben wir *Z* 123: τίς δὲ σύ ἐσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und *Y* 205: ὄψει δ' οὔτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὔτ' ἄρ' ἐγὼ σούς, wo der gleiche Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der *Praefatio* meiner Ilias p. IX zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen andern einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische κεν vor dem ionischen ἄν den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von ἄν in κεν zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber ἐπήν vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in ἐπεί κε ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B. *δ* 412. 414. *κ* 411. *χ* 440) einfach ἐπεί geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit ἄν im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen *π* 276: εἴ περ

καὶ διὰ δῶμα ποδῶν ἕλκωσι θύραζε, anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen ἧν περ κτλ. Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit ἄν oder κεν erwarten; z. B. *A* 163 f.: οὐ μὲν σοί ποτε ἶσον ἔχω γέρας, ὁππότ' Ἀχαιοὶ Τρώων ἐκπέρσωσ' εὖ ναιόμενον πτολίεθρον, oder ϱ 9: πρίν γ' αὐτόν με ἴδηται. Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle λ 474: σχέτλιε, τίπτ' ἔτι μεῖζον ἐνὶ φρεσὶ μήσεαι ἔργον; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu thun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein ϝ zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von μήσεαι nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight εμηδσαο ϝεργον, Nauck und La Roche erwähnen empfehlend μήσαο, und die Holländer haben es neuerdings in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere That — als die Zerstörung Trojas. Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form ϝέργον möglich zu machen: Bekker schrieb μήσεαι ϝέργον, so daß εαι mit Synizese, also thatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. Darüber haben freilich andere anders gedacht, so daß ich hier zu einer kleinen Abschweifung genötigt bin. Thiersch Griech. Gramm. § 221, 78 erwähnt einige sichere Fälle der Kontraktion von -εαι zu -ῃ in der 2. Sing. Med., z. B. δεύῃ α 254, κεκλήσῃ ἄκοιτις *Γ* 138, die so in den Handschriften stehen, und μυθέῃ ἀκράαντον β 202, das er selbst durch Konjektur hergestellt hat; dann fährt er fort: »Übrigens »steht neben so entschiedener Schließung von EAI die Synizese

»noch in γνώσεαι *B* 367, ἔσσεαι ζ 33 (ἐντύνεαι, ἐπεὶ οὔ τοι ἔτι »δὴν παρθένος ἔσσεαι) und ὅς με κέλεαι ε 174, ohne daß es ge- »raten wäre in ihr Reste alter Formenbildungen zu verwischen; »und, wie Wolf καί με κέλεαι δ 812 gegen κέλῃ, das sonst stand, »aufgenommen, wird es auch in πῶς γάρ με κέλῃ κ 337 und ὅς »με κέλῃ Ω 434 gehören.« Also nicht einmal da, wo Metrum und Handschriften in der kontrahierten Form übereinstimmen, soll sie als gesichert gelten, sondern zu Gunsten der älteren Bildung verdrängt werden, weil diese an einigen andern Stellen überliefert ist. Und diese Forderung von Thiersch ist keineswegs erfolglos geblieben: Ω 434 und κ 337 schrieb Bekker in seinen beiden Ausgaben (1843 und 1858) κέλεαι gegen das Metrum, dem er doch sonst durch Einsetzung des ϝ, durch Herstellung des Daktylus vor der bukolischen Diärese u. a. Rechnung zu tragen bemüht war. Die Späteren sind dann allerdings zu κέλῃ zurückgekehrt; aber in anderen Punkten wird noch heute nach demselben Muster verfahren. Alle Handschriften haben z. B. δ 14 χρυσῆς Ἀφροδίτης, ϑ 337 χρυσῇ Ἀφροδίτῃ; trotzdem schreiben Bekker in beiden Ausgaben, Nauck, Kirchhoff, von anderen zu schweigen, χρυσέης χρυσέῃ, was in den Vers nicht paßt. *X* 322 haben fast alle Handschriften, darunter A und Syr., als letztes Wort des Verses ganz richtig τεύχη; aber Bekker in beiden Ausgaben, La Roche, Düntzer, Christ, Rzach haben τεύχεα daraus gemacht. Doch wohl nur deshalb, weil anderwärts in ähnlichen Fällen die offene Form überliefert ist, wie denn dieses selbe Wort an derselben Versstelle *H* 207 im Venetus zwar auch τεύχη lautet, aber von zweiter Hand in τεύχεα geändert ist. La Roche hat die Maxime, nach der er hier verfuhr, im Anschluß an Thiersch ausgesprochen und erläutert HU. 146 f. Er führt überlieferte Schreibungen wie πρόσθεν δὲ σάκεα σχέθον Δ 113, ὑψερεφέα καί δ 757 an und schließt aus ihnen daß »der »Dichter die Kontraktion augenscheinlich habe vermeiden wollen. »Es ist deshalb auch«, folgert er weiter, »kein Grund zu finden, »weshalb die kontrahierten Formen an ungefähr einem Dutzend »Stellen berechtigt wären, auch wenn sie handschriftlich be- »gründet sind.« Ganz im Gegenteil; über Zahl und Maß der Sylben, die der Dichter im Sinn gehabt und gesprochen hat, kann nur das Metrum der von ihm selbst verfaßten Verse Auskunft geben, nicht eine Orthographie, die Jahrhunderte nach

seiner Zeit fixiert worden ist. Wie wenig in diesen Dingen auf die Handschriften Verlaß ist, lehren sie eben durch ihr Schwanken. Der Venetus A hat *Δ* 333 δουρὶ κλυτὸς Διομήδης mit übergeschriebenem ει, also metrisch korrigiert, aber *K* 230 δουρὶ κλειτὸς Μενέλαος mit übergeschriebenem υ: welches von beiden soll man ihm nun glauben? Unter den Fällen, wo auch in den besten Handschriften dem Metrum entgegen kontrahierte Sylben offen und im Auslaut elidierte ἐκ πλήρους geschrieben sind, giebt es gar nicht wenige, in denen die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist; Ludwichs Apparat zur Odyssee bietet hierfür ausreichende Belege. Aus dem Venetus A mögen als Beispiele dienen: ἀστέρι ὀπωρινῷ *E* 4, ἐκπέρσαντα εὐτείχεον *E* 716, ὅς μοι ἔθελεν *Z* 165, ὅτι ὑπέρ *Z* 524, wo jedesmal erst nachträglich die elidierte Silbe übergeschrieben ist. In dem Papyrus CXXVIII des Britischen Museums, dessen Inhalt Kenyon publiciert hat (s. S. 57), ist *Ω* 699 χρυσῇ in störendes χρυσέῃ geändert. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Dieser Tendenz, die dann in Thiersch und Bekker wieder aufgelebt ist, hat auch Aristarch gehuldigt. Zwar schrieb er *Δ* 117 μελαινέων statt μελαινάων »διὰ τὸ μέτρον«, um eine Vokalgruppe zu erhalten, die im Attischen oft als eine Silbe gerechnet wird; aber λ 185 billigte er nicht τεμένη, was in allen unsern Handschriften steht, also wohl schon zu seiner Zeit die Vulgata war, sondern τεμένεα, das denn zusammen mit σέων *E* 818 weiteres Beweismaterial liefert gegen die früher (S. 39) erwähnte Ansicht von Ludwich, daß Aristarch unmetrische Schreibungen nicht geduldet habe. Sollen wir in diesem Falle dem Alexandriner folgen? Gewiß nicht, trotz Bekker und Thiersch. Wer überliefertes εἰκυῖα in ἐικυῖα, ὅ σφιν εὖ φρονέων in ἐὺ φρονέων, Ἀτρείδης in Ἀτρεΐδης, ἠῶ δῖαν in ἠόα δῖαν verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist. Schließlich kommt auch für uns auf die Schreibung weniger an als auf die Aussprache[11]; gesprochen

11) In meiner eignen Ausgabe habe ich mich bemüht die Schreibung dem Metrum und der Aussprache anzupassen. Daß ich dabei in Beseitigung

aber wurden ἠρίθμεον, Πολυδεύκεα, νεμεσσηθέωμεν, γνώσεαι ἔπειτα jedenfalls mit Kontraktion. »Synizese« ist in Fällen dieser Art nur ein andrer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker μήσεαι ἔργον in μήσεαι ϝέργον änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von ἔργον altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes ἐπὶ ξείνοις γελόωντες *υ* 374 empfahl Nauck (1874) ἐπὶ ξείνοισι γελῶντες, und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias *Υ* 394 ἐπισσώτροισι δατεῦντο in den Text statt ἐπισσώτροις δατέοντο, stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker[2] und Nauck ἐθέλῃσ' εἰπόντος *Z* 281 in ἐθέλῃ (ϝ)ειπόντος, beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen. Dativ-Endung und ϝ stoßen zusammen *T* 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἐών vorschlug, Bekker[2] und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις (ϝ)ιάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen *Ψ* 787, wo ὔμμ' ἐρέω überliefert ist und von Bekker[2], Nauck u. a. in ὔμμι (ϝ)ερέω, verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber *Ω* 354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet: aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ ϝέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjektur herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck *N* 163, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἕο δεῖσε in ἀπὸ εὖ δεῖσε korrigiert, um dem Anlaut δϝ sein Recht zu geben. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der

---

der Synizesen noch weiter hätte gehen sollen, ist in der *Praefatio* zur Ilias hervorgehoben. Dort findet man § 4, II ebenso wie in dem entsprechenden Paragraphen für die Odyssee die Nachweisungen im einzelnen.

man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 136 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθεῦσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt. In Fällen dieser Art thut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Aber von allen Herausgebern, die überhaupt sprachgeschichtliche Textkritik getrieben haben, hat keiner diesen Grundsatz befolgt. Vor 13 Jahren habe ich ihn zuerst Nauck gegenüber geltend gemacht (Jahresber. d. philol. Vereins VII [1881] S. 11), dann in einer Besprechung der Holländischen Ilias-Ausgabe (Berl. philol. Wochenschr. 1889 S. 1519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt und auch von Bentley, Bekker, Ahrens, Christ, Rzach Beispiele beigebracht; im ganzen 30 Fälle sind dann in der *Praefatio* zu meiner Ilias (1890 p. VII sq.) zusammengestellt, endlich im Vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Auch heute behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruche mit sich selbst führt, kann nicht richtig sein.« Und wenn van Leeuwen dagegen versichert (*Enchirid. diction. ep.* [1892] p. 159 sq.): *nimis severum censorem agit Cauer, qui in recensione Iliadis nostrae et in Iliadis suae praefatione ex huiusmodi locis concludit 'iustam esse non posse eam rationem, quam qui strenue sequatur non paucis locis sibi ipse officere cogatur'*, so vermag ich nicht zu erkennen, wie darin eine Widerlegung enthalten sein soll.

Auch Ludwich hat die schwache Stelle in der »analogetischen Homerkritik«, wie er sich ausdrückt, erkannt und wiederholt auf sie hingewiesen (AHT. II [1885] S. 263. 359). Er verdient nur Zustimmung, wenn er sich gegen ein »Schaukelsystem« verwahrt, das »in dem Bestreben, Konflikte beizulegen, neue Konflikte schafft«. Aber er meint, daß die Sache damit abgethan sei, und dem kann ich nicht mehr beipflichten. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten führt, so wäre es doch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer

einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Hier durfte nicht geändert werden, weil es auf reiner Willkür beruhte, welche Rücksicht man gelten lassen wollte, ob man etwa die logische der metrischen oder die metrische der grammatischen opfern mochte. Aber wie, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Soll man auch da vor der Änderung zurückscheuen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρείδης, aus älterem *Ἀτρεϝίδης, ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong ει in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genetiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρείδαο z. B. gebraucht Homer im ganzen 27 mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρεΐδαο einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert. Dasselbe gilt von Ausgängen wie Ἠῶ δῖαν oder Καλυφοῦς ἠυκόμοιο. Der vierte Fuß vor folgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte; an diesen beiden Stellen dürfen daher kontrahierte Formen nicht beibehalten werden, auch wenn sie in den Handschriften stehen, denn Metrum und Sprachgeschichte vereinigt entscheiden gegen sie. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. *I* 128) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 37); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Die kontrahierten Formen χρειῶν, σπείους u. ä. stören den Vers nicht, aber sie zeigen eine organisch nicht erklärbare Dehnung der Stammsilbe; diese verschwindet, wenn wir die Kontraktion auflösen: χρεάων, σπέεος (vgl. S. 40). Wörtchen wie τε, ῥα, γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des ϝ, zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γὰρ (ϝ)ίδμεν (κ 190), aus μέν ῥ' ἑκάτερθε (*Y* 153)

μὲν (ϝ)εκάτερθε. Auch das kann vorkommen, daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse *μ* 44: ἀλλά τε Σείρηνες λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht gethan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Accusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie muß zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zuversicht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Damit ist jedoch das Gebiet der sicheren Verbesserungen noch nicht vollständig umschrieben. Es giebt auch Stellen, an denen eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet, entweder so, daß die richtige Lesart unmittelbar in einer Handschrift erhalten ist, oder doch so, daß aus irgend welchen Varianten auf sie zurückgeschlossen werden kann. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 38) erwähnt, *T* 189, wo im Ven. B steht: μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwich hervorgezogen, *ι* 360, wo Gottfried Hermanns Konjektur ὣς ἔφατ'· αὐτάρ οἱ αὖτις πόρον jetzt durch den Laurentianus F gesichert ist. Ludwich, der dies (Praef. Od. p. XV) zu Hermanns wie zu des Codex F Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjektur, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bestätigt worden ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das ϝ hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Papyrus CXXVIII des Britischen Museums[12]) bietet *Ω* 192 [κεχ]όν-

12) *Classical Texts from Papyri in the British Museum, including the newly discovered poems of Herodas, ed. by* F. G. Kenyon, London 1891. Vgl. Leaf, *The Brit. Mus. pap. CXXVIII* im *Journal of Philology* 21 (1892) p. 17 ff.

δει, wo aus inneren Gründen Fick ἐκεχόνδη geschrieben hatte und auch Wackernagel für das ο in der Stammsilbe eingetreten war. Walter Leaf, der hierauf aufmerksam macht, hat eine andre wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen[13], ἀκλεέες statt ἀκληεῖς *M* 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie *ι* 360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen recht vorsichtig sein und darf sich nur da ihrer freuen, wo eine Handschrift durch ihren sonstigen Charakter das Vertrauen erweckt, daß sie etwas Ursprüngliches gerettet habe. Auch wenn *υ* 374 der Laurentianus F ἐπὶ ξείνῳ γελόωντες hat statt ἐπὶ ξείνοις γελόωντες, beruht dies doch schwerlich auf mehr als auf Zufall, giebt jedenfalls nicht der von Nauck (vgl. oben S. 54) und den beiden Holländern unternommenen Bekämpfung der Dative auf -οις eine Stütze. Und ganz sicher verkehrt ist es in dem Verse *δ* 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in F findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech und Georg Curtius mit Recht ναυτίλεται als Konj. Aor. gefordert hätten. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od. p. XIV) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Gemination zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört, z. B. in dem kurzen *ζ* zwölfmal vorkommt. Papyrus CXXVI des Britischen Museums, von Kenyon publiciert, hat *B* 316 τὴν δὲ ἐλιξάμενος statt τὴν δ' ἐλελιξάμενος und scheint damit Cobets Ansicht (MCr. 277 sq.) glänzend zu bewähren, der das ganze Verbum ἐλελίζειν für eine zwar schon dem Altertum angehörige aber doch relativ späte Mißbildung hielt, nur aus sprachlicher und metrischer Unkenntnis geschaffen, um einen vermeintlichen Hiatus zu beseitigen. Aber wenn wir sehen, daß derselbe Papyrus *B* 335 ἐπαινήσαντες aus ἐγενήσαντες, 380 ἔσσεται οὐδ' ἠβαιόν aus ἔσσετ' οὐδὲ βαῖνον erst durch Korrektur hergestellt hat, so werden wir von dem Werte seiner Vorlage oder von der Fähigkeit des ersten Ab-

13) In der überaus scharfsinnigen und hoffentlich epochemachenden Untersuchung: *The manuscripts of the Iliad*, *Journ. of Philol.* 18 (1889) S. 181 ff. und 20 (1892) S. 237 ff. Die betreffende Stelle S. 250. (Vgl. darüber unten S. 66.)

schreibers, diese Vorlage richtig zu lesen, keine hohe Meinung behalten und es vorziehen, δὲ ἐλιξάμενος für einen, diesmal glücklichen, Schreib- oder Lesefehler zu nehmen.

4. In bezug auf den vorher ausgesprochenen textkritischen Grundsatz ist eine Einwendung möglich und ist auch schon gegen meine Ausgabe, in der ich den ersten Versuch gemacht habe ihn durchzuführen, erhoben worden: man gelange auf diesem Wege dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Wenn wir im fünften Fuße, ebenso vor bukolischer Diärese im vierten und, worauf die von Ludwich (AHT. II S. 327 f.) mitgeteilten Zahlen hinführen, auch im dritten Fuße[14]) überlieferte Spondeen nach Möglichkeit in Daktylen verwandeln, im ersten und zweiten Fuß aber die Spondeen beibehalten, so bekommen wir einen Text, in dem παῖς neben πάις, εὖ neben ἐύ, θείοιο neben θεῖοιο, ζεῖ neben τρέει erscheinen, in dem οὐ γάρ τ' οἶδ(α) *Z* 367 in οὐ γὰρ οἶδ(α) verändert, aber θαλάσσῃ τ' ἔλσαι Σ 294 beibehalten ist, obwohl ἔλσαι so guten Anspruch auf das ϝ hat wie οἶδα. Von dem Gedanken waren doch Bentley und Bekker ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas andrer Verteilung der Farben, wieder hervortritt.

Der Einwand ist treffend, ja vortrefflich; denn er dient der Sache, die er bekämpfen will, selber zur Förderung. Allerdings war das Ziel, das Bentley, Bekker und mit großer Entschlossenheit noch Nauck verfolgte, die Herstellung eines sprachlich gleichartigen Textes. Aber das kommt doch auch sonst in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Bei dem Versuch der sprachgeschichtlichen Reform ergab sich, daß, wenn sie rücksichtslos durchgeführt werden sollte, vielfach gewaltsam in den handschriftlich be-

---

14) Die Spondeen sind im dritten Fuße zwar beträchtlich zahlreicher als im fünften, aber ebenso beträchtlich seltener als im ersten und zweiten. Daß es danach wohl richtiger gewesen wäre sie im dritten ebenso zu behandeln wie im fünften und vor der Diärese im vierten, habe ich schon Praef. Il. (1890) p. XXIII anerkannt.

glaubigten Text eingegriffen werden mußte, und daß dann doch immer noch ein ansehnlicher Bestand von auffallenden Kontraktionen, Verletzungen des Digammas u. dgl. zurückblieb. Dazu kam ein dritter Übelstand, auf den hingewiesen zu haben wieder ein Verdienst von Arthur Ludwich ist (AHT. II 477): Bekker und Nauck haben es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten. Beispiele findet man leicht, wenn man etwa die von Bekker unter den Text verwiesenen Verse auf das ϝ hin durchsieht; er hätte es hier gar nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt, und hätte in ihnen eine Vernachlässigung des ϝ mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwich (II S. 230) mit Recht wieder erinnert. Deshalb stimme ich mit ihm in der Ablehnung der neuen holländischen Ausgabe nahezu überein; denn van Leeuwen und Mendes da Costa haben es verschmäht aus den Fehlern ihrer Vorgänger zu lernen, ja sie haben diese Fehler noch stark übertrieben. Charakteristisch ist ihre Behandlung der Personalpronomina, die in der Überlieferung eine große Mannigfaltigkeit der Formen zeigen: ἡμεῖς, ἄμμες, ἡμέων, ἡμείων, ἡμῖν, ἄμμιν, ἧμιν, ἄμμε u. s. w. Die beiden Gelehrten sind durch metrische Erwägungen zu der Überzeugung gelangt (Praef. Iliad. [1887] p. X): *non duplices vel etiam triplices formas pronominum poetis epicis in usu fuisse, sed ad unam normam cunctas revocari posse et debere.* Nun war nur noch die Frage: *quomodo id minimo molimine assequi liceret.* Auf der einen Seite standen Fick, Sittl, Christ, welche durchweg die äolischen Formen verlangen; aber (ich muß wieder wörtlich citieren) *neque spiritus asper sine iusta causa abiciendus videbatur neque vocali ᾱ et toti illi aeolismo, cuius patronus nuper acerrimus exstitit Fickius, ita favebamus, ut ἄμμας pro ἡμέας et similia in textum invecta placere possent.* So haben sie sich denn nach der andern Seite gewendet und folgende Formen konsequent durchgeführt: ἧμες, ἧμας, ἥμων, ἧμιν, ἧμε, ὗμε u. s. w., die beiden letztgenannten statt ἄμμε ὔμμε. Damit ist nun freilich Gleichmäßigkeit hergestellt; aber die Frage, woher denn die unter sich

verschiedenen Formen in den Text hineingeraten seien, bleibt ungelöst, ja unaufgeworfen. Wenn in der Überlieferung Unebenheiten und Widersprüche sich zeigen, so ist es doch nicht die Aufgabe der Wissenschaft, diese *molimine quam minimo* wegzuschaffen, sondern von ihnen zu lernen, auf welchem Wege und von welchen Ursprüngen her die Überlieferung sich vollzogen habe. Wie wenig die beiden holländischen Herausgeber für diese Auffassung zugänglich sind, haben sie neuerdings durch ihre Bearbeitung des Odysseetextes bewiesen: auch hier überall das Bestreben, einen gleichmäßig altertümlichen Dialekt herzustellen, ohne jede Rücksicht darauf, daß die Gesänge, die solcher Restauration unterworfen werden, zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind. Nehmen wir ein Stück, das durch seinen Inhalt wie durch die Art seiner Einfügung in das Epos mit Sicherheit einer der jüngsten Schichten zugewiesen wird, die Telemachie. Wenn sich hier *formae noviciae* finden wie τόν ῥ' Ἠοῦς ἔκτεινε δ 188, δέπας ἡδέος οἴνου γ 51, ὄρνιθας γνῶναι (für γνώμεναι) β 159, ἐπὶ τοῖς πάθομεν γ 113 und vieles ähnliche, wenn αὐτόν für μιν (δ 110), das kurze Demonstrativum als Artikel (δ 71), oft ἄν für κεν vorkommt, so stimmt das vollkommen zu dem Charakter, den man von dieser späten Nach- oder Eindichtung zu erwarten hat. Aber in all diesen Fällen haben van Leeuwen und da Costa eine Korrektur entweder in den Text gesetzt oder doch unter dem Text empfohlen, letzteres stellenweise (γ 81. 113. δ 71. 204. 350) mit einer Ausdrucksweise, die es zweifelhaft macht, ob sie nicht hier selber das Gefühl hatten, daß sie den Dichter und nicht die Überlieferung zu berichtigen bemüht seien.

Nach den letzten Ausführungen könnte es nun scheinen, als thäten wir wirklich am besten, uns, wie Ludwich will, bei dem überlieferten Texte zu beruhigen; denn wozu korrigieren, wenn die Unregelmäßigkeiten, die dazu den Anstoß gegeben haben, mit aller Mühe nicht beseitigt sondern nur verschoben werden? Aber so steht die Sache denn doch nicht. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden mit einander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob wir diese Anschauung einem Texte entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben,

wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch kritische Bearbeitung und durch Prüfung innerer Gründe gesichert ist. Die Wissenschaft läßt sich nicht um ein Jahrhundert zurückschrauben. Seitdem einmal beobachtet war, daß γε, ῥα, τε bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren anzusehen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in der Mehrzahl der Beispiele als Thatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem ϝ ist es ebenso. Die Holländer halten noch jetzt an dem Glauben fest, daß es bis zuletzt in der epischen Sprache gelebt habe, demgemäß in unseren Texten überall, auch wo es dazu eines stärkeren Eingriffes bedarf, eingesetzt werden müsse; und van Leeuwen[15]) beruft sich für seine Ansicht auf eine Stelle in einem zweifellos sehr jungen Stück der Ilias. *Ω* 183 sagt Iris zu Priamos: ὅς σ᾽ ἄξει, ἧός κεν ἄγων Ἀχιλῆι πελάσσῃ, während es vorher (154) im Munde des Zeus, der den Auftrag erteilt hat, lautete: ὃς ἄξει κτλ., ohne Objekt. Van Leeuwen meint, der Akkusativ des Pronomens sei hier unentbehrlich, könne aber nur in der Form ϝ(ε) ergänzt werden; damit sei in einer der jüngsten Partien ein Beispiel des ϝ gesichert. Das klingt sehr schlagend. In Wahrheit aber ist es doch reiner Zufall, daß die Griechen der späteren Zeit den Hauchlaut nicht als besonderen Buchstaben schrieben, also ein apostrophiertes *h*(*e*) nicht darstellen konnten. Ich habe beim Druck meiner Ausgabe wiederholt bedauert, daß ich nicht wie *ε* 321 (γάρ ἕ βάρυνε statt γάρ ῥ᾽ ἐβάρυνε) so an anderen Stellen, wo es elidiert erschienen wäre (z. B. *ρ* 576 οὐ σύ γ᾽ ἄγεις), das ἕ in sein gutes Recht einsetzen konnte. Aber für die Frage nach dem Alter des ϝ sind Fälle dieser Art ohne jeden Belang. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen,

15) *Enchiridium dictionis epicae. Pars prior* (*Lugduni Batavorum* 1892) p. 141. Ebenso schon vorher Mnemos. XIX (1891) p. 140.

daß das ϝ dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des ϝ nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπὸ ἕο, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Versgruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt falsch, wenn er das ϝ mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat ist doch nicht bloß negativ; von dem Zustand der homerischen Sprache haben wir ein deutlicheres Bild gewonnen. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Ähnlich, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein ϝ gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit ϝ gesprochen worden waren. Indem wir uns diese Parallele klar machen, sichern wir uns im voraus gegen die Gefahr, Homers Gedichte deshalb, weil sie für uns das älteste Denkmal der griechischen Litteratur sind, als etwas an sich Ursprüngliches und in jeder Beziehung Altertümliches anzusehen. Immerhin mag es Leute geben, die uns mit behaglichem Spotte zurufen: »Das haben wir ja vorher gesagt; wozu die ganze Mühe der Bentley'schen und Bekker'schen Kritik? wenn damit weiter nichts erreicht ist, als die Befestigung des Glaubens an das, was überliefert war und was vorsichtige

Männer niemals angezweifelt hatten.« Mögen sie so reden. Es fehlt doch auch nicht an solchen, die wissen, daß derselbe Satz ganz verschiedenen Sinn haben kann, je nach dem Grunde auf dem er ruht. Vollends aber, sobald man daran geht die neugewonnene Anschauung weiter fruchtbar zu machen, da zeigt sich, daß der scheinbare Kreislauf durch das Gebiet der Kritik nicht vergeblich gewesen ist. Wenn der Wolfsche Gedanke, den Ludwich erneuert hat, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe, rechten Sinn haben soll, so muß es gelingen aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihenfolge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke einst geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergiebt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinischen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben. Das Prinzip, nach dem die Revision und Reinigung des Textes erfolgen muß, ist vorher entwickelt worden. Der Versuch es durchzuführen, der in meiner Ausgabe vorliegt, ist unvollkommen; aber er kann von neuem unternommen werden. Und wenn das mit Sorgfalt und Strenge geschehen ist, so wird die Textkritik dahin gelangt sein, auf die Fragen, die von der höheren Kritik gestellt sind, ihrerseits eine selbständige Antwort zu geben.

5. Ehe wir jenen Zeitpunkt der ersten schriftlichen Aufzeichnung selber ins Auge fassen, muß wenigstens der Versuch gemacht werden, in der Periode, die zwischen ihm und den Alexandrinern liegt, eine gewisse chronologische Ordnung herzustellen. Primäre und sekundäre Textfehler sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden (s. S. 38 f.); und so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welchem Jahrhundert die einen, welchem die andern angehören. Allerdings ist es im voraus zweifelhaft, ob sich darauf eine reinliche Antwort wird finden lassen. Die

Entwickelung der nichtgelehrten schriftlichen Tradition wird im Altertum nicht wesentlich anders gewesen sein als im Mittelalter, dem die uns erhaltenen Handschriften ihre Entstehung verdanken; und in diesen findet sich die Rücksicht auf das Metrum, die doch zum Eindringen der sekundären Fehler den Anlaß gegeben hat, nirgends konsequent durchgeführt. Der Venetus A zeigt Ψ 842 τὸ τρίτον αὖτ' ἔριψε neben 845 ὅσσον τίς τ' ἔρριψε, der Laurentianus F in eben so enger Nachbarschaft σ 294 κληῖσιν ἐυγνάμπτοισιν ἀραρυῖαι und 296 ἠλέκτροις ἐερμένον. Die Korrekturen, die von zweiter Hand eingetragen sind, dienen viel öfter der grammatischen Durchsichtigkeit als der Genauigkeit des Metrums (vgl. oben S. 53); und wo wirklich um dieser letzteren willen der Text geändert erscheint, da läßt sich doch erkennen, daß das Prinzip nicht scharf erfaßt und nicht streng festgehalten worden ist. Δ 542 stand in A χειρὸς ἑλοῦσ' ἀτὰρ βελέων, was in den Vers nicht paßte; daraus hat der Korrektor gemacht ἑλοῦσα αὐτάρ, also gar nicht bemerkt, daß seine beiden Verbesserungen sich gegenseitig aufheben. Im Laurentianus F der Odyssee ist α 440 τρητοῖσι λεχέεσι in τρητοῖσι λέχεσσι korrigiert, γ 84 δίου 'Οδυσσέως in δίου 'Οδυσσῆος, γ 99 zu ἐξετέλεσεν ein σ übergeschrieben, alles richtig und dem Metrum entsprechend; aber α 225 hat dieselbe zweite Hand τίπτε δέ σε χρεώ in τίπτε δέ σε χρειώ verdorben, σ 57 τούτῳ δέ με ἶφι δαμάσσῃ in τοῦτο δέ με κτλ., γ 131 an unmetrischem θεὸς δ' ἐκέδασεν zwar Anstoß genommen, aber nicht ἐκέδασσεν sondern ἐσκέδασεν daraus gemacht. Man gewinnt überall den Eindruck, daß die Gewohnheit, beim Lesen und Revidieren eines Textes das Schriftbild mit der dazu gedachten Lautform zu vergleichen, in früherer Zeit sehr viel geringer war als heutzutage, und daß metrische Korrekturen, wo sie vorkommen, mehr nach gelegentlicher Laune als nach festen Grundsätzen unternommen worden sind.

Der Analogieschluß, daß es im Altertum und speziell in voralexandrinischer Zeit ebenso gewesen sei, ist allerdings nicht zwingend; aber er wird durch die Thatsachen bestätigt, wenn wir von unsern ältesten Handschriften aus rückwärts gehen und die Stufen zu erkennen suchen, auf denen sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

I. *Ω* 320 hat der Bankes'sche Papyrus (um Chr. Geb.) δεξιὸς ἀΐξας διὰ ἄστεος, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften δι' ἄστεος, was auch im Venetus A als alte Variante beigeschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten Handschriften ὑπὲρ ἄστεος, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 n. Chr.). Da ἄστυ ursprünglich digammiert war, so ist διὰ ἄστεος das Richtige; dafür schrieb man ungenau δι' ἄστεος, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur ὑπὲρ ἄστεος.

ζ 156 haben die besten Handschriften (FGP) und viele andre αἰὲν εὐφροσύνῃσιν ἰαίνεται, in einigen (darunter HM?) ist richtig αἰὲν ἐυφροσύνῃσιν geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: γράφεται »ἐν εὐφροσύνῃσιν«, κακῶς· οὐδέποτε γὰρ Ὅμηρος ἀδιαιρέτως τὴν εὐφροσύνην φησί. Ludwich zweifelt mit Recht (AHT. I z. St.), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung αἰὲν ἐν εὐφροσύνῃσιν vor, während viele unsrer Handschriften mit αἰὲν εὐφροσύνῃσιν noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

II. *M* 318 οὐ μὰν ἀκληεῖς fast in allen Handschriften, auch in A. Dazu Didymos: οὕτως »ἀκλεες« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (A[t]), und noch deutlicher in TV: ἀκλειεῖς, οὕτως· »ἀκλεὲς« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγκοπήν, ὡς τὸ δυσκλέα. Kaum glaublich, daß Aristarch ἀκλεές geschrieben habe; aber die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwich gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγκοπήν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann und muß, ist erst neuerdings durch Leaf klar geworden, der aus zwei

guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεέες hervorgezogen hat (vgl. oben S. 58). Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Gewiß nicht. Aber was uns hier interessiert, ist nicht dies, sondern die Thatsache, daß bereits Didymos einen verdorbenen Text vor Augen hatte: in der Zeit zwischen Aristarch und ihm ist der primäre Fehler ἀκλεές aus ἀκλεέες entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekundäre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκλῃεῖς oder ἀκλειεῖς.

Während hier Aristarch noch das Richtige gehabt hat, giebt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe schon bei ihm erreicht ist.

III. Überall da, wo durch Schwund des ϝ ein Hiatus entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, kann man sagen, daß in der Form, welche den Hiatus darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt: ὅ οἱ statt ὅς οἱ *α* 300, πάντα δὲ εἴδεται ἄστρα *Θ* 559.

T 189 gehört die Lesart, die vorher (S. 39) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιμνέτω αὖθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὖθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὖθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκλῃγῶτες schrieb Aristarch für κεκλῃγότες (vgl. oben S. 38), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Unform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An

Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir so für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

Trotzdem giebt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man nicht umhin kann für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Thatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 40) citierten Aufsatze erklärt worden ist. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B. μνάεσθαι, ὁράω, μνάοντο, ὁράοιτε) wurden von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt (μνᾶσθαι, ὁρῶ, μνῶντο, ὁρῷτε), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft so lange Zeit sich ärgern sollte: μνάασθαι, ὁρόω, μνώοντο, ὁρόῳτε. Diese Theorie findet mehr und mehr allgemeine Anerkennung; was an Einwänden gegen sie vorgebracht worden ist wiegt nicht schwer, wie ich in der Praefatio zur Ilias § 5 nachgewiesen habe. Besonders darin fand man eine Schwierigkeit, daß es eine Zeit gegeben haben sollte, wo von griechischen Herausgebern für griechische Leser ein Text geboten wurde, der eine solche Fülle unmetrischer Schreibungen enthielt. Dem gegenüber genügt es jetzt an das zu erinnern was wir über die mangelnde Gewöhnung der Alten, Schrift und Laut mit peinlicher Genauigkeit zu vergleichen, gesagt haben (S. 39. 53. 65). Aber dadurch unterscheiden sich allerdings die zerdehnten Formen von fast allen ähnlichen Beispielen, daß es sich hier nicht um einzelne Fälle handelt, sondern daß der Vorgang, den wir annehmen, eine große Klasse verwandter Bildungen umfaßt. Dadurch werden

wir eben zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Welche Periode nun in der litterarischen Überlieferung es sei, der ein durch attischen Einfluß unmetrisch gewordener Text zugetraut werden könne, das wird in weiterem Zusammenhange durch die nachfolgende Untersuchung klar werden.

Drittes Kapitel.

Die erste Niederschrift.

I. Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen schon die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 v. Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher η und ω durch H und Ω, unechtes ει, ου durch EI, OY bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet ε, η, unechtes ει, andrerseits ο, ω, unechtes ου nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und litterarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in Bezug auf η und ω vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. *H* 238 haben fast alle Handschriften βῶν mit Aristarch, L (Vindobonensis 5) βοῦν mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns A und TV aus Didymos; und TV bemerkt dazu: ἐν τοῖς παλαιοῖς ἐγέγραπτο BON, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν

οἱ διορθωταί. Ludwich zweifelt, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, begründet aber seinen Zweifel nur durch das allgemeine Mißtrauen, das er gegen die Nachrichten von der ἀρχαϊκὴ σημασία hegt (AHT. I S. 11), sodaß wir keinen Grund haben uns ihm anzuschließen. — Die Odyssee-Scholien mehrerer Handschriften bemerken zu α 275 (μητέρα): τῇ ἀρχαίᾳ συνηθείᾳ ἐγέγραπτο ΜΕΤΕΡ ἀντὶ τοῦ ΜΗΤΗΡ. τοῦτο ἀγνοήσας τις προσέθηκε τὸ α. ἢ δεῖ ὑποστίζειν εἰς τὸ »μητέρα δέ« καὶ μιμεῖσθαι τὸν διασκεπτόμενον. Auch diese Notiz spricht Ludwich, obwohl er sie mitdruckt, dem Didymos ab. Natürlich ist die mit ἢ δεῖ angefügte Deutung die richtige, und die Anwendung des Erklärungsprinzipes der falschen Umschrift in diesem Falle ganz verfehlt. — Ξ 241 hat der Venetus A ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασμὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Schol. A sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwich nicht für didymeisch. Die Konjektur, daß ἐπισχοίης statt ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel, zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Δ 104 schrieb Zenodot ὅν ποτ' Ἀχιλλεύς anstatt ὥ ποτ' Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαϊκῆς σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεὶς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwich (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Das behaupte ich auch nicht. Die Thatsache, daß die Alexandriner mit diesem Erklärungsmittel operiert haben, behält darum doch ihren Wert, wenigstens für den, der aus dem Studium ihrer Werke Respekt vor ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Scharfsinn gewonnen hat. Darum ist es seltsam genug, daß gerade Ludwich, wo er die alten Zeugnisse über diese Sache zusammenstellt (AHT. I 11), und sonst wiederholt

fast geringschätzig davon spricht. Für uns kommt nicht einmal viel darauf an, ob das Erklärungsprinzip immer richtig angewendet worden ist (in ἐπισχοίης ist das der Fall, in μητέρα gewiß nicht): wenn es verkehrt benutzt ist, so dürfen wir annehmen, daß die späteren Generationen der griechischen Grammatiker es nicht mehr recht verstanden haben. Und dies stimmt eben wieder dazu, daß es bereits von Aristarch erkannt worden war.

Neuere Gelehrte haben sich die Aufgabe gestellt, das ursprünglich gute nachher aber gemißbrauchte Prinzip wieder richtig zu verwerten. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem nun schon oft erwähnten Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἴδεα in ᾔδεα, ἐοίκει in ἐῴκει, ἦος τῆος in ἕως τέως, τεθνηώς στήομεν ἥαται in τεθνειώς στείομεν εἵαται auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), das von den μεταγραψάμενοι handelt, und wieder im »Herakles« (1889) I S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwich überein, der ebenfalls einen eignen Paragraphen (AHT. II S. 45) den μεταχαρακτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben. Prüfen wir die wichtigsten davon.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

> τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,
> ταύτας διείργει δ' ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.[4] 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwich (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305), die beide dies als Argument geltend machen, erinnern auch daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz

nimmt an, daß wie Euripides (nach seinem eignen Zeugnis) so auch Sophokles sich des ionischen Alphabetes bedient habe; für Äschylos hielt er im Jahre 1884 noch einen Zweifel für möglich, hat ihn dann aber im »Herakles« zurückgezogen: nach den durch Köhler (Archäol. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Thatsachen[16]) sei es sicher, daß auch Äschylos nicht mehr attisch geschrieben haben könne. — Das alles ist natürlich richtig. Aber daraus folgt doch nicht, daß die homerischen Gedichte niemals aus attischem in ionisches Alphabet umgeschrieben worden sind, sondern nur, daß, falls dies geschehen ist, es beträchtlich vor 403 geschehen sein muß. Dieser Satz ist es, den Wilamowitz begründet hat, und er wird sich im weiteren Verlauf der Forschung noch als wichtig herausstellen.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, meinethalben beim Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, wenn diese Gelegenheit zu einer Quelle von »Fehlern gemacht wird. — — Wenn ein Volk eines Tages eine »Änderung in der Orthographie vornimmt, die noch dazu sorgfältigere Bezeichnung von Lauten bezweckt, die schon vorher »ebenso im Munde differierten wie sie sich nun auch dem Auge »darstellen sollten, so ist garnicht auszudenken, wieso gerade »dabei die Leute Fehler machen sollten. Wenn man vorher »ενδεοιχοσι schrieb und doch unterschied, ob es ἦν δ' ἐοικόσι »oder ἦν δὲ οἰχῶσι oder ἐν δὲ οἰχοῦσι heißen sollte: wie kam »man plötzlich dazu sich zu versehen, weil man's nun gemäß »der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ſſ* zu verwechseln, obwohl

16) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 5. Jahrhunderts« in Bezug auf die Entwickelung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen um die Mitte des 5. Jahr»hunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden ist; es »kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den litterarisch ge»bildeten und thätigen Kreisen schon in der vorhergehenden Epoche im »Gebrauch gewesen ist.«

dienen und *binden*, *Füße* und *Flüsse* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Fehler vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. Übrigens werden wir finden, daß Wilamowitz selbst diesen Einwand nicht allzu ernst meint, da er ihn durch einen der folgenden (4) wieder ausstreicht.

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird, wenn er S. 306 sagt: »Was hat sie [die Umschriftshypothese] denn er»klären wollen im Homer wie im Pindar? Nichts als die lang»weiligen ε und ο, ει und ου. Wer etwas mit ihr machen will, »der finde wenigstens ein *η* für *h* im Homer, γ für λ [muß heißen: λ für γ] »im Aschylos, ψ χ für χ ξ bei Pindar, μ für ιβ, »β für ε bei Epicharm. Bis das geschehen ist, soll man von »dem μεταγραμματισμός stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechselungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber *h* und *η*, γ und λ, χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt S. 323 f.: »Gesetzt auch, die *ἀρχαία σημασία* wäre berechtigt als

»Erklärungsgrund zu dienen, wie sie χαιροσέων und τεθνειώς, »θείης u. a. m. allerdings erklären würde, so hätte es doch »keine Logik sich auf sie zu berufen, weil so viele ganz analoge »Erscheinungen mit ihr keinesfalls etwas zu schaffen haben »können.« Hier wird also plötzlich zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und dazu stimmt es dann, daß Wilamowitz im »Herakles« (I S. 126) von der Möglichkeit spricht, daß »sehr alte ionische Poesie (z. B. »Homer) aus altionischem in neuionisches Alphabet umgeschrieben« wäre. Damit ist doch der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben; aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach dadurch veranlaßt waren, daß die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten; das sind alle die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Die Beispiele, die Wilamowitz anführt, sind ganz treffend gewählt: ἰέναι für ἴμεναι, ἠῶ δῖαν für ἠόα δῖαν, μειλιχίοις ἐπέεσσι statt μειλιχίοισι Ϝέπεσσι, Αἰόλου κλυτὰ δώματα statt Αἰόλοο, ἤν που für αἴ κεν u. s. w. Aber wenn er nun verlangt, daß nach dem Muster dieser Fälle auch diejenigen beurteilt werden müßten, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man vergebens nach dem Grunde; der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, soll doch erst bewiesen werden, er kann nicht sich selber beweisen. Vielmehr ist es vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in vielen Fällen durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde. Und es ist wichtig diesen Zusammenhang im Auge zu behalten; die Rücksicht auf ihn wird uns im voraus davor bewahren, einer an sich möglichen Annahme, die sich nachher doch als falsch herausstellen würde, weiter nachzugehen. Man könnte ja, der von Wilamowitz gegebenen Anregung folgend, die sicheren Umschriftfehler, die sich bei Homer finden, der Zeit des Überganges aus der älteren ionischen (O = ο, ου, ω; E = ε, ει) in die jüngere ionische Schreibweise zuweisen; aber damit würde eben Verwandtes

und Zusammengehöriges getrennt werden. Die falsche Deutung überlieferter Schriftzeichen hätte nicht einen so großen Umfang angenommen, wenn die epische Sprache damals, als ihr die neue Orthographie auferlegt wurde, noch in lebendiger Entwickelung gewesen wäre; und umgekehrt würden athenische Leser und Schreiber die Formen der ihnen ungewohnten, altertümlichen Sprache schärfer aufgefaßt und minder leicht verwirrt haben, wenn sie ihnen bereits in der genauen Orthographie, deren sie selber täglich sich bedienten, vorgelegen hätten. Erst dadurch wurde die Versuchung zum Irrtum recht stark, daß neue Schreibregeln auf eine dem eigenen Leben fremde Sprache angewandt wurden. Die Abschreiber des fünften Jahrhunderts mußten um so bereitwilliger ein echtes ἦος τῆος in das ihnen gewohnte ἕως τέως verwandeln, weil die Schreibung ΕΟ sie nicht daran erinnerte, daß ηο gemeint sei. Leute, deren »eigne Rede das *ei* und *e* oft vermischte«, konnten freilich auch ohne schriftlichen Anlaß von τεθνηώς zu τεθνειώς abirren; aber dies mußte ihnen um so näher liegen, wenn die Vorlage, aus der sie abschrieben, für beide Lautgruppen nur das eine Zeichen ΕΟ hatte.

II. Wir haben gesehen, daß die Ansicht der Alexandriner von dem Einfluß der ἀρχαϊκὴ σημασία auf die Textgeschichte durch nichts erschüttert ist. Doch verdient der zuletzt erörterte Einwand noch genauere Betrachtung; er mag uns vor zu großer Zuversicht warnen. Wenn wirklich in allen Fällen, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukommt, so ist es doch im Grunde schwach um sie bestellt. Und daher kommt es wohl, daß so vielfach die Ansicht verbreitet ist, Wilamowitz habe diese ganze Theorie ein für allemal beseitigt. *Fabulam de erroribus* τῶν μεταγραψαμένων *merito explosit de Wilamowitz; — —* εἵατο (*pro* ἥατο) ἔχεια *non errore scribendi sed recentiorum studio vetusta suo ipsorum mori et pronuntiationi* (ἕατο ἔχεα) *adsimulandi nata sunt*: so schrieb 1892 Wilhelm Schulze in seinen *Quaestiones epicae* p. 153. Daß beide Erklärungen sich nicht ausschließen, also nicht mit *non — sed* einander gegenüber gestellt werden dürfen, ist soeben gezeigt worden. Aber es ist vorsichtiger, wir geben alle die Fälle, in denen beide zusammentreffen könnten, vorläufig preis und fragen, ob es Beispiele giebt, in denen nur die

Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann.

1. η 107: καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον. In diesem Verse war das erste Wort lange unverständlich, bis Theodor Bergk (Philol. 16 p. 580) erkannte, daß καιρουσσέων damit gemeint sei, Gen. Plur. Fem. eines Adjectivums καιρόεις. Da mit καῖρος die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist καιρόεσσαι ὀθόναι soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden ist, läßt sich leicht erkennen. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter Τειχιο(ύ)σ(σ)ης ἀρχός. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des ου ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der Odyssee, ebenfalls ohne Bezeichnung der Gemination, ΚΑΙΡΟΣΕΟΝ geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv καιρόεις nicht kannte, aus den unverstandenen Buchstaben eine Form καιροσέων machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.

2. θεουδής brachte man früher mit θεοειδής zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf θεοδεής zurückführte. Aber woher sollte das ου kommen? Da der Stamm von δέος ursprünglich mit δϝ anlautete, so ist als Grundform *θεο-δϝεχής anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittelung von *θεοδϝής nur θεοδδής werden (vgl. ἔδδεισεν, περιδδείσασα). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb. Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Üeberlieferung δ einfach geschrieben war, so daß θεοδ(δ)ής in θεουδής verlesen werden konnte.

3. ὠλεσίκαρπος (κ 510) stellt Wilhelm Schulze Quaest. ep. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρεσίη, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt

des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὤλεσα, ὄλωλα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn OY schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben hier also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

4. Das richtige Verständnis von περιώσιος (*Δ* 359. *π* 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwiefache Aussprache ου oder ω zuließ.

5. ναιετάωσαν, ναιεταώσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf άω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναιετόωσαν heißen. Thatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu *Z* 415 bezeugt: Ἀρίσταρχος διὰ τοῦ ο »ναιετόωσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Ebenso haben neuere Herausgeber geurteilt und sind entweder, wie La Roche und Ludwich, dem Alexandriner gefolgt oder haben die einfache unkontrahierte Form ναιετάουσαν, ναιεταούσης hergestellt. Dies thaten u. a. Bekker² und Nauck, bei denen doch sonst die sogenannten zerdehnten oder assimilierten Formen beibehalten sind. Mit Recht sträubten sie sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich machte; ναιετάωσαν kann nur aus NAIETAOΣAN, nicht aus NAIETOOΣAN verlesen sein.

6. Auch die Formen ἀρόωσι (*ι* 108), δηιόφεν (*δ* 226) δηιόωντες (*Λ* 153) δηιόωντο (*N* 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht von α-Stämmen sondern von o-Stämmen abgeleitet sind. Daher sind auch diese von mehreren Heraus-

gebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in ἀρόουσι, δηιόοιεν, δηιόοντες korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem οου, οοι, οο und οω, οῳ, οω nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei οὐλεοίκαρπος ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf άω.

7. Zu αἰὲν ὁμοστιχάει *O* 635 bemerkt Schol. B: συμπορεύεται· βάρβαρον δέ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe ὁμοστιχέει für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker[2], der *Σ* 577 (χρύσειοι δὲ νομῆες ἅμ' ἐστιχάοντο βόεσσιν) zur Vergleichung heranzog und ὁμοῦ στιχάει schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen ΜΟΣ entstanden sein.

8. Die ungeheuerlichen Lesarten ἐπιδημίου ὀκρυόεντος (*I* 64) und κακομηχάνου ὀκρυοέσσης (*Z* 344) sind zuerst von Payne Knight in seiner Ausgabe und auf's Neue von Georg Curtius (Grdz.[3] 149) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende ο zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Beispiele der altertümlichen Genitivendung οο neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben ΙΟΟΚΡ von ungelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei wieder der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjectiv ὀκριόεις »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Dieses Beispiel ist besonders lehrreich, weil ihm eine Gruppe ähnlicher Fälle zur Seite steht, in denen wirklich das vorliegt, was Wilamowitz allgemein behauptet, die bloße Modernisierung eines altertümlichen Wortes. Αἰόλου κλυτὰ δώματα hat er selbst angeführt; von ganz gleicher Art sind: ἀγρίου πρόσθεν *X* 313, ἀνεψιοῦ κταμένοιο *O* 554, Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδε *B* 731, Ἰλίου προπάροιθε *O* 66, ὁμοιίου πολέμοιο *I* 440. Auch hier hat die rechte Endung οο der attischen ου weichen müssen und hat nur in der metrischen Lücke, die dadurch entstand, eine Spur zurückgelassen. Aus ἐπιδημίοο κρυόεντος ist nicht, nach demselben Muster, ἐπιδημίου κρυόεντος geworden, sondern die Entstellung ist hier andere Wege gegangen: der sicherste Beweis dafür, daß die Faktoren, deren Ergebnis sie ist, andere gewesen sind.

9. *H* 434: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,
Ω 789: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἕκτορος ἔγρετο λαός.
In beiden Versen giebt ἔγρετο »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in ἤγρετο »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei ἔγρετο die Annahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei εἰργάζετο ἐῴκει u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

10. ὠμηστής ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige ὠμεστής korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὀρχηστής μολπηστής den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen. —

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgelockt wurde. Solche Associationshülfen fanden wir in ὄλωλα (für 3), ὀρόωσι (6), ὀκριόεις (8), ὀρχηστής (10); auch bei ἤγρετο (9) hat natürlich die Verwechselung mit ἔγρετο mitgewirkt. Eine Anregung dieser Art zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, wie Wilamowitz wollte, sind aber auch nicht wie zwei Kreise deren einer

den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es giebt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III. Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsitzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich zugleich die schon früher (S. 74) angekündigte Entscheidung ergeben, daß wir recht gethan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der *e*- und *o*-Laute einführten.

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener, und da verstand es sich von selbst, daß das Urexemplar seiner Dichtungen attisch geschrieben war. Aristonikos notierte zu *N* 197, wo die Dualformen Αἴαντε μεμαότε vorkommen: ἡ διπλῆ, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δυικοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet hat seine Überzeugung, daß Athen Homers Heimat sei, wiederholt ausgesprochen, besonders deutlich MCr. 281, mit Bezug auf die oben angeführte Bemerkung über den Dual: *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse:* ἡμέτερος γὰρ κεῖνος ὁ χρύσεος ἦν πολιήτης. *plurimis enim ex lingua Homerica indiciis colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwich (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«, bei dem man nicht weiter zu verweilen brauche. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns die Nachricht überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles

attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homertexte gelangen konnten.

Doch wir dürfen uns bei dieser Erklärung nicht beruhigen. Die soeben angedeutete Ansicht von der peisistratischen Recension ist zwar die, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten oder bekennen; aber sie ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwich bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwichs Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhafte Polemik gegen Wilamowitz. Wir müssen versuchen, ein eigenes Urteil in der vielumstrittenen Frage zu gewinnen.

Die Zeugnisse des Altertums sind bei Wolf Proleg. p. 143 gesammelt und brauchen hier nicht alle wiederholt zu werden. Das älteste steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructior fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus.* Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaeum) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Concyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur.* Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl in einer besonderen Schrift[17]) eine positive Anschauung von der

17) Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen. Dagegen wandte sich Lehrs 1862 in einem Aufsatze des Rheinischen Museums[18]. Er suchte die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Thätigkeit des Peisistratos. Weder von einer Sammlung die er veranstaltet habe, noch von Lesarten seiner Ausgabe, noch von Interpolationen, wie sie anderwärts ihm zur Last gelegt werden, ist bei den drei großen Grammatikern auch nur mit einem Worte die Rede. Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht, die zuerst bei Cicero auftaucht, eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Thätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers *B* 558 (στῆσε δ' ἄγων, ἵν' Ἀθηναίων ἵσταντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener auf Salamis zu beweisen, das er doch thatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus A fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 238): »Aristarch ist weit entfernt die pisistratischen »Interpolationen nicht zu kennen: er wagt auf Grund derselben, »was er sehr selten wagt, er wirft den Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher heißt es von Menestheus, *B* 553—555:

τῷ δ' οὔ πώ τις ὁμοῖος ἐπιχθόνιος γένετ' ἀνὴρ
κοσμῆσαι ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας·
Νέστωρ οἶος ἔριζεν, ὃ γὰρ προγενέστερος ἦεν.

Diese drei Verse wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τούτου τρεῖς στίχους ἠθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν.

18) Zur homerischen Interpolation; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«.

πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπών, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παῦσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spricht, so vermutet Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Zu dieser Annahme ist Wilamowitz dadurch geführt worden, daß es nachweislich im Altertum Gelehrte gab, die den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diesen Angriff wird nun Lehrs von Ludwich in Schutz genommen (AHT. II § 43). Nicht ganz mit Unrecht. Denn in beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Jedenfalls war, wenn es sich darum handelte den leider nicht ausgesprochenen Anlaß zu Zenodots Athetese durch Vermutung zu ergänzen, Aristarch eher in der Lage das Richtige zu finden als Wilamowitz. Was dieser für seine Ansicht anführt, ist nur scheinbar von Gewicht: die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte nichts zu thun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu thun haben, weil sich beide Athetesen dem Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (*B* 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht habe gelten lassen. Zu *Γ* 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλῆ, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο ⟨καὶ⟩ κατὰ τὴν ἐπιπώλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (*B* 558) ὑπό τινων γραφόμενον »στῆσε δ' κτλ.«· οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese zuverlässige und unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs

Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot nicht stand. Ludwich verdient nur Beifall, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen, Vermutungen noch dazu, die zu dem was ihr Urheber wenige Zeilen vorher gesagt hat im Widerspruch stehen. Denn wenn Aristarch den Vers deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Auch der Wortlaut bei Aristonikos zeigt übrigens, daß wir es hier nicht mit einem Beispiel besonderer Kühnheit seines Meisters zu thun haben, vielmehr wieder mit einem Zuge von Vorsicht: Aristarch scheute sich ἐκεῖνον τὸν στίχον τὸν ὑπὸ τινῶν γραφόμενον in seinen Text einzusetzen. Die Thatsache daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von ihm versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwich also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber drückte sich in dieser Beziehung sehr vorsichtig aus (Ar.² 450): die Nachrichten von der Thätigkeit des Peisistratos enthielten »ganz unbegründete, den alten »alexandrinischen Kritikern, einem Zenodot, einem Aristarch un»bekannte oder durch und durch verachtete Annahmen und Vor»stellungen«. Und ähnlich erklärte Ludwich (AHT. II 403): »das »Schweigen des Aristonikos und Didymos, bei so dringender

»Veranlassung es zu brechen, kommt einem Nichtwissen oder »einem absichtlichen Verdammungsurteil völlig gleich.« Praktisch aber haben nachher beide Gelehrte die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern so gesprochen, als sei es erwiesen daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der anderen Seite. Wilamowitz hat festgestellt, daß bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. die Behauptung, Peisistratos habe den Homertext interpoliert, öffentlich ausgesprochen war; und für diesen Vorwurf war es eine notwendige Voraussetzung, daß man glaubte, die Redaktion der homerischen Gedichte in der herrschenden Fassung gehe auf Peisistratos zurück.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τά τε Ὁμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ῥαψῳδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν, ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὅμηρον ἐφώτισεν ἢ Πεισίστρατος ⟨ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὁμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν⟩ ὥς φησι Διευχίδας ἐν ε′ Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα· »οἳ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἑξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz (HU. 240) gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Die Frage, wann der hier genannte Gewährsmann, Dieuchidas, gelebt habe, hat zuerst Wilamowitz erörtert und durch scharfsinnige Kombinationen beantwortet (S. 241. 251), nach denen es als feststehend gelten kann, daß Dieuchidas im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte. Was er über die Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — auch dies hat Wilamowitz (S. 243 ff.) erkannt und glaublich gemacht — eine richtige Vermutung. Für diese aber diente zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen. Fragen wir weiter, woher Dieuchidas diese Voraussetzung für seine Polemik gewonnen hatte, so bekommen wir von Wilamowitz keine ganz klare Antwort. Einmal heißt es (S. 254): »Nur die »Interpolation konnte Dieuchidas erschließen; die Recension mußte »für seine Ansicht etwas Gegebenes sein.« An einer späteren Stelle aber (S. 262 f.) wird die Sache so dargestellt, als habe

Dieuchidas aus dem Zustande des Homertextes und aus dem hergebrachten Vortrage bei den Panathenäen erst den Schluß gezogen, daß in Athen durch Peisistratos die epischen Gesänge gesammelt worden seien. Die erste dieser beiden sich widersprechenden Ansichten muß entschieden vorgezogen werden. Nirgends ist überliefert, daß Dieuchidas von der Redaktion des Peisistratos überhaupt gesprochen habe; bei Diogenes steht ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindruck zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Gedanke, gleichviel ob durch Überlieferung erhalten oder durch Kombination gefunden, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in seiner Schrift »Peisistratos und seine litterarische Thätigkeit« (Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Thätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos recipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen. Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Thatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist, während doch die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos u. s. w.) mehrfach erwähnt werden. Aber dies hat bereits Ritschl (Op. I 49 f.) einleuchtend erklärt, und wir werden seine Grundanschauung durch weitere Erwägungen bestätigt finden: die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, mit Einschluß

der Ausgaben κατὰ πόλεις, ging auf die athenische Quelle zurück; der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage und »allgemeine Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte«, und so fiel die Notwendigkeit ihn in einzelnen Fällen mit Namen zu nennen von selbst weg; am wenigsten konnte daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben Sinne und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Lehrs (Ar.[2] 449) will diese Auskunft nicht recht gelten lassen: wenn die Alexandriner »bestimmt wußten, alle unsere Texte gehen auf »eine Redaktion des Pisistratus zurück«, dann hätte sich »bei so »ausgebildetem Zurückgehen auf die Lesarten gar zu natürlich »der Gedanke einstellen« müssen, »dies oder jenes trage den »Stempel jenes Ursprunges an sich, zumal da Aristarch den Homer »für einen Athener hielt und die Atticismen im Homer beob»achtete«. Aber gerade das, was Lehrs hier als erschwerendes Moment geltend macht, ist geeignet die Schwierigkeit zu heben: Aristarch konnte garnicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im Ganzen oder im Einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Thatsachen und Beobachtungen, durch die andere zu einer solchen Annahme geführt worden waren, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben dadurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

IV. Aber nicht bloß einer ernsthaften Diskussion würdig ist die Nachricht, daß zur Zeit und unter dem Einflusse des Peisistratos Ilias und Odyssee ihre jetzige Gestalt erhalten haben: wir müßten diesen Ursprung der schriftlichen Überlieferung, wenn er nicht von alters her bezeugt wäre, geradezu postulieren. Dafür sprechen folgende Gründe.

1. Die Verse in *B* sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Πειρίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden

durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das η 81 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Poliastempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Daß die Δολώνεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns u. a. in einem Scholion des Townleyanus überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψῳδίαν ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποίησιν. Neuerdings will Louis Erhardt[19]) in der Rolle, welche in diesem Gesange Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft finden. Die Verse λ 566—631 hat Wilamowitz als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. Mag dem sein wie ihm wolle, und mag man solchen kritischen Hypothesen noch so mißtrauisch gegenüberstehen, als gesichert kann gelten, daß in *B*, η, λ athenische Interpolationen stattgefunden haben und, was das Wichtigste ist, zu vollkommener Herrschaft gelangt sind. Das Lob des Menestheus (*B* 553—555) las schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplar der Ilias; und den Vers über Salamis (*B* 558), das einzige dieser interpolierten Stücke das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist, hielt jedenfalls Aristoteles (Rhetor. I 15) für echt. Die Interpolationen des Peisistratos haben also glänzenden Erfolg gehabt. Auch Wilamowitz (S. 240) fragt: »Wie »in aller Welt hätte Peisistratos interpolieren sollen, wenn er »keinen Text machte, und zwar, da die Verse in allen Exem»plaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwich (II 404) wundert sich darüber — daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes als eine Legende ist.

2. Noch einen anderen Grund dafür hat gerade Wilamowitz

19) Die Entstehung der homerischen Gedichte (Leipzig 1894) S. 164. Erhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die attische Färbung der homerischen Sprache. Er schildert (S. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. »Das Epos ward in »Athen gern gehört, gern gelernt und gelesen; es unterlag dem»nach derselben Metamorphose in Athen, der es allerorten unter»lag; zum Teil unwillkürlich, indem die attische Sprache ein»drang wo sie konnte, zum Teil durch Ein- und Nachdichtung, »indem die Lehrenden und Lernenden, die gewerbsmäßigen und »die gelegentlichen Erzähler, die Überlieferung mit derselben »Freiheit behandelten, wie es seit den Tagen der ersten Dichter »alle getrieben hatten, die das Epos weitergegeben hatten. Zu »den chiischen, milesischen, halikarnassischen, kyprischen, korin»thischen Schichten, die über dem alten äolischen Grundstocke »sich abgelagert hatten, trat die jüngste, die athenische.« Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich dann Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein politischer Vorrang »bestritten sein, an der geistigen Suprematie war nichts zu än»dern«. So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und der Sturz des Reiches habe darin keine Änderung gebracht. »Der politische »Untergang Athens steigert sogar nur den geistigen Einfluß. »Athen centralisiert die Bildung: kein Wunder, daß die Nach»welt den Homer durch Athen empfing; Athen centralisiert den »Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische »Homere hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber »auch einen entstellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth »die weltgeschichtliche Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Hand»schriften existiert haben, welche vom Attischen unbeeinflußt »waren. — — Aber die abstrakte Möglichkeit hilft zu nichts; »das konkrete Faktum ist für keinen Vers erwiesen und wird in »irgendwie erheblicher Ausdehnung niemehr erwiesen werden »können.« Ich habe diese Sätze wörtlich mitgeteilt, weil sich die richtige Anschauung von den Thatsachen, die in ihnen enthalten ist, schwerlich besser würde ausdrücken lassen. Ausführlicher kommt derselbe Gelehrte in dem Kapitel über die μεταγραψάμενοι auf den attischen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 301. 323) auch durch einzelne Beispiele erläutert: ἕως τέως, ἑωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως υἱέ für Πηλῆος ὑέ, Ἀτρείδης für

Ἀτρεΐδης, zahlreiche Fälle von Kontraktion, die den Vers stören u. s. w. Einen Teil der Beispiele, die Wilamowitz anführt, kann ich freilich nicht gelten lassen, weil in ihnen nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint, welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren äolischen beigemischt ist. Dahin gehört z. B. ἰέναι für ἴμεναι und vor allem (S. 324) die Vernachlässigung des ϝ, von der im nächsten Kapitel noch die Rede sein wird. Aber zwei wichtige Gruppen kommen hinzu. Die zerdehnten Formen der Verba auf άω setzen, wie wir gesehen haben (S. 68), als Vorstufe einen Zustand des Textes voraus, in dem dieselben Formen nach attischer Weise kontrahiert geschrieben waren. Und das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff der Aspiration bei Homer hervortreten[20], lassen noch erkennen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch ἅδην, ἁδινός, ἁθρόος verlangte statt ἄδην, ἀδινός, ἀθρόος, so folgt daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande garnichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und war durch diese irrtümliche Anschauung außer stand gesetzt, die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch ionischen Psilosis, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu beurteilen.

Der geschilderte Thatbestand liegt so offen zutage, daß es eigentlich nicht nötig sein sollte ihn selbst erst noch gegen die Behauptung, er sei garnicht vorhanden, zu verteidigen. Aber Arthur Ludwich nötigt uns hier wieder zum Verweilen. In § 44 seines zweiten Bandes sucht er zu beweisen, daß ein nennenswerter attischer Einfluß auf den Homertext überhaupt nie stattgefunden habe; und zwar bestreitet er dies hauptsächlich deshalb, weil die Thatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt ist. Einige seiner Äußerungen hierüber haben wir schon bei früherer Gelegenheit (S. 43 f.) angeführt. Er konstatiert weiter (S. 418), »daß die alexandrinischen Diorthoten von

20) Belege dafür findet man bequem zusammengestellt bei Kühner-Blaß, Ausführl. Gramm. d. griech. Sprache I (1890) S. 110.

»irgendwelcher besonderen Einwirkung der Athener auf die »homerische Überlieferung entweder überhaupt keine Ahnung »hatten oder doch sicherlich nicht im mindesten überzeugt waren.« Er meint, »ihr durchgängiges Schweigen über jegliche speciell »attische Tradition spreche hier lauter als viele Worte«. Daß Aristarch unter den ziemlich zahlreichen Homercodices, auf Grund deren er seine Recension schuf, keinen athenischen namhaft gemacht habe, sei »ganz unerklärlich« unter der Voraussetzung, daß »er von gewaltsamen, stetig fortgesetzten epichorischen »Brechungen der natürlichen Fortpflanzung zumal an demjenigen »Orte, den er für die Heimat des Dichters hielt, wirklich irgend »etwas Verläßliches gewußt hätte«. Nirgends vielleicht tritt die Hülflosigkeit des Standpunktes, den der Königsberger Gelehrte einnimmt, peinlicher hervor als an dieser Stelle. Die Scheu gegen »innere Gründe«, von der er beherrscht wird, treibt ihn dazu, gegen das was ist die Augen zu verschließen und ängstlich nach Gewährsmännern zu verlangen, die ihm bezeugen könnten, daß es auch wirklich sei. Wie sollten denn die Athener des 6. und 5. Jahrhunderts von einer Umwandlung etwas erzählt haben, die sich in ihrem eignen täglichen Leben allmählich und unmerklich vollzogen hatte? Und wenn sie das nicht gethan haben können, wie sollten dem Aristarch Nachrichten über eine solche Umwandlung vorliegen, die er hätte weitergeben können? Ihm selbst aber konnten die attischen Elemente in der homerischen Sprache natürlich nicht als »gewaltsame epichorische Brechungen«, sie mußten ihm als das ursprünglich Richtige und Notwendige erscheinen; war er doch überzeugt, daß eben in Attika Ilias und Odyssee ihren Ursprung genommen hätten. Das einzige, was Aristarch für die Beantwortung unserer Frage leisten konnte, war, daß er den Thatbestand eines starken attischen Elementes im homerischen Dialekte feststellte. Und dies eine hat er wahrlich entschieden genug geleistet. Wäre nur Ludwich in diesem Punkte über einen Irrtum seines Meisters weniger geringschätzig hinweggegangen, als er es gethan hat (vgl. oben S. 29. 80)! Von großen Männern zu lernen giebt es nirgends bessere Gelegenheit als aus ihren Irrtümern. Gewiß war es falsch, daß Aristarch den Dichter zu einem Athener machte; aber irgend einen vernünftigen Grund für diese Annahme muß er doch gehabt haben. Dieser Grund lag in dem

Zustand der epischen Sprache, den Aristarch sehr viel unbefangener und richtiger gewürdigt hat als Ludwich. Die Thatsache hatte er treffend beobachtet, in ihrer Erklärung hat er sich geirrt.

Dasselbe gilt heute von Wilamowitz. Auch die Art, wie er die reichliche Beimischung attischer Laute und Formen im Homer zu erklären sucht, befriedigt nicht. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nicht-attischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz sagt (S. 255): »Die »Ilias und die Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch »älter als Peisistratos.« Thatsachen, durch die das bewiesen würde, bringt er nicht bei, spricht vielmehr in diesem Satze nur seine persönliche Überzeugung aus, ebenso wie mit dem weiteren, daß vor Peisistratos »Homer schon oft genug aufgeschrieben war, »also, da er doch ein ionischer Dichter ist, ionisch aufgeschrieben« war (S. 304). Wenn dies wirklich so gewesen ist, wo sind denn all die ionischen Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen ionischen Ausgaben, von denen wir nachher etwas wissen, die milesische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Die abstrakte Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß man ja zugeben; aber jede Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Alles drängt vielmehr auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich die Interpolationen des Peisistratos im Text errungen haben, würden uns, auch wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit des Peisistratos in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Ein dritter Grund kommt hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Daß diese Umschrift nicht später als zu Anfang des 5. Jahrhunderts

erfolgt sein kann, hat Wilamowitz nachgewiesen (s. oben S. 72). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 80) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Aber nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet und zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist, dient ihr die Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V. Dies Alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

1. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen »Vorstellungen von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist »verflogen«: mit diesem Satz eröffnet Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland. Es wird ihm nicht schwer zu zeigen, daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollen, erreichen sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönicische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert von den Griechen recipiert worden ist (S. 287), und daß »der Besitz der Schrift für die homerische Zeit nicht im entferntesten bezweifelt werden kann« (S. 290), so folgt daraus doch garnichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Mindestens für das jüngere der beiden Epen hält es Wilamowitz (S. 293) für sicher, daß die uns vorliegende Redaktion nicht nur mit Hülfe der Schrift (was ich zugebe) sondern auch mit »Benutzung schriftlicher Vorlagen« zustande gekommen sei. Aber da hat ihm seine lebhafte Anschauung von dem Alter und der Entwickelung der Schrift einen Streich gespielt. Wenn wir wissen, daß im 8. und 7. Jahrhundert in Griechenland geschrieben werden konnte, so heißt dies doch nicht, daß diese Möglichkeit nun auch zur Fixierung der homerischen Gesänge benutzt werden mußte. Wir sind da immer in Gefahr, vom Standpunkte unserer litterarischen Kultur und unserer ver-

krüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch in unserem Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnrot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vervielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

Die Möglichkeit, wie gesagt, kann nicht bestritten werden, daß schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, irgendwo und irgendwann einmal jemand die ihm bekannten Stücke aufgezeichnet habe; aber das ist für uns ganz gleichgiltig, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Die zusammenhängende schriftliche Fortpflanzung beginnt mit einem athenischen Exemplar. Und der Satz von Lachmann[21]) gilt noch heute oder heute wieder: »Die schrift»liche Überlieferung der homerischen Gedichte im griechischen »Altertum beruhte einzig auf der Arbeit des Pisistratus und »seiner Gefährten.« Man müßte denn etwa glauben, daß die erste Niederschrift zwar in Athen, aber schon vor Peisistratos erfolgt sei. Dafür scheint die Überlegung zu sprechen, daß, wie schon anerkannt wurde (S. 93), die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt ist, ohne Schrift nicht möglich war und daß die Thätigkeit des Redaktors, der sie geleistet hat, bisher ziemlich allgemein (u. a. auch von mir) spätestens dem 7. Jahrhundert zugewiesen wurde. Aber diesen Ansatz müssen

21) Betrachtungen über Homers Ilias³, S. 31.

wir dann eben aufgeben, weil ihm die bestimmte Überlieferung von dem Werke des Peisistratos entgegensteht. Oder ist diese Tradition, die wir durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt gefunden haben, an sich selbst so beschaffen, daß man sie nicht glauben darf?

2. Dies behauptet Wilamowitz; und damit kommen wir zu dem zweiten der Einwände, die noch geprüft werden sollten. »Peisistratos und seine Hofphilologen sind«, meint er (S. 254), »ein Abklatsch von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt auch hier vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die ursprüngliche Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein. Aber was ausgeschmückt wurde, muß doch vorher schon dagewesen sein, und Wilamowitz selbst spricht es aus, daß in der anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Soll nun auch diese ältere Tradition falsch sein? Seit Lehrs hat man freilich genug über sie gespottet; aber wenn Wilamowitz diesen Spott ausdrücklich für berechtigt erklärt, so widerspricht er damit sich selbst. Sein Verdienst ist es ja gerade, nachgewiesen zu haben, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Thätigkeit des Peisistratos keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert v. Chr. lebendig war und entweder einen wesentlichen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder, was wir (S. 86) vorziehen mußten, dieser Hypothese als fertige Voraussetzung diente.

3. Ein drittes Bedenken bleibt übrig, das Wilamowitz als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt hat, und für dessen Widerlegung ich mich wieder auf keinen besser als auf ihn selbst berufen kann. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 85), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἵππαρχος p. 228 B: Ἵππαρχος, ὃς τὰ Ὁμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὶ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψῳδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διιέναι, ὥσπερ νῦν ἔτι οἵδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen

Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienst zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (S. 263) mit gutem Grund entgegengetreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Die beiden im einzelnen von einander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher[22]; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Es muß doch nicht so sein; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte (S. 264): »das kann man nicht nachdrücklich genug einschärfen, »daß diese officielle Institution eine Reihenfolge wahren soll, »also eine Einheit voraussetzt. Wer auch nur einen Schluß »machen kann, muß erkennen, daß die homerischen Gedichte »zu der Zeit, wo diese Bestimmung erlassen ward, feste und »geschlossene Form hatten, mit andern Worten, daß damals »unsere Ilias und Odyssee existierten. Folglich ist die peisi»stratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, Hermann und

22) Ed. Meyer, Geschichte des Altertums II (1893) § 482 erwähnt »das panathenäische Fest, das Peisistratos geschaffen hat«. Aber an einer früheren Stelle (§ 413) heißt es nur, daß »im Jahre 566, vielleicht auf Antrag des Peisistratos« dies Fest begründet, resp. umgestaltet worden sei.

»Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglichkeit.« Ich habe schon vor neun Jahren[23]) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere mich, daß andere, wie z. B. auch Ed. Meyer (§ 255 Anm.), sich ihr einfach gefügt haben. Die Art, wie Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser: das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Man wünschte in die Recitationen der Rhapsoden eine feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse einen ausreichenden Anhalt zu haben. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liedercyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Verbindungsstücke, dann wieder waren manche Scenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ.

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch »immer die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem »gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und »nicht bloß der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit »des Pisistratus gedacht worden sei.« Ganz unterschreiben möchte ich diese Worte Lachmanns (Betrachtungen S. 76) nicht. Der Glaube an seine Einzellieder ist durch Grote und Kirchhoff, Niese und Wilamowitz zerstört worden; als Ganzes »gedacht«

23) Litterar. Centralblatt 1885 Sp. 472.

war die Ilias längst, ehe sie als Ganzes aufgeschrieben wurde. Aber ein tüchtiges Stück richtiger Erkenntnis steckt auch hier in den Worten des Altmeisters. Die peisistratische Redaktion ist eine äußerlich wohlbezeugte, historisch durchaus verständliche, durch innere Gründe befestigte Thatsache. Es ist Zeit sie von der Geringschätzung zu befreien, der sie durch die Macht der Mode unterworfen worden ist.

Viertes Kapitel.

Dialektmischung.

Aus dem, was uns das vorige Kapitel gelehrt hat, erwächst eine neue Aufgabe für die Textkritik: man kann versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Diese Gestalt des Textes würde dann etwa dem entsprechen, was bei anderen litterarischen Werken das ursprüngliche Manuskript des Autors bedeutet. Aber dies gilt nur insofern, als wir es beide Male mit dem Anfangspunkt der schriftlichen Überlieferung zu thun haben. Von hier aus jenseits liegt bei dem Autor nur die eigene vorbereitende Gedankenarbeit, bei Homer eine jahrhundertelange Fortpflanzung in mündlicher Tradition. Darum wäre es doch wieder verkehrt, wenn man hoffen wollte, in einer Wiederherstellung des ältesten athenischen Exemplares nun endlich »den echten« Homer zu haben. Schon durch das alte attische Alphabet, das wir in solchem Texte anwenden müßten, würde das Bild einigermaßen getrübt werden, noch mehr durch die mangelnde orthographische Genauigkeit, die wir jener Periode haben zusprechen müssen. Um nur ein Beispiel anzuführen: in dem Texte des Peisistratos waren die Formen der Verba auf άω, die in unsern Handschriften zerdehnt erscheinen, zum Schaden des Metrums kontrahiert. Solchen Übelständen ließe sich nun wohl dadurch abhelfen, daß man nicht die Niederschrift des 6. Jahr-

hunderts, wie sie gewesen sein muß, zur Grundlage nähme, sondern die lautliche Gestalt, in der damals der Inhalt dieser Niederschrift von den Rhapsoden vorgetragen wurde; dabei hätte man den Vorteil, das vollkommnere Alphabet der späteren Zeit und die orthographische Sorgfalt, an die wir selbst gewöhnt sind, anwenden zu können: ε, η und ει würden scharf geschieden sein, die Wahl zwischen παῖς und πάις, εὐφροσύνη und ἐυφροσύνη würde dem Bedürfnis des Verses angepaßt sein, keine falschen Kontraktionen würden das Metrum stören. In der That ist dies das Ziel, das ich mir bei meiner eigenen Ausgabe gesteckt habe (vgl. oben S. 64). Aber stehen bleiben darf die Betrachtung auch hier nicht. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im Unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten.

Die Dialektmischung, die in der epischen Sprache vorliegt, stellt der Wissenschaft eine doppelte Aufgabe. Einmal muß abgegrenzt werden, wie weit das Gebiet jeder einzelnen Mundart reicht, welche Erscheinungen der Flexion und der Lautentwicklung als ionisch, welche als äolisch zu gelten haben. Sodann aber erhebt sich die wichtigere Frage, wie die Mischung so verschiedenartiger Elemente zustande gekommen sei. Für beides wollen wir eine Antwort suchen und dabei hier, wo es nur auf die Feststellung der Prinzipien ankommt, einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen[24]), außer Acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

I. Natürlich ist es dabei nicht die Absicht, alle äolischen Bestandteile des epischen Dialektes aufzuzählen; nur an einige besonders deutliche und charakteristische will ich erinnern, um eine ungefähre Anschauung von der Art des Dialektes zu geben

24) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 548.

und dadurch der nachfolgenden Untersuchung den Boden zu bereiten.

Neben ionischem τέσσαρες findet sich mehrmals äol. πίσυρες, auch in anerkannt jungen Partieen der Dichtung, z. B. *Ω* 233. In θήρ, θηρίον und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische θ; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: φηρσίν *Α* 268, φῆρας *Β* 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie Φιλόφειρος (ει nach thessalischer Orthographie für η) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, *ρ* 221: ὃς πολλῇς φλιῇσι παραστὰς θλίψεται ὤμους. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwich mit Recht geschlossen, daß Aristarch φλίψεται, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Trotzdem hat Ludwich θλίψεται in den Text gesetzt, während doch der labiale Anlaut durch die Allitteration an φλιῇσι gestützt wird und die Entstehung eines Fehlers viel begreiflicher ist, wenn man das äolische φλίψεται als das Ursprüngliche ansetzt, als umgekehrt. — πολυπάμμονος haben *Δ* 433 fast alle Handschriften, nur der Venetus A πολυπάμονος; dies würde dorisch sein, während πολυπάμμονος die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches πολυκτήμονος. Auch in Πάμμονα *Ω* 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπημονίδαο *ω* 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des Ἀφείδας, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Gemination des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben freilich εἶναι nicht minder häufig ist, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὔμμες, ἄμμιν ὔμμιν u. s. w., deren Erwähnung in diesem Zusammenhange eigentlich allein schon ausreichen müßte sie gegen den Uniformierungstrieb der Holländer (s. oben

S. 60) zu schützen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das α in ὄπαιθα (neben πρόσθε ὄπισθε), das ε in Θερσίτης Ἀλιθέρσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind, zwar ohne erkennbares Prinzip, doch in dem Sinne genau verteilt, daß in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκετος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενες ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐρικυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus A an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit α bevorzugte Aristarch (zu *N* 103), und so herrscht sie in unsern Ausgaben, auch in der meinigen, mit Unrecht, da das ο als äolischer Überrest angesehen werden muß. In dem Lexikon des Apollonios ist die Nachricht erhalten, daß Apion in dem Schwanken zwischen α und ο einen Unterschied der Bedeutung zu erkennen meinte. Das ist natürlich falsch; aber die Alten verdienen auch hier unsern Dank, daß sie eine Thatsache, die sie nicht verstanden, gewissenhaft aufbewahrt haben. In andern Fällen haben sie auch richtig geurteilt: daß ἐπασσύτεροι äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu *Δ* 383: Αἰολικόν ἐστιν· ἆσσον ἀσσότερος ἀσσύτερος, ὡς ὄνομα ὄνυμα), und für ἄμυδις, ἄλλυδις ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Denn hier handelt es sich nicht um grundlegende Merkmale, sondern um die Konkurrenz von Typen und Analogien, die nicht ursprünglich auf bestimmte Dialekte beschränkt waren; die, welche in dem einen herrschend geworden sind, können sich vereinzelt auch in andern erhalten haben. Infinitive auf -ήμεναι von Verben auf άω und έω (wie γοήμεναι φιλήμεναι) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf μι) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Participia arkad. ἀδικήμενος, lokr. ἐνκαλείμενος, delph. ποιείμενος u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 38) erwähnten Beispiele der Deklination des Partic. Perf. Akt. nach Art des präsentischen, κεκλήγοντες κεκλήγοντας, die wir

durch Korrektur von κεκμηῶτι τεθνηῶτος u. ä. noch vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden.

Die Grundlage für eine eingehendere Erörterung und genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, *De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis* (Jena 1875), aus der auch im Vorstehenden mit geschöpft worden ist. Mein Zweck war nur, einige vorläufige Beispiele zu geben. Sie sind an Umfang klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Erscheinungen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen: ϝ, ᾱ für η, κεν.

a) Den alten Grammatikern galt das Vau als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in die neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den Inschriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist. Es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nimmt man jetzt vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies ist u. a. die Ansicht von Blaß und Kirchhoff; es war lange Zeit auch die meinige. Das Schwanken im Gebrauch des ϝ, das wir bei Homer beobachten, könnte sehr wohl innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkäos finden, hier also auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkäos lesen wir: λῦσαι ἄτερ ϝέθεν (Fr. 11), πρώτιστ' ὐπὸ ϝέργον (15), θέλω τι ϝείπην (55), aber andrerseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιτο τέα χόρα (14), χευάτω μύρον ἄδυ (36), τέγγε πνεύμονας οἴνῳ (39) u. s. w.; und bei Sappho: καὶ μή τι ϝείπην (28), ϝέσπερε (95), aber πλάσιον ἄδυ φωνεύσας (2), φάεννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἶσος Ἄρευι (91) u. s. w. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe nötigen uns die Sache anders anzusehen, die beide von Fick wiederholt geltend gemacht sind, und durch die er mich wenigstens überzeugt hat.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes ϝ erhalten. Zwar glaubte man vor

wenigen Jahren eine solche gefunden zu haben in dem Namen *Ϝιφιχαρτίδης*, der auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (*Bull. Corr. Hell.* XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte; aber nur mit sehr wohlwollender Phantasie war es möglich die Zeichen so zu deuten, die für einen unbefangenen Betrachter nur Εὐθυχαρτίδης ergeben konnten. Seit diese Berichtigung in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII ausgesprochen ist, haben sich denn auch andere durch Autopsie von der Unmöglichkeit des *Ϝιφι-* überzeugt. — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.[4] 124 f.) und neuerdings Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (in meinem Delectus[2] 546—548) finden sich die Namen *Ϝιώ*, *ϘϜατίης*, Γαρυ*Ϝόνης*. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein α in ΓαρυϜόνης und in anderen Namen wie Χόρα, Ναΐς. Fick verweist auf Thukyd. VI 5, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sicilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (καὶ φωνὴ μὲν μεταξὺ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη). Ob nun Fick deshalb recht hat anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammten, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das *Ϝ* haben, vorliegt. Auf Blaß hat dieser Beweis keinen Eindruck gemacht; er fährt fort von dem Fortleben des Vau im chalkidischen Ionisch wie von einer Thatsache zu sprechen (Ausführl. Gramm. I [1890] 18. 78). Besonnener urteilt Kretschmer, der es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft läßt, ob das *Ϝ* der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische ᾱ stammt«. Ich meine, solange die Sache so steht, daß dieses Beispiel eines ionischen *Ϝ* das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden. Kretschmer sagt nun weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung »der campanischen Kolonieen den *w*-Laut noch besaß, denn La»tiner und Etrusker haben von dort her das Vau-Zeichen in der

»Bedeutung der labialen Spirans entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, daß die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben ϝ, der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409) steht [τ]ο(ῦ) ἀϝυτο(ῦ) λίθο(υ) ε(ἰ)μί, und neuerdings ist in einem attischen Epigramm[25]) etwa derselben Zeit AϝYTAP, d. i. αὐτάρ, ans Licht getreten. Man hat auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des *w*-Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen, und Blaß macht sie noch jetzt dafür geltend. Aber gerade wenn man das Zeichen ϝ zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte. So urteilte Fick vor elf Jahren. Daß er Recht hat, ist jetzt durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet:

καλὸν ἰδε(ῖ)ν, ἀϝυτὰρ Φαίδιμος ε(ἰ)ργάσατο.

2. Die Art, in der das ϝ bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: αὐέρυσαν (aus *ἀν-ϝερυσαν), αὐίαχοι (aus *ἀ-ϝιαχοι, die »zusammenschreienden«), εὔαδε (von Wurzel σϝαδ), δεύω und δεύομαι (»ermangeln«) u. ä. Von diesen Formen giebt auch Blaß (I 83) zu, daß sie »äolisches αυ, ευ« haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen: χεύω, φαῦος, εὔιδον. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in χεύω φαῦος nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt: wenn man δεύομαι aus *δεϝομαι ableite, warum denn niemals *ῥεύω χεύω (aus *ῥεϝω *χεϝω) bei Homer vorkämen, sondern

25) Δελτίον ἀρχαιολ. 1890, S. 103. Vgl. Blaß in Kühners Ausführl. Gramm. I² S. XV.

immer nur ῥέω χέω? Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen δεύομαι und δεύτερος »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschließe beide Worte zu trennen und δεύτερος zu W. *du* (vgl. δύο) zu stellen, so werde es möglich, für δεύομαι eine Wurzel δευσ anzusetzen, die mit dem Präfix δυσ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in δεύομαι der äolischen Ableitung entraten. All diese Folgerungen sind natürlich richtig. Aber höchst anfechtbar bleibt, wie Brugmann (Griech. Gr.[2] S. 31) von neuem hervorgehoben hat, der Ausgangspunkt, die Zerreißung von δεύομαι und δεύτερος; namentlich der zugehörige Superlativ δεύτατος zeigt die von Brugmann angenommene Grundbedeutung aufs klarste. Bleiben wir also bei dieser Etymologie, so ist das υ von δεύομαι allerdings nur aus dem Äolischen zu erklären; wenn daneben ῥέω und χέω als nicht-äolische Formen herrschen, so ist das dieselbe Laune des Mischdialektes, die wir in φαεινός neben ἀργεννός kennen gelernt haben (oben S. 100). — Die von Schulze versuchte Beweisführung läßt sich sogar gegen ihn selbst kehren. Er scheidet hom. εὔαδε von lesb. εὔιδε, weil das eine aus *ἐϝιδε das andre aus *ἐσϝαδε, *ἐϝϝαδε entstanden ist, und erweckt so den Eindruck, als ob das υ in εὔαδε mit der lesbischen Vokalisierung des ϝ nichts zu thun habe. Aber wenn die Lautgruppe εσϝ innerhalb des Ionischen regelrecht zu ευ geworden ist, wie kommt es denn, daß dieselbe Lautgruppe in εἴωθα (aus **sesvōdha*) zu ει oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu η sich entwickelt hat? Hier liegen doch wohl Erzeugnisse verschiedener Mundarten vor. — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir auch in den Fällen, wo der Spirant vor ρ vokalisiert ist: ταλαύρινος, ἀπούρας, ἀπεύρα verglichen mit äol. αὔρηκτος, εὐράγη, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes ἔρρηξεν zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen ϝ angeführt worden sind, läßt sich etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des ϝ bei Homer aus dem Äolischen stammen, so braucht noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Das eine wie das andre gebe ich zu, und behaupte auch nicht, daß das letzte Wort in

dieser Frage schon gesprochen sei. Aber man mag die relative Jugend unsrer ionischen Sprachdenkmäler noch so stark betonen, so steht doch fest: so weit wir mit unsern Mitteln die Entwickelung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des ϝ äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, um daran doch noch einmal zu erinnern, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das ϝ bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Auch wer dieser letzteren Ansicht ist, muß zugeben oder sollte doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 62 f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων[26]) zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte.

b) Auch das lange *α*, das Homer nicht selten an Stelle von *η* hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἀτρεΐδαο und Ἀτρεΐδεω nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμέας (*E* 390), πυλέων aus πυλάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt, daß wir auch sonst Beweise dafür haben, daß die Verwandlung des *ā* in *ē* sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat. Auf den Kykladen finden wir noch im 5. Jahrhundert in den Inschriften alle aus *a* entstandenen *ē* und *ĕ* durch H bezeichnet und dadurch von denjenigen *ē* und *ĕ* geschieden, die aus gemeingriechischem *e* herstammen und E geschrieben werden. Dieses Gesetz, das von Dittenberger entdeckt und von Blaß im Zusammenhange seiner

26) s. Hinrichs *Hom. eloc. vest. Aeol.* p. 139 sqq., denselben in Faesi's Odyssee (1884) zu *γ* 192; meine *Praef. Il.* p. XVII. Über das *η* urteilt anders als ich Schulze Qe. p. 265.

Untersuchungen über die Aussprache (§ 9) gut verwertet ist, läßt erkennen, daß sich die Erinnerung an den ursprünglichen *α*-Laut auch im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamt-Mundart ist ᾱ nach Vokalen und ρ immer geblieben. Man hat freilich gemeint, dieses attische ᾱ sei aus gemeinionischem η zurückverwandelt, und hat diesen Gedanken, der früher nur als unbewiesene Behauptung, z. B. in Gustav Meyers griechischer Grammatik ([2] p. XXXIII), ausgesprochen war, neuerdings zu beweisen unternommen. Deshalb sei hier eine kurze Abschweifung gestattet.

Kretschmer hat (KZ. 31 [1890] S. 289 f.) darauf hingewiesen, daß nicht nur nach echtem ε das attische α *purum* sich findet sondern auch nach einem aus gemeingriechischem α entstandenen ε in θέα θέατρον Ἀναξιλέα; wenn attisches ᾱ nach ε etwas Ursprüngliches wäre, dann könnte es, so argumentiert er, nicht auch in denjenigen Wörtern geblieben sein, in denen zur Zeit, als der ionische Dialekt sich von der Gesamtsprache loslöste, der vorhergehende Vokal selber noch ein *α*-Laut war, also den Wandel des folgenden ᾱ in η gestattete. Dieser Einwand ist scharfsinnig und lehrreich aber nicht durchschlagend. Zwischen θάα (so im Dorischen; Grundform *θᾱϝα) und θέα ist die natürliche Zwischenstufe *θήα, und in dieser würde das ᾱ so gut wie in νέα, βία, χώρα für die attische Aussprache durch den vorhergehenden Vokal geschützt gewesen sein. Kretschmer meint allerdings, die beiden α in θάα hätten sich gleichmäßig verändert, und gewinnt so die Notwendigkeit, aus gemeinionischem *θήη ein attisches θέα durch Rückverwandlung entstehen zu lassen. Aber dabei hat er das, was bewiesen werden sollte, unmerklich als bewiesen vorausgesetzt; wir wissen ja garnicht, wie im Attischen ein ᾱ nach η behandelt wurde, ob es, wie ich vermuten möchte, den Gesetzen des α *purum* unterlag, oder, wie Kretschmer will, davon frei war. Und auch wenn es gelingen sollte, seine Ansicht durch Thatsachen zu stützen und zu zeigen, daß ᾱ in θέα und Ἀναξιλέα wirklich aus η zurückverwandelt sei, so wäre damit für alle übrigen Fälle noch nichts bewiesen. Vielmehr bliebe es immer noch das Wahrscheinliche, daß die Rückkehr von η zu ᾱ (ein an sich, wenn auch nicht unerhörter, doch seltener und seltsamer Vorgang) in den beiden angeführten und in ähnlichen Wörtern nach der Analogie der

sehr viel zahlreicheren Fälle erfolgt wäre, in denen ᾱ nach ε von alters her sich erhalten hatte. Wie stark auf diesem Gebiete die Analogie wirkte, hat Kretschmer selbst durch Beispiele gezeigt (S. 295). Für den Beweis seiner Ansicht, daß jedes attische *α purum* aus ionischem η entstanden sei, bleibt es die unerläßliche Forderung, daß innerhalb der älteren attischen Sprachdenkmäler irgendwelche Beispiele für η nach ρ ε ι υ nachgewiesen werden. Bisher fehlen sie gänzlich, in Urkunden wie in Epigrammen, die doch bis in die Zeit der Bustrophedon-Schrift hinaufreichen und Wortformen mit *α purum* in ansehnlicher Menge darbieten. — Einen Ersatz für diese Lücke meint Brugmann (Griech. Gramm.[2] S. 27) in kontrahierten Formen wie ὑγιῆ zu finden, die als Vorstufe für altattisches ὑγιᾶ notwendig vorausgesetzt werden müßten. Wir haben hier ein nicht urgriechisches sondern auf ionischem Boden durch Kontraktion entstandenes η; und wenn auch diesem attisch ein α entspricht, so scheint es einleuchtend, daß es aus gemeinionischem η geworden sein muß. Gegen die Verallgemeinerung dieses Schlusses auf alle übrigen Fälle des *α purum* läßt sich dasselbe einwenden was soeben gegen Kretschmer gesagt wurde; aber das ist nicht die einzige Schwäche, an der Brugmanns Beweis leidet. Versuchen wir uns die Chronologie des Herganges deutlich zu machen! Bei Homer giebt es noch ἀκλεέες (oben S. 66) und προσφυέ(α) τ 58. Daß bei Herodot ὑγιέα handschriftlich bezeugt ist, hat keinen Wert, da man weiß, wie der Text dieses Autors durch hyperionischen Eifer entstellt ist. Aber darüber wird niemand zweifeln, daß die Kontraktion des ε mit dem Vokal der Endung in den Kasusformen der εσ-Stämme ein relativ junger Vorgang, jedenfalls erheblich jünger ist als der Schwund des ϝ. Brugmann aber wird genötigt dieses Verhältnis umzukehren: ὑγιῆ soll aus ὑγιέα kontrahiert sein, ehe ionisch η zu attisch ᾱ wurde; und dies wieder müßte geschehen sein, ehe das ϝ in *κόρϝη verklang, aus dem bekanntlich attisch κόρη geworden ist, weil das dazwischenstehende ϝ den Vokal der Einwirkung des ρ entzog. Diese Reihenfolge ist so unglaublich, daß eine Ansicht, aus der sie sich unvermeidlich ergiebt, nimmermehr die richtige sein kann. Vielmehr sind ὑγιέα εὐφυέα erst innerhalb des Attischen kontrahiert worden, und zwar, da die Lautgruppen ιη υη der ursprünglichen Natur dieses Dialektes widerstrebten, sogleich in ᾱ.

Dürfen wir es somit als gesichert betrachten, daß attisches α *purum* etwas Altertümliches ist, so scheint nichts natürlicher als die Annahme, daß auch die homerischen ᾱ für η von einer älteren Stufe des Ionischen her bewahrt seien. Diese Ansicht habe ich früher gegen Fick vertreten [27]), halte sie aber nicht mehr aufrecht. Nur ein kleiner Teil jener homerischen α steht an Stellen, an denen auch das Attische α hat: θεά, Αἰνείας, Ναυσικάα, dazu andere Ableitungen vom Stamme ναυ- wie Ναυτεύς Ναυβολίδης; dagegen ist massenhaft att. ᾱ durch hom. η vertreten: πρήσσειν, ἀνιηρός, ξενίῃ, ἀληθείῃ, ἀτασθαλίῃ u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische α altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe giebt, mit dem attischen α nichts zu thun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (IGA. 407) Δεινοδίκηο und ἀλήον (d. i. ἀλλέων) neben ἀνέθεκεν und κασιγνέτη steht, zum Beweise daß damals in dem offnen Klange des aus *a* entstandenen *e* noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die *a*-Färbung noch deutlicher war und die Schreibung α veranlaßte. Aber dann bleibt es unerklärlich, wie die Zwischenstufe zwischen ᾱο ᾱω einerseits und εω anderseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten Ἀτρείδηο, πυλήων, ληός erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz selten. Formen wie Ἀτρείδηο, πυλήων giebt es bei Homer überhaupt nicht; auch ληός statt λαός kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: Ληόκριτος (*P* 344. *β* 242), Ληώδης (*φ* 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen Λειώκριτος, Λειώδης hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten νηός »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, ναός nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η-Stufe in den Flexions-

27) In meiner Besprechung von Ficks Odyssee, Jahresber. d. philol. Vereins in Berlin X (1884) S. 295, und ebenso noch in der Anzeige seiner Ilias Berl. Philol. Wochenschr. 1887 Sp. 550.

formen ist unerklärlich unter der Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie ᾱο mit kontinuierlicher Verwandlung in εω übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die ᾱ-Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. So blieben Ἀτρεΐδαο μουσάων τάων λαός in äolischer Gestalt bestehen. Das η in den Personennamen Ληόκριτος Ληώδης muß davon herrühren, daß diese von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandtnis muß es mit νηός haben, was auf den ersten Blick nicht ebenso leicht annehmbar ist, aber in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß ᾱ statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, zunächst vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie so ziemlich durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.² § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.² p. 27) sprechen sich in diesem Sinne aus, auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(ν) und ἄν nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. ἄν, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch ἄν ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. ι 334 τοὺς ἄν κε καὶ ἤθελον, Ω 437 σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν Ἄργος ἱκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' ἂν μέν κεν. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind noch in jüngster Zeit denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 50 f.). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von ἄν und κεν ein besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Doch dieser Gedanke greift eigentlich einem späteren Teil unserer Betrachtung vor, wo es sich darum handeln wird die Thatsache der Dialektmischung historisch zu erklären. Ehe wir darauf eingehen, ist es nötig einem Einwand zu begegnen, der gemacht werden könnte. Auch auf Inschriften finden sich ἄν und κεν gelegentlich verbunden, und daraus hat Otto Hoffmann den Schluß gezogen, daß »die Vereinigung beider Partikeln auch

»der lebendigen Volkssprache nicht fremd« gewesen sei (Griech. Dial. II [1893] S. 124). Wäre dies richtig, so hätten wir auch bei Homer keine Ursache darin eine Folge der Dialektmischung zu sehen. Aber die Sache liegt etwas anders. Das am längsten bekannte Beispiel von κ' ἄν bietet (mehrmals) die große Bauordnung von Tegea (GDI. 1222 = Del.[2] 457). Zwar hatte Kirchhoff für die Zeichen EIKAN die Deutung εἰ κ(αὶ) ἄν gegeben; aber Bechtel nahm nicht ohne Grund daran Anstoß, daß einmal (Z. 25) vor der fraglichen Verbindung ein καί steht, und forderte deshalb Rückkehr zu der Deutung εἴ κ(ε) ἄν. Nun wäre zwar καὶ εἰ καί ebenso wenig undenkbar wie bei Plautus (Trin. 1183) *etiam etsi*, das freilich auch dem logischen Eifer der Herausgeber zum Opfer gefallen ist; und es blieb auffallend, daß in der Inschrift von Tegea neben der Verbindung κἄν zwar ἄν öfters auch allein vorkommt (z. B. εἰ δ' ἄν τις), niemals aber ein für sich stehendes κε. Doch diesen Zweifel hat eine später (1889) auf demselben Boden gefundene Inschrift[28]) gelöst, die noch in epichorischem Alphabet geschrieben ist und mehrmals ἄν, mehrmals εἴ κ' ἄν und ein Mal reines κε bietet (Z. 21): εἴ κ' ἐπὶ δῶμα πῦρ ἐποίσῃ. Damit ist die Existenz der Verbindung κ(ε) ἄν im Arkadischen gesichert, auch von Hoffmann (I S. 332) richtig gewürdigt worden. Aber der Thatbestand ist auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist ja selbst ein Mischdialekt, der vieles mit dem Dorischen und Äolischen, anderes mit dem Ionischen gemeinsam hat. Die aus ihm beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß ἄν κε bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist. — Hoffmann hat noch an einer dritten Stelle beide Partikeln verbunden gefunden. In der kymäischen Inschrift CIG. 3524 (= Del.[2] 437) heißt es Z. 52: ἐντάφῃην ἐν ὤ KENAN εὔθετον ἔμμεναι φαίνηται τόπω. Meine Konjektur ἐν ὤ κε πανεύθετον beseitigt Hoffmann (II Nr. 173) durch die Vermutung, daß hier der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der κοινή beigemischt und so κεν ἄν kumuliert habe. Das ist einleuchtend; nur hätte er nicht hinzufügen sollen, was er eben an dieser Stelle ausspricht, daß

28) *Bull. Corr. Hell.* XIII p. 281 ff., jetzt am bequemsten zugänglich bei Hoffmann, Griech. Dial. I Nr. 29.

eine solche Vereinigung »auch der lebendigen Volkssprache« zugetraut werden könne. —

II. Neuerdings macht sich in der Philologie hier und da die Auffassung bemerkbar, daß, da Wissenschaft vom Wissen benannt sei, Gegenstand des Wissens aber genau genommen nur Thatsachen sein könnten, die Aufgabe des Forschers, jedenfalls auf grammatischem Gebiete, nur die sei, daß er die Thatsachen feststelle; höchstens gelegentlich einmal, wenn ihm diese Arbeit gar zu langweilig werde, könne er *animi causa* versuchen mit Hülfe von Hypothesen das, was er gefunden hat, zu erklären. Solcher philiströsen Bedenklichkeit gegenüber ist es kaum nötig, aber doch vielleicht nicht unangebracht, an Worte zu erinnern, in denen ein Meister der exakten Wissenschaft, dem die Schätzung der Fakta gewiß nicht erst eingeschärft zu werden brauchte, das Wesen aller gelehrten Forschung bezeichnet hat: »Es ist nicht »genug, die Thatsachen zu kennen; Wissenschaft entsteht erst, »wenn sich ihr Gesetz und ihre Ursachen enthüllen.« So gewinnt auch der Gegenstand, der uns hier beschäftigt, sein rechtes Interesse erst, wenn wir nach dem Warum und Woher fragen.

Der epische Dialekt ist nicht der einzige, in dem verschiedene Elemente gemischt sind. Des Arkadischen geschah schon Erwähnung; aber diese Analogie hilft uns nicht viel. Sicher ist zwar, daß im einen wie im anderen Falle der überlieferte Zustand auf historischem Wege geworden ist; aber das muß auch beim Arkadischen in so früher Zeit geschehen sein, daß wir den Vorgang nicht mehr beobachten können, und so läßt sich von dort her für das homerische Problem keine Aufklärung hoffen. Viel wichtiger ist es, daß sich in der griechischen Litteratur, und zwar in solchen Zweigen, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal wiederholt. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens[29]) aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik«. Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfänglichen aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein

29) Ursprünglich ein Vortrag vor der Göttinger Philologen-Versammlung, wieder abgedruckt in seinen Kleinen Schriften I S. 157 ff.

kann »in der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus »der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen »Sprache nach subjektivem ästhetischen Ermessen auszuwählen.« Auch die geographische Berührung scheine nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialekt»mischung überall von dem Entwickelungsgange der griechischen »Litteratur in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Stämmen »abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei »keinem Lyriker etwas aus einem Dialekte zu finden ist, dessen »Litteratur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie ein»gewirkt hat. Es ist z. B. ebenso unrichtig, bei Anakreon Do»rismen finden zu wollen, als etwa bei Pindar Ionismen, weil die »Anakreontische Lyrik ebenso wenig mit der dorischen Poesie »zu thun hat, als die Pindarische mit der ionischen.« In dem Nachweis dieses historischen Verhältnisses, den Ahrens mit Scharfsinn geführt und für den er allgemeine Zustimmung gefunden hat, spielt natürlich der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwickelung, die untersucht wird, bildet das Epos mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die »epische Poesie die einzig kunstmäßig ausgebildete Dichtungsart »war, die allgemeine Litteratursprache der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für »jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«.

Man kann Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meint, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgesprungen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Und doch wird gerade für diese Ansicht der Verstorbene als Eideshelfer herangezogen, von Arthur Ludwich. Dieser zeigt auch hier, daß es ihm nicht gegeben ist die Dinge als werdend anzuschauen. Er übersieht das »für jetzt« bei Ahrens und stellt einfach die epische Sprache mit der der sonstigen poetischen Litteratur der Griechen auf eine Linie. In ihrer Gesamtheit zeige diese »ein durchgängiges Hinausstreben aus der Enge des Heimats-

»dialektes, ein geflissentliches Herüber- und Hinüberschweifen »in die Idiome der nationalverwandten Stämme« (AHT. II 364). Ludwich sieht hierin »eine der glänzendsten Manifestationen des »griechischen Idealismus«. Zu jeder Zeit, meint er (S. 365), »be»haupteten die Dichter ihre internationale Stellung. Ob sie »sich derselben jederzeit voll und ganz bewußt waren, ist da»bei sehr gleichgültig.« Nein, das ist nicht gleichgültig. Denn wenn der Idealismus der Dichter sich darin gezeigt haben soll, daß sie »geflissentlich« in die Mundarten verwandter Stämme hinübergriffen, so kann das nur mit deutlichem Bewußtsein des verfolgten Zieles und der angewandten Mittel geschehen sein. Wenn aber die Sänger unbewußt Formen und Laute verschiedener Dialekte durcheinander brachten, so muß es irgendwelche äußeren Umstände gegeben haben, durch die sie zu einem an sich so seltsamen Verfahren veranlaßt wurden, und es muß möglich sein etwas von diesen Umständen zu erkennen. Für die späteren Zweige der griechischen Poesie sind die historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwuchs, durch Ahrens klargelegt; zu ihnen gehörte auch als eine der wichtigsten die Thatsache, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag. Er selbst aber muß doch auch irgendwie entstanden sein und kann nicht ebenso wie die Sprache der Lyriker daraus erklärt werden, daß er bereits da war.

Die Bedeutung dieses Problems erkannte Ritschl, der schon vor sechzig Jahren in seinen Vorlesungen das lehrte, was nachher von anderen mühsam auf's Neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (I 129) mitgeteilt. »Entstanden kurze Zeit nach dem »trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer den Pelo»ponnes beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den »von den Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren »neues Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer »(am wahrscheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem »Zwecke benutzend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, »hindurchgehenden Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem »Dialekt gesungenen Epen noch kürzeren Umfangs wurden hier»auf (bis zum Anfange der Olympiaden) in den Sängerschulen »der Homeriden, besonders auf Chios, erweitert und in den »ionischen Dialekt übertragen. Zu Anfang der Olympiadenrechnung

»schriftlich aufgezeichnet, bestanden sie im Großen und Ganzen »in derselben Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im Wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift gelangt ist. Er kritisiert (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne natürlich die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äoliern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167 sq.), die sich an den trojanischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargegenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argiver, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht am bequemsten über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich an bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, im einzelnen nachgewiesen hat.

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, *N* 685, und da in äolischer Form, Ἰάονες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Die Thatsache, daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als sie auch anderwärts garnicht selten sich findet. Das französische

Rolandslied besingt die Thaten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund, vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden sind deutsch gebildet. Diese Thatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht mehr nachweisen kann[30]. Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei der Gudrunsage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Es fehlt also nicht an Analogieen zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber die Frage, wie es bei diesem zugegangen sei, ist dadurch nicht beantwortet sondern erst recht dringend gemacht.

---

30) Vgl. Léon Gautier, *Les épopées françaises* I² (1878) p. 21—37 und Pio Rajna, *Le origini dell' epopea francese* (Firenze 1884), cap. XIII und XIV. Besonders beherzigenswert, auch für den der über die homerische Frage urteilen will, ist, was Rajna zu Anfang von Kap. XIV sagt (p. 375): *La sola obbiezione diretta che si muova alla derivazione dell' epopea francese dalla germanica è la difficoltà di rappresentarsi alla mente il modo come sia seguito il passaggio dall' una all' altra. È un' obbiezione abbastanza singolare: gli è come se, ignari della struttura di una macchina a vapore, e vedendo in essa girare le ruote a fornello acceso, star ferme se il fornello è spento, negassimo nondimeno che il movimento abbia origine dal fuoco. Gran meraviglia che non ci sapessimo rendere un conto esatto di cose avvenute in mezzo alle tenebre del secolo VI e del VII!*

Dies empfand August Fick, der zuerst versucht hat[31]) ein anschauliches Bild von dem Hergang zu gewinnen. Seine Grundansicht geben wir am besten wieder mit seinen eignen Worten (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen »Dichtern ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittel»punkt dieser Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger der»selben ein bestimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, »welche vielleicht schon damals den Namen Ὁμηρίδαι führte. »Als Smyrna um 700 v. Chr. ionisch wurde, wanderte diese »gens nach Chios aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte denn »auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbbesitzes, wenn auch »nur in ganz äußerlicher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, »in welcher die Homeriden von Chios die homerischen Gedichte »vortrugen, ist dann die Sprache des späteren Epos geworden, »in dieser Sprache haben sie selbst ihre Erweiterungen und »Fortsetzungen gedichtet.« — Thatsache ist, daß Smyrna ursprünglich eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier überging (Hdt. I 150). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen, und zwar keineswegs wahrscheinliche oder gar »natürliche«; sie schweben in der Luft und lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Fick ist wirklich, wie Eduard Meyer[32]) sagt, »lit«terarhistorisch ganz unorientiert und konstruiert daher mit der »größten Naivetät«. Aber trotzdem ist die Geringschätzung, mit der er hier und anderwärts abgethan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel[33]) in der Erfahrung zusammenzutreffen, daß unser Respekt für Ficks Arbeit trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Zu Beginn der Anmerkung, aus der soeben ein Satz citiert wurde, sagt Ed. Meyer: »daß der epische Dialekt »eine künstliche Mischsprache gewesen sei, hat Fick geleugnet.« Aber damit ist der Sachverhalt geradezu auf den Kopf gestellt.

31) Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. — Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. 1886.

32) Geschichte des Altertums II (1893) S. 393.

33) In der Rezension meiner Ilias, Berl. Philol. Wochenschr. 1891 S. 6.

Niemand vertritt lebhafter die Ansicht, daß die Mischung eine künstliche sei, als Fick; das Eigene bei ihm liegt darin, daß er versucht hat das künstliche Verfahren, durch welches die Mischung zustande gekommen sei, aufzudecken. Dieser Teil seiner Darstellung stützt sich auf bestimmte Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andere soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf man (Od. 13) auf eine äolische Form, »für welche die Ias kein metrisches Äquivalent bot oder welche »im Ionischen überhaupt nicht vorkam, so ließ man den Äolis»mus ruhig in der ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl giebt. Zur ersten Gruppe gehören: ἀργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἴμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5 mal neben sehr häufigem εἶναι) u. s. w. Ferner alle Formen mit ᾱ für η wie θεά (neben Λευκοθέη), Ἀτρείδαο, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben νηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergangen wurden. Dasselbe gilt in Bezug auf die Vertauschung von ἄν und κε an Stellen wie *Α* 184 πέμψω ἐγὼ δέ κ' ἄγω, oder *Δ* 306 ὃς δέ κ' ἀνήρ; denn hier würden ἐγὼ δ' ἂν ἄγω und ὃς δ' ἂν ἀνήρ ebenso gut in den Vers passen wie der ursprüngliche äolische Ausdruck, den, wenn wir Fick folgen, der Übersetzer ohne Not hat stehen lassen. Fick hat sich begnügt (Od. 21)

diese Thatsache zu konstatieren; und als ich auf sie einen Einwand begründete, erwiderte er (Il. S. XVI): »die überschüssigen »Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; denn eine Über»tragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht not»wendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« Ich meine doch: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 319), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen. Durch die Formen mit ᾱο und ᾱω ist Fick dazu geführt worden der sprachgeschichtlichen Chronologie in höchst bedenklicher Weise Gewalt anzuthun. Er schließt aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo ηο ηω bereits zu εω geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie Ἀτρεΐδαο, τάων im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann νηός, παιήων, Ληόκριτος? Formen dieser Art sind ja (vgl. oben S. 109) bei Homer selten, aber doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen ηο, ηω der Sprache des Dichters nicht fremd waren. Fick verwandelt νηός in ναῦος und zerstört damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus dem vorliegenden Thatbestande, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partieen ein, die von Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partieen die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß es auch an »festsitzenden Ionismen« nicht fehlt, wurde schon gesagt. Zu ihnen gehören in erster Linie alle die Fälle, in denen, um das ϝ herzustellen, irgendwie tiefer in den Text eingegriffen werden muß; z. B. ε 209 περ ἵκεσθαι für περ ἰδέσθαι, ι 77 ἀνά τ' ἵστια εὐρύσαντες statt ἀνά ϑ' ἱστία λεύκ' ἐρύσαντες. Daran schließen sich Beispiele der Kontraktion, wie Ἑρμῆς ε 54, μνῶνται ζ 34, die beide für Fick den Anlaß gegeben haben, die Verse, in denen sie vorkommen, zu streichen. Leichter zu beseitigen ist ein Anstoß, wie ihn ι 104 u. ö. der Dativ Plur. auf -οις bietet: aus πολιὴν ἅλα τύπτον ἐρετμοῖς wird πολίαν ἅλα τύπτον ἐρέτμοισι gemacht. Aber bei aller Bereitwilligkeit, einzelne Ab-

weichungen durch Korrektur zu beseitigen, und trotz der Fülle von Mitteln, welche die seit Bentley ausgebildete Methode der Textkritik hierfür gewährte, blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte; vielmehr hat er ihn zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 319), daß »die von einer vernünftigen »Kritik für jünger erklärten Partieen der Odyssee von festen »Ionismen wimmeln, während dieselben den älteren Teilen fast »völlig fehlen oder sich doch leicht beseitigen lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partieen, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Aolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit oder deren Unechtheit er darthun wollte. So wird die Kontraktion in μνῶνται *α* 248 mit unter die Anzeichen dafür gerechnet, daß *α* 88—444 von dem ionischen Redaktor verfaßt sind; aber *π* 125, wo sie in einem von Kirchhoff für echt gehaltenen Stücke überliefert ist (τόσσοι μητέρ' ἐμὴν μνῶνται), wird sie durch Konjektur beseitigt: οἳ μνάονται μάτερ' ἔμαν. Ebenso gilt *α* 185 die Länge der vorletzten Silbe in πόληος als Beweis von ionischem Ursprung, während *ζ* 40. *τ* 174 πόληος und πόληες, die im Verse ebenso stehen, in πόλιος πόλιες mit »äolischer Vokalverschärfung durch den Iktus« geändert werden. Weitere Proben solcher parteiischen Kritik findet man in meiner schon (oben Anm. 27) erwähnten Recension der Fickschen Odyssee. Natürlich ist er selbst sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, fortreißen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich die »echten«

und die »unechten« Partieen der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da ja auch nach unserer Ansicht die älteren Partieen des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die jüngeren, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu einer scharfen Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zu gute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein recipierte Kompositions-Hypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im Allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der zuerst erkannt hatte, daß die Gesänge *B*—*H* eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition selber erst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Thatsachen unmerklich dazu, den gewaltsamen Gegensatz echter und unechter Partieen zu mildern. Zwar schreibt er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Thätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzt er eine Übergangsstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Dahin rechnet er die Glaukos-Episode in *Z*, das ganze *K*, die Beschreibung des Schildes in *Σ*, die ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ. Der jüngsten Schicht sollen angehören, also von vornherein ionisch gedichtet sein: die Phönix-Partieen in *I*, das Buch *T* fast vollständig, der Flußkampf in *Φ*, außerdem das ganze Füllwerk, das dazu dient alle die Episoden in den Gesamtrahmen einzufügen. — Im einzelnen ist diese Zerlegung mehr als anfechtbar; daß *Θ* und *Ω* zu den ursprünglich äolischen Bestandteilen gezählt werden, ganz unerhört. Aber prinzipiell zeigt sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. Daß die oben bezeichneten Stücke, um deren willen Fick eine Zwischenstufe ansetzt, von Ioniern gedichtet seien, die sich noch der

hergebrachten äolischen Mundart bedienten, schließt er (S. 387. 461) daraus, weil sich in ihnen »einige feinere Ionismen finden, »welche sich nicht beseitigen lassen«. Die Beobachtung ist richtig, aber sie muß viel weiter ausgedehnt werden. Solche feinere Ionismen fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partieen« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zu Tage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang χόλος δέ μιν ἄγριος ᾕρει verwandelt in χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη. Von dem Grunde zu dieser Konjektur wird sogleich die Rede sein. Fick hat sie Δ 23. Θ 460 in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir ϑ 304 in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἥλιος 271, Ἑρμῆν 334 als ursprünglich ionisch erwiesen wird. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt anthun.

Aber mit dieser negativen Kritik ist Ficks Arbeit nicht abgethan; sie ist auch durch positive Ergebnisse wertvoll und kann es noch mehr werden, vorausgesetzt, daß sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches im Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus κ 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt ἥμην ἀλλοφρονέων, so giebt die Erklärung ἄλλο φρονέων einen ganz guten Sinn. Aber Ψ 698, wo die Freunde den besiegten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen, κὰδ δ' ἀλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἷσαν ἄγοντες, da ist schwer verständlich, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade

halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (Il. 389 f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἠλεός oder ἠλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewußtlos« gewonnen wird, die in κ nicht schlecht paßt und in Ψ allein erst einen brauchbaren Sinn giebt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie: ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484, ἐκ μὲν Κρητάων γένος εὔχομαι εὐρειάων ξ 199 u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.[2] 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (Il. 534 f.) zusammengestellt hat: X 174 ἀλλ' ἄγετε φράζεσθε θέοι καὶ μητιάεσθε, N 510 ἐσπάσατ', οὐδ' ἄρ ἔτ' ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα, β 220 αἰ δέ κε τεθνάοντος ἀκούω μηδ' ἔτ' ἔοντος (vgl. oben S. 101 f.), μ 344 ϝέρξομεν ἀθθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὔρυν ἔχοισι, u. v. a. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλυδις ἄλλῃ verwandelt sich in ἄλλυδις ἄλλυι, der Vers Z 201 lautet nun κὰπ πέδιον τὸ Ἀλάιον οἶος ἄλατο, Δ 547 hören wir: ὄλιγον γόνυ γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhange findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρῃ seine, wie ich denke ausreichende, Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß ein ziemlich fester Wille dazu gehört, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht thut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen

Partieen erhalten. Aber dabei ist große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bisher bewiesen hat. Die an sich vortreffliche Erörterung über ἀλλοφρονέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte der vollgültige »Beweis, daß die ἆθλα ursprünglich äolisch abgefaßt sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη ϑ 104 bewiesen werden, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, zu den ältesten Teilen der Odyssee gehöre: und doch ist natürlich auch Fick (Od. 315; vgl. oben S. 122) vom Gegenteil überzeugt. Beide Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch angewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem Gepräge konnte ein solcher sich zu nutze machen. Nehmen wir dazu die früher hervorgehobene Thatsache, daß auch in den echtesten und unentbehrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsitzen, so kommen wir zu der Erkenntnis: die einzelnen Beispiele beweisen nach keiner Seite etwas; man muß den ganzen Text erst einmal mit äolischer Lymphe behandeln und dann sehen, wie und wo die Äolismen zum Vorschein kommen, wo die Ionismen fest sitzen bleiben. Und dabei muß streng das Gesetz befolgt werden, daß man nirgends dem gewünschten Resultat etwas zuliebe thut; man darf nur da ins Äolische übersetzen, wo es ohne gewaltsamen Eingriff angeht, nie willkürlich korrigieren sondern immer nur da, wo logische, grammatische, metrische Gründe erkennen lassen, daß der Text wirklich verdorben, seine ionische Form nicht die ursprüngliche sei. Das sind dieselben Grundsätze, zu denen wir uns schon einmal (S. 64) bekannt haben, als es galt innerhalb der schriftlichen Überlieferung den ältesten Text zu erreichen. Das war nur ein vorläufiges Ziel; die Betrachtung hat uns weiter geführt zu der Aufgabe, einen Text herzustellen, der durch die Dichtigkeit, mit welcher feste Ionismen und charakteristische Äolismen über ihn verteilt sind, das relative Alter seiner Teile erkennen läßt. Soll dies Werk gelingen, so muß es ohne die Willkür und Voreingenommenheit ausgeführt werden, durch die Fick seiner guten Sache geschadet hat; aber sein Verdienst wird es immer bleiben, die Aufgabe erkannt und den Plan zu ihrer Lösung entworfen zu haben.

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Darüber hinaus können wir höchstens Vermutungen aufstellen, und werden gut thun, uns auch mit diesen in recht vorsichtigen Grenzen zu halten. Zweierlei läßt sich mit einiger Zuversicht behaupten. 1) Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; denn wie sollte es ihnen sonst gelungen sein alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Thätigkeit mit aufgehen zu lassen? Dieses Neue war doch wohl der Gedanke, statt der einzelnen Lieder größere Kompositionen zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen sind. — 2) Zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten. In den neuesten Bearbeitungen, welche die griechische Kolonisation in Kleinasien gefunden hat, ist der Versuch aufgegeben in ihr bestimmte Perioden zu unterscheiden; sowohl Beloch (Griech. Gesch. I S. 58) als Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. II § 161) begnügen sich die hellenische Besiedelung der Ostküste des ägäischen Meeres im ganzen dem letzten Teil des zweiten Jahrtausends v. Chr. zuzuschreiben. Und das ist ja wahr, daß die aus dem Altertum überkommene Darstellung der Wanderungs- und Gründungssagen nicht den Wert eines historischen Zeugnisses hat; sie ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch

persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen, daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dies Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischem Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 117) daß sie ursprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat[34]) darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios gewisse Äolismen enthält: das ι in den inschriftlich bezeugten Verbalformen πρήξοισι, λάβωισι, die Gemination des Nasals in dem Bergnamen Πελιννᾶιον, der an den Namen der Stadt Πέλιννα im westlichen Thessalien erinnert, u. a. dergl. Ich meine, der Schluß ist nicht gewagt, daß einst auch Chios wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äolier gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden ist.

Anders urteilt hierüber Wilamowitz (Herakles I [1889] S. 66): weder in der Geschichte noch in der Sage liege ein Anhalt für

34) Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138.

die Vermutung vor, daß Chios ursprünglich äolisch gewesen sei; und bloß aus der Sprache lasse sich ein solcher Schluß nicht ziehen. »Die neuen Stämme waren ja niemals vorher da ge»wesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich »unter dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst »war das Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten ver»schieden, die geschichtlichen Faktoren waren verschieden, und »so ergaben sich zunächst ganz verschiedene Volks- und Sprach»typen. Eine Sprachgrenze von Äolisch und Ionisch gab es also »auch noch nicht; diese ward erst gezogen, als der Zusammen»schluß der Staatenbünde bestimmte Kreise zog. — — Die Chier »würden unter der Herrschaft der Mytilenäer oder in staatlicher »Gemeinschaft mit ihnen Äoler haben werden können: in der »panionischen Gemeinschaft sind sie Ionier geworden. Aber hier »liegt kein Gewaltakt vor, sondern ein stilles organisches Wachs»tum.« Dieselbe Grundansicht von der Entwickelung der Mundarten und der Stämme vertritt Ed. Meyer[35]), der Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart den übrigen griechischen Dialekten entgegenstellt. Die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwickelung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische »Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie diese sind darum noch nicht richtig, weil sie sich nicht widerlegen lassen; sie beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch will ich die wichtigsten Erwägungen andeuten, durch welche meine völlig entgegengesetzte Ansicht begründet ist. 1) Wenn die große Aufgabe, an der gerade die beiden genannten Gelehrten bisher so wirksam mitgearbeitet haben, einmal gelöst werden soll, die älteste Geschichte der griechischen Stämme auf Grund der Dialektverhältnisse darzustellen, so kann das nur geschehen, indem wir die vorhandenen Grenzen und Scheidelinien benutzen und rückwärts verfolgen, nimmermehr dadurch, daß wir sie verwischen und in einem

35) Gesch. d. Altert. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

völlig hypothetischen Vorzustand unklarer Mischung verschwinden lassen. Ed. Meyer selbst (§ 151) zieht aus der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen den durchaus richtigen Schluß, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind; aber dieser Schluß ist nur möglich unter der Voraussetzung, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und der ionischen Mundart bereits vor der Auswanderung aus dem Mutterlande fertig war. — 2) Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied »zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird von Ed. Meyer willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -ναι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, dessen Zwischenstellung schon gelegentlich (S. 111) erwähnt wurde. Sie ist, wie man längst vermutet hat, darin begründet, daß im Peloponnes in ältester Zeit die Heimat ionischer Stämme gewesen ist, was Ed. Meyer § 49 bestreitet aber § 128 selber nachweist. Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte vor allem in der Behandlung des langen *α*-Lautes überein; und der Gedanke diese Gemeinsamkeit im Gegensatz zu der ionischen Trübung in *e* als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, wie neuerdings wieder von Beloch (Griech. Gesch. S. 63) geschieht, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach τι und σι. — 3) Wenn die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler« und »Dorer« erst in verhältnismäßig später Zeit und sicher erst auf dem Boden Kleinasiens hervortreten, so erkennt man daraus freilich, daß die mannichfaltigen kleineren Stämme und Stämmchen erst hier zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit thatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in gemeinsamen Sprach- und Lebensgewohnheiten, die aus gleicher Herkunft erwachsen waren und durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf den Gedanken kamen sie zu beobachten, zusammenzufassen und aus ihnen den Schluß zu ziehen, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

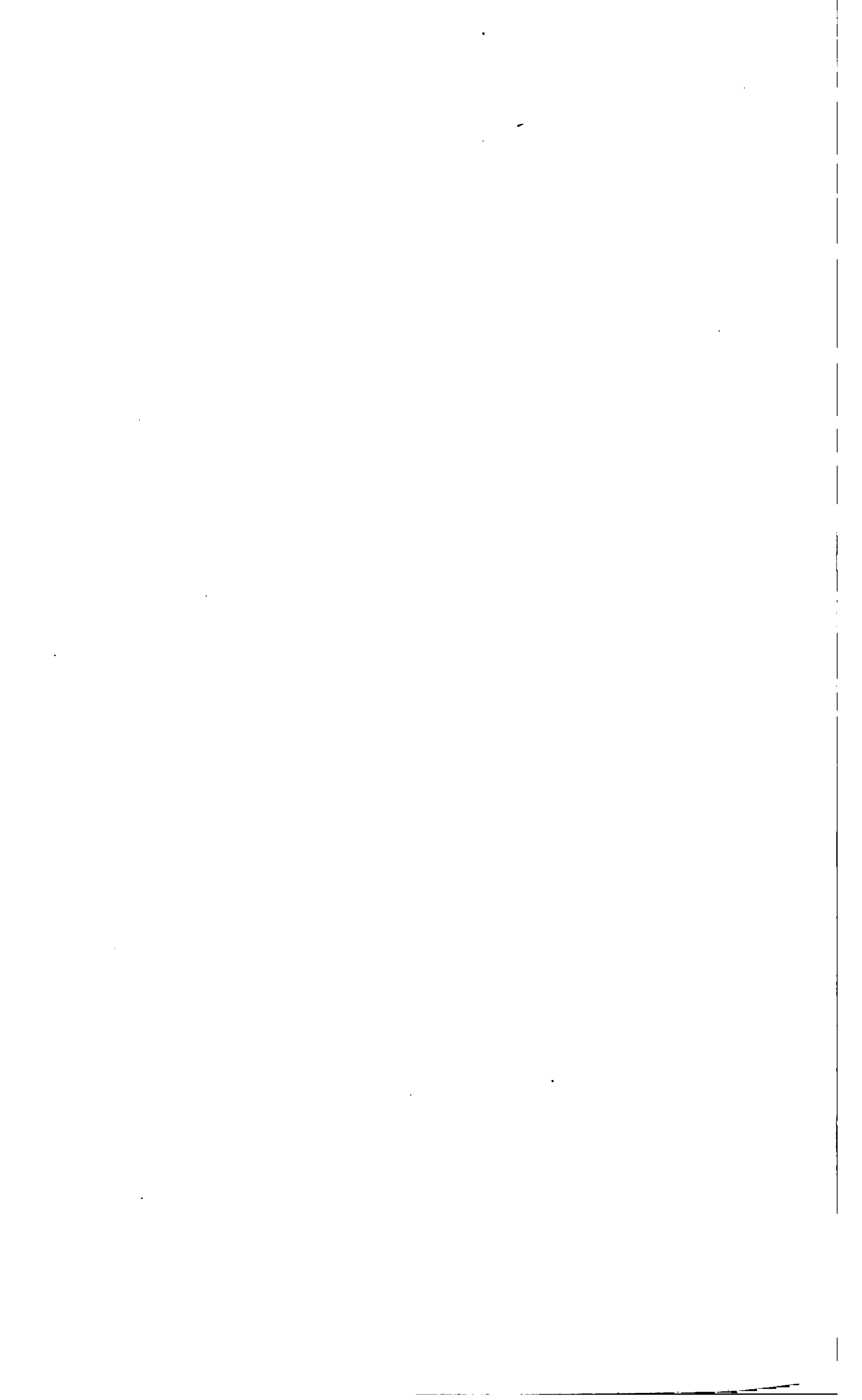
Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen. Die Jahrhunderte, in denen das Epos geblüht hat, sind dieselben, in denen jene Aussonderung allmählich erfolgt sein müßte. Demnach müßte man annehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischungszustandes. Und es ist kaum zu bezweifeln, daß Leute, deren Gedanken sich nur im Unklaren wohl fühlen, mit Vergnügen diesen Schluß ziehen werden. In Wahrheit zeigt sich gerade hier die Unmöglichkeit der ganzen Hypothese. Die Untersuchungen von Hinrichs und Fick, aus denen hier nur wenige Proben mitgeteilt worden sind, haben aufs klarste ergeben, daß die Dialektmischung bei Homer nicht einem natürlichen Zustande entspricht, sondern dadurch gebildet wird, daß eine jüngere ionische Schicht sich über den alten äolischen Kern gelagert hat. Daß der epische Dialekt »eine künstliche Mischsprache gewesen« ist, betont ja, wie wir sahen (S. 117) gerade Ed. Meyer. Und noch entschiedener würde vermutlich Wilamowitz gegen den Gebrauch protestieren, der durch die angedeutete Folgerung von seiner Lehre gemacht werden könnte. Er selbst ist sich darüber ganz klar, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen. An derselben Stelle, der wir seine Bemerkungen über den Dialekt von Chios entnommen haben (Her. I 65 f.), sagt er: »Zu der Zeit, von welcher es zuerst »möglich ist sich einigermaßen ein Bild zu machen, etwa vom »8. Jahrhundert ab, ist der vorwaltende Stamm der ionische, von »seinen Sitzen an der mysischen, lydischen, karischen Küste nicht »nur nach Norden und Süden übergreifend sondern bereits die »Propontis und fernere Gestade mit Pflanzstädten besetzend. Die »süddorischen Inseln haben die innerliche Ionisierung bereits »begonnen, vorbildlich für das Mutterland; aber auch die Aoler »sind schon im Niedergange, verlieren manche Küstenplätze und »sind in der Kultur nunmehr die empfangenden. Dennoch er»kennen wir daß es einst umgekehrt gewesen war. Eben das »Epos, welches doch der lebendige Ausdruck der ionischen »Suprematie ist, trägt die deutlichsten Spuren in Form und In»halt davon, daß es aus äolischer Wurzel stammt.« Das ist

vollkommen richtig, und von hier aus müßte eigentlich Wilamowitz selbst dazu gelangen seine Ansicht von der Entstehung der Stämme zu modifizieren. Aber das ist eine Sache für sich. Worauf es jetzt ankam, war nur die Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse bei Homer; und über diese kann in der That unter verständigen Leuten kein Streit sein.

Das letzte Kapitel hat uns an die Grenze geführt, die der textkritischen und sprachwissenschaftlichen Betrachtung gezogen ist. Historische Folgerungen haben sich ergeben, aber damit auch historische Probleme. Wenn im Epos Schichten übereinander gelagert sind, die ihrer Sprache nach verschiedenen Perioden und Kulturkreisen angehören, so kann die Frage nicht umgangen werden, ob sich Spuren dieses allmählichen Wachstums nicht auch in den Ereignissen und Zuständen erkennen lassen, von denen uns erzählt wird. Die sprachgeschichtliche Analyse fordert selbst, daß sie durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes der Epen ergänzt und fortgesetzt werde.

Zweites Buch.

Analyse des Inhalts.



Erstes Kapitel.

Der historische Hintergrund.

I. Bei dem Versuch, den wir gemacht haben, den eigentümlich gemischten Zustand des epischen Dialektes geschichtlich zu erklären, ist ein Punkt kurz berührt und wie selbstverständlich mit in Rechnung gestellt worden (S. 115), der doch erst noch der Prüfung bedarf; das ist die Annahme eines Zusammenhanges, der zwischen der frühen Pflege des epischen Gesanges bei den asiatischen Äoliern und der ältesten griechischen Eroberung der Nordwestecke von Klein-Asien bestanden habe. Allen kritischen Zweifeln zum Trotz hat sich bisher der Gedanke behauptet und auch bei den vorsichtigsten Forschern immer wieder durchgesetzt, daß in der Sage von dem Kriege um Troja eine wenn auch noch so dunkle Erinnerung an wirkliche Ereignisse enthalten sei, die sich auf demselben Boden abgespielt hätten; und was schien da natürlicher als diese Ereignisse in den Kämpfen zu finden, welche die Äolier mit den älteren Einwohnern des Landes ausgefochten haben müssen, als sie zuerst in diese Gegenden kamen und sie ihrer Herrschaft unterwarfen? Diese Ansicht hat lange Zeit unangefochten gegolten und hat auch unter den neuesten Bearbeitern der griechischen Geschichte ihre Vertreter. So sagt Adolf Holm (Griech. Gesch. I [1886] S. 197): »Die Äoler, welche in Asien eine ganze Landschaft in »Besitz genommen haben, geben zu einem Epos von Eroberungen »und Kämpfen die faktische Grundlage.« Und Beloch warnt zwar (Griech. Gesch. I [1893] S. 3) vor dem Versuche »den geschichtlichen Kern z. B. der Ilias oder der Thebais zu erkennen«, meint aber doch selbst, indem er den Ursprung des Epos auf alte mythische Stoffe zurückführt (S. 143): »Die Gruppierung aller »dieser Mythen um den Krieg gegen Ilion kann erst auf asia-

»tischem Boden erfolgt sein. Es spricht sich darin die Erinnerung »an die langen Kämpfe aus, welche die griechischen Ansiedler »mit den Urbewohnern des Landes um den Besitz der Küste zu »führen hatten.« Und dabei haben beide Gelehrte das sprachliche Argument kaum beachtet, das doch für so alte Denkmäler der Dichtung das eigentlich entscheidende ist und mit dem sie das Gewicht ihrer Ansicht erheblich hätten verstärken können. Thessalien und Böotien sind die Länder, von denen aus der Norden der kleinasiatischen Westküste besiedelt worden ist. In beiden sprach man äolisch: in Thessalien, wie wir seit 1882 wissen, noch in historischer Zeit, in Böotien vor der Periode der Wanderungen; denn die böotische Mundart ist der thessalischen ursprünglich verwandt, nur durch starken Einfluß der Eroberer umgestaltet. Auf der anderen Seite, in Kleinasien, haben wir als die Sprache, in der die älteren, unserer Ilias vorhergehenden Gesänge von Achill und Agamemnon gedichtet waren, eben jenes Äolisch, das in Nordgriechenland heimisch war. Und weiter: der Hauptheld der Ilias, Achill, hat sein Reich im südlichen Thessalien; und der Führer des gesamten Griechenheeres ist zwar aus dem Peloponnes gekommen, aber er hat seine Flotte im Euripus versammelt, der Hafen von Aulis ist als Ausgangspunkt des großen Kriegszuges in der Erinnerung geblieben. Man meint, die Übereinstimmung könne nicht größer sein, sie könne nicht auf Zufall beruhen.

Trotzdem fehlt es nicht an Widerspruch, der zum Teil auf sehr ernsthafte Erwägungen gegründet ist. Dies gilt allerdings nicht von den beiden Aufsätzen[36]), in denen Karl Sittl unsre Frage abzuthun unternommen hat. In einem derselben behandelt er ausdrücklich die sprachlichen Verhältnisse und glaubt nachgewiesen zu haben, »daß in der homerischen Sprache nicht die »Mundarten verschiedener Stämme, sondern die Sprachweisen »verschiedener Zeiten eines und desselben Stammes gemischt »sind.« Daß es in einzelnen Fällen zweifelhaft sein kann, ob eine homerische Form für äolisch oder für altionisch zu halten sei, habe ich selbst (S. 104) hervorgehoben. Aber auf diesem

36) »Die Äolismen der homerischen Sprache.« Philol. 43 (1884) S. 1—31. — »Die Griechen im Troerlande und das homerische Epos.« Philol. 44 (1885) S. 201—227. — Zum ersten Aufsatz vgl. die Schrift von Gustav Hinrichs: »Herr Dr. Karl Sittl und die homerischen Äolismen.« Berlin 1887.

Wege den ganzen großen Bestand der Äolismen bei Homer wegdeuten wollen ist ein ungeheuerlicher Gedanke, der nur auf Grund völliger Nichtachtung der epigraphischen und sprachgeschichtlichen Studien der letzten Jahrzehnte entstehen konnte. Wenn Sittl seinen ersten Aufsatz mit dem Urteil schließt, daß »die äolischen Heldenlieder einzig und allein aus den homerischen »Äolismen konstruiert« seien, so hat er damit allerdings recht; aber eben deshalb steht ihre Existenz so durchaus fest. Denn es handelt sich hier um eine Periode, aus der direkte Zeugnisse garnicht erhalten sein können und, wenn sie doch irgendwo überliefert wären, das stärkste Mißtrauen gegen ihre Echtheit erwecken müßten; für eine solche Zeit giebt es kein Mittel der Forschung als die Analyse nach inneren Merkmalen. Sittl macht es wie ein Historiker, der dem Geologen den Glauben an die Schichten des Erdreichs versagen und das Recht bestreiten wollte von einer Geschichte der Erde zu sprechen, weil es keine geschriebenen Quellen giebt, aus denen sie geschöpft werden kann. So hat er denn seiner zweiten Abhandlung, die den Inhalt der Ilias nach historischen Beziehungen durchforscht, ihren natürlichen und sicheren Boden im voraus entzogen. Er sammelt äußere Zeugnisse für den Anteil, den beide Stämme an der Ausbildung der Heldensage gehabt haben, und gewinnt natürlich für die Ionier einen sehr viel reicheren Ertrag als für die Äoler; denn die jüngeren und jüngsten Schichten lassen sich in ihrer Lagerung und in ihrem allmählichen Anwachsen deutlicher verfolgen als die ältesten, die schon in sich zu einer geschlossenen Masse verschmolzen sind und für die Aufspürung ihrer Herkunft sehr viel weniger Anhaltpunkte gewähren. Hier muß denn eben die sprachliche Analyse ergänzend eingreifen; und wer sich zu ihr nicht entschließen mag, kann nicht anders als ein verkehrtes Bild von dem was gewesen sein soll gewinnen.

II. Der Gefahr eines so fundamentalen Irrtums sind wir bei Eduard Meyer nicht ausgesetzt. Er hat vollkommen klar erkannt (GA. II § 257. 261), »daß Äolis die eigentliche Heimat des »Heldengesanges ist, dasjenige Gebiet, wo wie die Sprache so »auch die Sage und der ganze mythische Vorstellungskreis der »Dichter seine Ausbildung erhalten hat«. Auch über das Verhältnis der äolischen Elemente zu den ionischen urteilt er zutreffend (§ 262): »Auf die äolische Schicht folgt wie in der

»Sprache so in der Sage die ionische. In Ionien hat die Helden-»sage diejenige Gestalt erhalten, in der wir sie kennen lernen. Die »Hineinziehung der Völker des ionischen Kreises, der Kreter, »der Lykier, der Dorier von Rhodos in die troische Sage gehört »den ionischen Sängern an.« Je entschiednere Zustimmung diese Grundansicht verdient, um so mehr Anspruch auf Beachtung hat eine auf den ersten Blick vielleicht befremdliche Hypothese, die Meyer im Zusammenhang mit ihr entwickelt hat. Er glaubt (§ 132), »daß die Sage vom troischen Kriege nicht äolischen »Ursprungs, nicht aus den Thaten der Äoler erwachsen, sondern »als Tradition, als geschichtliche Kunde aus der Vorzeit ihnen »überkommen ist; wie später die Ionier haben vor ihnen die »Äoler sie durch Einfügung ihrer eigenen Sagengestalten er-»weitert.« Wir sollen also eine voräolische Periode des Heldengesanges annehmen, zu der die äolische sich ebenso verhalten würde wie später die ionische zur äolischen. Von der Sprache, in der diese ältesten Lieder abgefaßt gewesen sein könnten, und ob sich Spuren von ihr noch in unsrer Ilias finden, darüber sagt Ed. Meyer nichts; wohl aber sucht er einigermaßen den Inhalt abzugrenzen. Achill, »offenbar eine äolische Sagengestalt«, muß dem voräolischen Epos fremd gewesen sein; »seine Verbindung »mit dem troischen Kriege, so alt sie ist, ist doch sekundär«. Aber Agamemnon, der König von Mykene, bildete schon damals den Mittelpunkt der Erzählung; die troische Sage stammt überhaupt aus dem Peloponnes (§ 152. 121) und hat zum Kern (§ 133) »die Zerstörung Trojas durch einen Heerzug peloponnesischer »Fürsten oder vielmehr, wie wir wohl unbedenklich sagen dürfen, »durch den König von Mykene und seine Mannen«. Das Datum dieses Ereignisses »ist wahrscheinlich noch beträchtlich über das »alexandrinische Datum, 1184 v. Chr., hinaufzurücken« (§ 131). Erst geraume Zeit später, damals als die Äoler den Nordwesten von Klein-Asien besiedelten, sind die Kämpfe geführt worden, die zur Entstehung der Achilleus-Sage den Anlaß gegeben haben (§ 150. 153). Meyer erwähnt das Bedenken, daß ein so großartiges Unternehmen wie der Heerzug gegen Troja »über die Kräfte der mykenischen Zeit hinausgehe«, weist es aber als »gänzlich unbegründet« zurück (§ 133): »was damals möglich war, »wissen wir nicht von vornherein, sondern wir sollen es aus »den Zeugnissen lernen, die wir besitzen«.

Das ist gewiß ein gesundes Prinzip. Aber wo sind in diesem Falle die Zeugnisse, aus denen geschlossen, die Gründe, auf denen eine so überraschende Konstruktion aufgeführt worden ist? Daß es nur einer ist, erweckt Vertrauen; aber daß dieser eine rein negativer Art ist, läßt uns im voraus zweifeln, ob er ausreichen werde auch den positiven Teil der Hypothese zu stützen. Ed. Meyer hat in seiner »Geschichte von Troas« (Leipzig 1877) die griechische Kolonisation der Nordwestecke von Kleinasien eingehend behandelt (S. 79 ff.) und namentlich den Unterschied hervorgehoben, der zwischen den ältesten äolischen Pflanzstädten in dieser Gegend einerseits und denen auf der Ida-Halbinsel andrerseits gemacht werden muß. Jene liegen an der Küste von Teuthranien und Lydien, auf Lesbos, Tenedos, den Hekatonnesoi und verdanken dem ersten großen Strome von Auswanderern ihren Ursprung, der aus Nordgriechenland über das ägäische Meer kam und der jetzt von Beloch (GrG. I 58) der zweiten Hälfte, von Ed. Meyer selbst (GA. II § 161) dem letzten Viertel des zweiten Jahrtausends v. Chr. zugewiesen wird. Von den äolischen Städten der Troas aber berichtet Strabon (XIII, 1, 38), sie seien der Mehrzahl nach Kolonien von Lesbos; und bei denen, deren Gründungszeit wir kennen, ist diese, wie Meyer im einzelnen nachgewiesen hat, »nicht älter als die Herrschaft der Lyder«. Daraus folgerte er, daß »es vor dem Jahre 700 schwerlich griechische Kolonien in der Troade gegeben« habe, und sah hierin einen »sicheren Beweis für die Unhaltbar»keit der Ansicht, daß der troische Krieg nur eine sagenhafte »Gestaltung der griechischen Kolonisation sei«. Auch jetzt, wo er von neuem und in größerem Zusammenhange die ganze Frage behandelt hat, hält er an dieser Überzeugung fest, schränkt sie aber doch etwas ein und ergänzt sie durch ein wichtiges Zugeständnis: diejenigen Teile der troischen Sage, in denen Achill eine Rolle spielt, gehen wirklich auf die Zeit der ersten äolischen Kolonisation zurück. »Seine Thaten spiegeln die Eroberung von »Lesbos (vgl. *I* 129), Tenedos, der teuthrantischen Küste durch »die Äoler wider, erst von hier aus ist er der Gegner Hektors »geworden. — — Von der Dichtung sind diese [d. h. die Achilleus-] »Sagen mit dem troischen Krieg verbunden, Achill und die thes»salischen Stämme nehmen teil an der Eroberung Ilions, Aga»memnon versammelt seine Flotte in dem böotischen Hafen von

»Aulis, von wo die Ahnen so mancher äolischen Ansiedler über »das Meer gezogen sind.« Diese Sätze (§ 132. 153) zusammen mit den vorher ausgehobenen Stellen bezeichnen den Gedankengang, der zu der Ansicht geführt hat die wir nun prüfen sollen.

Was zunächst den Ausgangspunkt des Beweises betrifft, so muß er schlechthin anerkannt werden: die Festsetzung der Äoler am Hellespont und am Ida ist wirklich erst in einer Zeit erfolgt, wo die Ilias schon fertig war. Aber folgt daraus ohne weiteres, daß in früheren Jahrhunderten überhaupt keine Kämpfe um den Besitz dieser Landschaft von ihnen geführt sein können? Der Schluß ist doch nicht zwingend. Er ist es so wenig, daß Eduard Meyer selbst ihn eigentlich nicht gezogen hat. Er giebt zu (§ 132), daß die Äoler »an der Südseite der troischen Akte weit früher gekämpft haben als am Skamander«, und hält es für möglich, daß in Achills Kämpfen gegen Lyrnessos, Pedasos, Thebe, Chryse (Y 92. A 366. 100)[37] sich ebenso gut geschichtliche Erinnerungen widerspiegeln wie in seinem Zuge gegen Lesbos, wo er das Mädchen von Brisa sich gewonnen hatte. Und da, wo die älteste Kolonisation der teuthrantischen und lydischen Küste ohne Beziehung auf das Epos besprochen wird (§ 150), heißt es geradezu: »Auch weiter im Norden, in der thebischen Ebene »und auf der Idahalbinsel ist eine Festsetzung zunächst wenigstens »nicht gelungen, wenn sie auch vereinzelt versucht sein mag. »Nur die Insel Tenedos an der troischen Küste und die Heka»tonnesoi am Eingang des Adramyttenischen Golfs wurden ok»kupiert.« Mich dünkt, wenn dies alles feststeht oder wenigstens so wahrscheinlich ist, daß Ed. Meyer es nicht bestreiten mag, so ist damit aller nur wünschenswerte Anhalt für die Annahme gegeben, daß zur Zeit der ersten äolischen Eroberungen auch schon diejenigen Schlachten geschlagen worden sind, von denen sich in der Erzählung vom trojanischen Kriege eine Kunde erhalten hat. Von Tenedos nach Hissarlik war kein weiter Weg; und wenn die äolischen Eroberer die Insel in ihrem Besitz hatten, so werden sie es schwerlich unterlassen haben auch nach der unmittelbar gegenüberliegenden Küste die Hand auszustrecken. Bei dieser Gelegenheit ist denn Ilios belagert wor-

37) Nach der ursprünglichen Auffassung war die Chryseis beim Falle von Chryse, nicht bei dem von Theben erbeutet worden; s. Wilamowitz HU. 411.

den; und die Thatsache daß es nicht eingenommen wurde mochten die Nachkommen der Angreifer gern vergessen, indem sie sich von den Sängern erzählen ließen, daß der hartnäckige Widerstand der Einwohner nach zehnjähriger Mühe doch gebrochen worden sei.

Die Möglichkeit jedenfalls dieser Kombination kann niemand bestreiten. Sie gewinnt aber sofort noch ein ganz andres Ansehen, wenn man darauf achtet, welchen Platz denn in dem Gedankenkreise der Ilias selber die Vorstellung einnimmt, daß die Unternehmung der Griechen zuletzt gelungen sei. Diese Frage vermögen wir nicht leicht ganz objektiv zu beurteilen, weil für jeden von uns die Geschichte des trojanischen Krieges zu den frühesten Jugenderinnerungen gehört, innerhalb deren das hölzerne Pferd mit dem Zwist der Könige und dem Tode Hektors durchaus auf einer Linie steht. Aber es muß doch gelingen uns von dieser gewohnten Anschauung einigermaßen frei zu machen. Und sobald wir das ernstlich versuchen, müssen wir einsehen: es ist kein Zufall, daß die Ilias mit Hektors Fall abschließt und den Wettstreit der beiden Völker unentschieden läßt, vielmehr sind hierin die historischen Verhältnisse, aus denen das Epos hervorgegangen ist, unwillkürlich zum Ausdruck gekommen. Dies erkannte Wilamowitz (HU. 407); Ed. Meyer aber erhebt Einspruch, indem er (§ 132) versichert: »Die oft »wiederholte Behauptung, die Sage behandle die Kämpfe von »Troja, nicht die Zerstörung der Stadt, ist falsch; sie beruht nur »auf der dominierenden Stellung, welche das Gedicht von der »μῆνις Achills für die Alten und noch mehr für uns gewonnen »hat. Aber an sich ist die Ἰλίου πέρσις stofflich ebenso alt, »wenn nicht älter als die Ἰλιάς. Nur bot der lange Krieg weit »mehr Anlaß und Möglichkeit zur Einflechtung immer neuer »Episoden, als der einheitliche Akt der Zerstörung.« Den Versuch eines Beweises vermag ich in diesen Worten nicht zu finden und muß bei dem Thatbestande verharren, daß für die Gedanken des Ilias-Dichters und seiner Zuhörer der Ausgang des Krieges eine sehr viel geringere Bedeutung gehabt hat, als wir, allerdings im Einklang mit dem ganzen späteren Altertum, ihm beilegen. Schon die Odyssee steht hierin auf dem Boden der jüngeren Anschauung; und unter den mancherlei Merkmalen des Altersunterschiedes, der sie von der Ilias trennt, ist dies keines

von den schwächsten, daß für sie der Sieg der Griechen und Ilions Untergang den unzweifelhaften und in bestimmten Zügen ausgeführten Hintergrund bildet.

In der Ilias wird das Ereignis einmal ausdrücklich angekündigt, in der großen Programmrede, die Zeus nach seinem Erwachen auf dem Ida an Here richtet. Er hat den bevorstehenden Tod Hektors erwähnt und fährt nun fort, *O* 69 ff.:

ἐκ τοῦ δ' ἄν τοι ἔπειτα παλίωξιν παρὰ νηῶν
70 αἰὲν ἐγὼ τεύχοιμι διαμπερές, εἰς ὅ κ' Ἀχαιοὶ
Ἴλιον αἰπὺν ἕλοιεν Ἀθηναίης διὰ βουλάς.

Die letzten Worte, in denen eine entscheidende Mitwirkung der Athene in Aussicht gestellt wird, stimmen allerdings zu derjenigen Gestalt der Sage, die später ausgebildet worden ist und schon in der Odyssee deutlich vorliegt; aber in der Ilias sind sie ein fremdartiges Stück, sie selbst und was ihnen zunächst vorhergeht und nachfolgt. Die ganze Prophezeiung *O* 56—77 ist von den Alexandrinern gestrichen worden, und auch die neuere Kritik ist einig in dem Urteil, daß sie in den Zusammenhang unseres Epos nicht paßt und jüngeren Ursprungs ist als die Fixierung des Verlaufes der Ereignisse, dem dieses in seiner eigenen Erzählung folgt. Wie man sich ihre Herkunft zu erklären habe, ist eine offene Frage, die uns hier nicht aufhalten soll; als ein Zeugnis für die der Ilias zu Grunde liegende Gesamtansicht darf *O* 71 jedenfalls nicht gelten. Andere Stellen, an denen auf die endliche Niederlage der Troer hingedeutet wird, hat Niese (Entwickelung d. homer. Poesie S. 35) hervorgehoben und treffend beurteilt. Es sind zunächst die berühmten Verse, die zweimal, *Δ* 163 ff. und *Z* 447 ff., vorkommen:

εὖ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν·
ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ' ἄν ποτ' ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρὴ
καὶ Πρίαμος καὶ λαὸς ἐυμμελίω Πριάμοιο.

Das einemal spricht sie Agamemnon voll trotziger Zuversicht in dem Augenblick, wo Menelaos von Pandaros verwundet und durch diesen Frevel der Zorn der Götter gegen die belagerte Stadt heraufbeschworen ist; in *Z* sind sie ein Ausdruck der bangen Ahnung Hektors: an beiden Stellen beweisen sie nicht das geringste in betreff dessen, was der Dichter selbst wußte oder erzählen wollte. Denselben Hektor, dem er die scheinbare Pro-

phezeiung in den Mund gelegt hat, läßt er wenige Verse später, wie er seinen Knaben auf den Armen wiegt, die trüben Gedanken vergessen und also beten (476 ff.):

Ζεῦ ἄλλοι τε θεοί, δότε δὴ καὶ τόνδε γενέσθαι
παῖδ' ἐμόν, ὡς καὶ ἐγώ περ, ἀριπρεπέα Τρώεσσιν,
ὧδε βίην τ' ἀγαθὸν καὶ Ἰλίου ἶφι ἀνάσσειν.

Ob daraus schon jemand geschlossen hat, es habe eine Version der Sage gegeben, nach der dem Geschlechte des Priamos die Herrschaft in Troja erhalten blieb, weiß ich nicht. Unmöglich wäre es nicht, οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν, übrigens kaum weniger verständig als wenn man in den vorher citierten Versen einen Beweis dafür sehen will, daß dem Dichter die Zerstörung der Stadt als festes Ziel vor Augen gestanden habe. Auch in der Klage der Andromache (*Ω* 725 ff.) liegt ein solcher Beweis nicht. Daß die unglückliche Frau, wie sie am Leichnam ihres Gatten kniet, für sich und ihren Sohn nur das schlimmste Schicksal voraussieht und mit wollüstigem Schmerze ausmalt, ist vollkommen natürlich und würde es für uns nicht minder sein, wenn wir etwa wüßten, daß ihre Befürchtungen sich nachher nicht erfüllt haben. Übrigens hat Niese recht: an dieser Stelle sind die Gedanken des *Z* weiter ausgeführt und gesteigert. Eben dieses Streben hat nachher dazu geführt, daß zu der Sage von Trojas Belagerung die von seinem Fall hinzugedichtet wurde; in der Ἰλιὰς μικρά wird das Ende des Astyanax so berichtet, wie die Mutter in *Ω* es vorhergesagt hat. Wilamowitz hat wohl Grund zu warnen, man solle nicht glauben, »daß alle Posthomerika jünger als die Ilias seien«; aber für die Πέρσις giebt er es selbst zu. Für sie trifft die Charakteristik das Richtige, die Müllenhoff in der »Deutschen Altertumskunde« (I² 29) gegeben hat. Er findet schon in der Erzählung von Paris' Tode »mehr ein Produkt klügelnder Überlegung, wie wohl »der letzte gefährliche Troer beiseite geschafft sei, als der unbe»fangen, aus innerm Drange fortarbeitenden Sage«, und meint dann vollends: »die zuletzt angewandte Kriegslist beweist, daß »es den Griechen nicht nur an jeder historischen oder historisch »aussehenden Überlieferung, sondern überhaupt an jeder ernst»haften Sage über die Einnahme der Stadt mangelte.« Die Geschichte von dem listigen Werk des Epeios sei »ursprünglich

»nur ein scherzhafter Einfall nach Märchenart« gewesen, der erst nachträglich in das ernste Epos aufgenommen und zu einer Tragödie umgearbeitet wurde. Müllenhoff sagt geradezu: »Auf »die Frage, wie denn endlich die Griechen Ilion eingenommen »und die heiligen unzerbrechlichen Mauern der Stadt gefallen »seien, war die Antwort, daß die tapfersten Helden sich in den »Bauch eines großen hölzernen Pferdes versteckt und daß nun »die Troer, um das Wunderwerk oder Heiligtum in die Stadt zu »schaffen, selbst die Mauer an einer Stelle durchbrochen hätten, »eben gut genug für Kinder und Thoren und ganz von derselben »Art wie die Possen, mit denen man im dreizehnten Jahrhundert »in Österreich auf die Frage antwortete, wohin denn zuletzt »König Etzel gekommen sei.«

Nach dem allen besteht zwischen der Sage vom trojanischen Kriege, wie sie ursprünglich war, und der Thatsache, daß die Äoler, als sie zuerst in Kleinasien Kolonien gründeten, auf der Ida-Halbinsel zwar gekämpft aber nicht vermocht haben sich festzusetzen, gar kein Widerspruch. Und damit ist der Hypothese von Ed. Meyer, die nur auf der Annahme eines solchen Widerspruches beruhte, der äußere Anhalt entzogen. Aber auch in sich selbst hat sie wenig Wahrscheinlichkeit. Wir sollen uns vorstellen, daß die Äoler, als sie von Thessalien und Böotien her übers Meer kamen und von Lesbos wie von der gegenüberliegenden Küste Besitz ergriffen, die Tradition von dem siegreichen Kriege, den einst der König von Mykene in derselben Gegend geführt hatte, bereits mitbrachten und nun »durch Einfügung ihrer eignen Sagengestalten erweiterten«, ähnlich wie später die äolischen Heldenlieder von den Ioniern übernommen und weitergebildet worden sind. Also müßte jene Tradition bereits in epischen Liedern fixiert gewesen sein. Das ist jedenfalls Ed. Meyers Meinung; denn er hebt hervor (§ 256), daß »Dichtung und Sage untrennbar mit und in einander leben«, weist außerdem wiederholt (§ 121. 132; vgl. 152) auf die noch älteren, mythischen Elemente hin, die einst von den Peloponnesiern unter Agamemnon mit nach Kleinasien gebracht und dort erst mit der damals erzeugten troischen Sage verschmolzen worden seien. Das alles ist doch nur in der Form irgend welcher Dichtung denkbar. In welcher Sprache soll sich diese bewegt haben? Wenn wir wirklich annehmen, daß die Lieder, in

denen die Völker des Königs von Mykene, nach Hause zurückgekehrt, von ihren Thaten erzählten, irgendwie zu den Äolern nach Thessalien gewandert seien, müßten wir nicht erwarten, daß sich Spuren ihrer Herkunft und dieser Wanderschaft in Sprache und Sagenstoff erhalten hätten? Nichts davon ist zu finden: die peloponnesische Heimat der Helden spielt in der Ilias, wie weiter unten nachgewiesen werden soll, eine ganz schattenhafte Rolle; und überhaupt fehlt alles Material, um eine voräolische Periode der epischen Poesie greifbar zu konstruieren. Ed. Meyer hat das auch gar nicht unternommen. Da, wo er von den Anfängen des Epos ein Bild zu zeichnen sucht, sind es die äolischen Elemente, mit denen er operiert. So urteilt er ganz richtig (§ 127): »die dominierende Stellung Thessaliens in der »griechischen Mythologie beruht darauf, daß die griechische »Götter- und Heroensage das erste und grundlegende Stadium »ihrer Entwickelung in Äolis durchlebt hat, die Äoler Kleinasiens »aber der Hauptsache nach aus Thessalien stammen«. Treffend erinnert er (§ 151. 261) an die Fülle thessalischer Sagenstoffe, die nach Aolis hinübergewandert und dort weiter entwickelt worden seien: der Olymp als Göttersitz, die Muse die an seinem Nordfuß in Pierien heimisch ist, die thessalischen Berg- und Waldriesen, Aloiden und Kentauren, die Sagen von der Meergöttin Thetis und ihrem Gemahl Peleus, dem Eponymos des Pelion, und von ihrem Sohne Achilleus. Die Art, wie alle diese Bestandteile in Ilias und Odyssee verarbeitet sind, sieht doch nicht so aus, als ob sie durch nachträglichen Einfluß in ein schon vorhandenes Bette der epischen Dichtung eingedrungen wären; vielmehr bildeten sie den ursprünglichen Strom, der dann aus anderen Quellen neue Nahrung empfangen hat. Und dieser Strom muß schon recht kräftig geflossen sein, da er allem, was später in ihn einging, die Richtung bestimmte. Auf dem Olymp wohnen die Götter Homers, nicht auf dem troischen Ida, noch weniger auf einem Berge des Peloponnes. Allerdings erhält Zeus zweimal in der Ilias (*Π* 605. *Ω* 291) den Beinamen Ἰδαῖος, vom Ida aus sieht er dem Kampfe zu, hier besucht ihn Here, als Ἴδηθεν μεδέων wird er von Agamemnon (*Γ* 276) wie von Priamos (*Ω* 308), von Troern und Achäern (*Γ* 320) angerufen: aber das sind doch nur vereinzelte Ansätze im Vergleich zu der herrschenden Vorstellung, daß er mit den übrigen Göttern zusammen Ὀλύμπια

δώματα bewohnt; Ὀλύμπιος ist nicht nur sein Beiname viel häufiger als Ἰδαῖος, es wird schlechthin als Name für ihn gebraucht. Diese Thatsachen sind ja längst bekannt; aber man hat bisher unterlassen den entscheidenden Schluß daraus zu ziehen. Die Äoler müssen nicht nur ihre Sagen aus der Heimat nach Asien mitgebracht haben, sondern bereits eine ausgebildete poetische Sprache und Kunstübung; und sie müssen diese ihre Kunst auf thessalischem Boden selbst geschaffen haben: sonst hätten der Olymp und die Muse nicht den Platz behaupten können, den sie für alle Zeit in den Anschauungen der Griechen und in gewissem Sinne sogar noch in den unsrigen einnehmen.

Nach dieser allgemeinen Erwägung bedarf es eigentlich keines Wortes weiter, um zu beweisen, daß der mächtigste thessalische Held, Achilleus, nicht, wie Ed. Meyer will, erst nachträglich in die Sage vom troischen Kriege eingefügt sein kann. Dem würde aber auch eine Betrachtung, die von der Ilias und ihrem Inhalte ausginge, aufs entschiedenste widersprechen. Es giebt ja eine Reihe von Büchern, *B—H*, in denen die Person des Helden so sehr zurücktritt, daß er fast vergessen erscheint; und aus diesen hat bekanntlich George Grote ein besonderes Epos bilden wollen, das er im strengeren Sinne »Ilias« nennt im Gegensatz zur »Achilleis«, der er die Hauptmasse unserer 24 Gesänge zuweist. Er findet (*History of Greece* II [New-York 1861] p. 175), jene sechs Bücher seien *of a wider and more comprehensive character*, weil in ihnen der in sich geschlossene Gang der Achilleus-Dichtung *(a plan comparatively narrow)* verlassen ist. Hieran ließe sich vielleicht anknüpfen, um der Hypothese, die uns hier beschäftigt, eine bestimmtere Gestalt zu geben und von einer »Ilias ohne Achill« ein Bild zu gewinnen. Aber Ed. Meyer hat es mit gutem Grund unterlassen, von dieser Seite her seinen Bau zu stützen. Grote selber war überzeugt, daß in dem uns vorliegenden Epos die »Achilleis« den Rahmen bilde, in den die »Ilias«-Dichtung später eingefügt worden sei; und durch die weiteren Forschungen, die sich aus seinem fruchtbaren Gedanken entwickelt haben, ist erkannt worden, daß die von ihm vorausgesetzte »Ilias« niemals als selbständiges Werk existiert hat, vielmehr die Gesänge *B—H* von vornherein für ihren jetzigen Platz, als Eindichtung in das überlieferte große Epos, geschaffen worden sind. Aus diesem aber kann Achill

nicht weggedacht werden, ohne daß das Ganze zerstört wird. Und umgekehrt bietet Agamemnon, wenn man ihn für sich nimmt, nicht Stoff genug, um ein eigenes Epos zu füllen. Von den Stellen, an denen er ohne Beziehung zu Achill erscheint, kommen die πεῖρα in *B*, der Vertrag mit den Troern in *Γ*, die ἐπιπώλησις in *Δ* nicht mit in Betracht, weil sie als jüngerer Zuwachs anzusehen sind. So bliebe nur das elfte Buch (Ἀγαμέμνονος ἀριστεία), das uns natürlich nicht genau den Inhalt, aber doch ungefähr den Charakter der ursprünglichen, vorachilleischen Ilias anschaulich machen müßte, während auf der andern Seite der Streit zwischen Agamemnon und Achilleus, Thetis' Bitte an Zeus, Kampf und Tod des Patroklos, die Versöhnung, Hektors Fall erst der jüngeren Schicht angehören würden. Ich meine, man braucht diese Verteilung nur einmal in Gedanken klar zu erfassen, und man wird erkennen, daß sie ganz unmöglich ist.

III. Wenn danach der Versuch aufgegeben werden muß die Sage vom trojanischen Kriege ihrer Entstehung nach von der Achilleus-Sage und damit zugleich von dem historischen Ereignis der äolischen Kolonisation zu trennen, so stehen doch auch der herkömmlichen Ansicht, die ich gegen Ed. Meyer verteidigt habe, ernste Schwierigkeiten im Wege. Zwar daß der Name »Äoler« im Epos noch etwas seltener vorkommt als der der Ionier, nämlich überhaupt nicht, braucht uns nicht irre zu machen; schon früher (S. 128) wurde der Thatsache gedacht, daß dieser Name erst in den Kolonien aufgekommen ist, und nur vor der Folgerung gewarnt, daß darum auch der Stamm als eine lebendige Einheit erst in Kleinasien entstanden sein müsse. Aber die Namen, mit denen die Griechen bei Homer wirklich bezeichnet werden — Δαναοί, Ἀχαιοί, Ἀργέιοι — geben zu manchen Bedenken Anlaß. In betreff des ersten wird gestritten, ob er historische Bedeutung hat oder seinem Ursprung nach dem Mythus angehört. Die eine Ansicht vertritt Ed. Meyer (§ 121), der die Danaer »in den Danauna wieder erkennt, die unter Ramses III. an dem Einfall der Seevölker in Agypten teilnahmen«. Anders und wohl richtiger urteilt Beloch (GrG. I S. 156 f.), daß es »ein Volk der Danaer auf Erden niemals gegeben« habe; sie seien die »Leute des Danaos«, des »altargeischen Landesheros, der nach der Sage das wasserlose Argos zum wohlbewässerten Lande gemacht haben sollte«, also gleich ihm und den Danaiden mythische

Gestalten, die dann »vom Himmel auf die Erde versetzt worden« seien. Wie man übrigens diese Frage beantworten mag, für die Zurückführung der Heldensage auf geschichtliche Verhältnisse ist das ziemlich gleichgiltig; denn in dem historischen Griechenland haben die Danaer keine Stelle, an die sich anknüpfen ließe. Anders steht es mit Achäern und Argeiern.

1. Achäer kennen wir an drei Punkten: in Unter-Italien, an der Nordküste des Peloponnes und im südlichen Thessalien. Von den peloponnesischen Achäern glaubte man, daß sie aus Thessalien herstammten; denn Strabon berichtet VIII 7, 1 (p. 383 f.): Ἀχαιοὶ Φθιῶται μὲν ἦσαν τὸ γένος, ᾤκησαν δ' ἐν Λακεδαίμονι, τῶν δ' Ἡρακλειδῶν ἐπικρατησάντων ... τοῖς Ἴωσιν ἐπέθεντο, καὶ γενόμενοι κρείττους τοὺς μὲν ἐξέβαλον, αὐτοὶ δὲ κατέσχον τὴν γῆν ... οὕτω δ' ἴσχυσαν, ὥστε τὴν ἄλλην Πελοπόννησον ἐχόντων τῶν Ἡρακλειδῶν, ὧν ἀπέστησαν, ἀντεῖχον ὅμως πρὸς ἅπαντας, Ἀχαΐαν ὀνομάσαντες τὴν χώραν. Wie viel von dem, was hier über die wechselvollen Schicksale des Stammes angedeutet wird, der Wirklichkeit entsprach, ist schwer zu sagen; aber das ist sicher, daß sie selbst das Bewußtsein, um Phthia zu Hause zu sein, immer bewahrt haben. Denn als sie später vom Ägialos aus nach Italien hinüberfuhren und dort Kolonien gründeten, nannten sie das neuerworbene Land »das große Hellas« im Gegensatz zu dem älteren, kleineren, das am Othrys die Heimat ihrer Vorfahren gewesen war. Ob die Namen Ἑλλάς und Φθία ganz dasselbe bezeichneten oder ob, wie der Sprachgebrauch des Epos (*B* 683. *I* 395. 478 f.) zu fordern scheint, ein Unterschied zwischen ihnen bestand und wie dieser abzugrenzen wäre, vermochte schon Strabon (IX, 5, 6 p. 431 f.) nicht zu entscheiden; darüber aber läßt auch er keinen Zweifel, daß die Wohnsitze der Achäer im südlichen Thessalien so gut »Hellas« wie »Phthiotis« heißen konnten. Und daß nach diesem Vorbild ἡ μεγάλη Ἑλλάς benannt worden ist, folglich dieser Ausdruck mit »Großgriechenland« sehr unglücklich übersetzt wird, hat Ed. Meyer (Forschungen z. alt. Gesch. I 111) überzeugend dargelegt. Die drei Gruppen von Achäern also, die es in historischer Zeit giebt, hängen unter sich deutlich zusammen und haben alle in der Phthiotis ihren Ursprung. Wie steht es mit den Trägern desselben Namens im Epos?

»Der Gesamtname Ἀχαιοί ist im homerischen Epos bereits

»ausschließlich an denjenigen Teil des Volkes gebunden, welcher »in der Phthiotis wohnte«: so schreibt Otto Hoffmann in der Einleitung zum zweiten Band seiner »Griechischen Dialekte« (1893). Den Thatsachen entspricht diese Behauptung nicht. Allein schon das häufige Vorkommen des Namens in der Odyssee würde beweisen, daß er eine weiter ausgedehnte Bedeutung hat. Hier wie in der Ilias werden die Bezeichnungen Ἀχαιοί und Ἀργέιοι ohne Unterschied für sämtliche Griechen gebraucht. Ἀχαιοί begegnen uns in Messenien (*Λ* 759) und in Argos (*ο* 274), Ἀχαιιάδες heißen die Frauen auf Ithaka (*β* 101) so gut wie in Mykene. Wenn also Achill, indem er die Ehe mit Agamemnons Tochter zurückweist, sagt (*I* 395):

πολλαὶ Ἀχαιίδες εἰσὶν ἀν' Ἑλλάδα τε Φθίην τε,

so stellt er zwar die Bewohnerinnen seiner Heimat den Töchtern andrer griechischer Landschaften gegenüber; aber das geschieht nicht durch den Namen Ἀχαιίδες sondern durch die hinzugefügte geographische Bestimmung. Besonders lehrreich in dieser Beziehung sind die Stellen, an denen die Masse der Griechen mit Ausschluß Achills und seiner Mannen gemeint ist und mit dem Namen Παναχαιοί bezeichnet wird. So in der Bitte, die Odysseus an den zürnenden Peliden richtet (*I* 300 ff.):

εἰ δέ τοι Ἀτρεΐδης μὲν ἀπήχθετο κηρόθι μᾶλλον,
αὐτὸς καὶ τοῦ δῶρα, σὺ δ' ἄλλους περ Παναχαιοὺς
τειρομένους ἐλέαιρε κατὰ στρατόν.

Im siebenten Buche, wo die Führer der Danaer sich fürchten den Einzelkampf mit Hektor, der sie herausgefordert hat, aufzunehmen und dafür von Nestor gescholten werden, nennt er sie (*H* 159) ἀριστῆες Παναχαιῶν; und Achill selber bedient sich einmal (*Ψ* 236) der Anrede:

Ἀτρεΐδη τε καὶ ἄλλοι ἀριστῆες Παναχαιῶν.

An der universellen Geltung des Namens Ἀχαιοί kann also für das Epos gar nicht gezweifelt werden. Die Frage ist, ob man darin den Rest eines historischen Verhältnisses oder eine Verallgemeinerung sehen soll, die nur dem poetischen Sprachgebrauch verdankt wird. Ed. Meyer ist geneigt (§ 50) das erste anzunehmen; und allerdings würde es zu dem Bilde stimmen, das er sich von dem politischen Zustande der vorhomerischen

Per'ode gemacht hat. Wenn damals wirklich, im Gegensatz zu der »Zersplitterung der Folgezeit«, in Griechenland ein großes Reich bestand, das von Argolis aus regiert wurde und u. a. mächtig genug war einen gemeinsamen Kriegszug nach der Troas zu unternehmen, so liegt die Annahme nicht fern, daß diese »mykenische Epoche einen Namen gekannt hat, der einen größeren Teil der Nation zusammenfaßte«. Und davon könnte sich dann ein Rest darin erhalten haben, daß gelegentlich auf ganz getrennten Punkten für Personen oder Örtlichkeiten sich Bezeichnungen finden, die vom Namen Ἀχαιοί gebildet sind: Ἀχαιῶν ἀκτή auf Cypern, ein Ort Ἀχαΐα auf Rhodos, Φιλάχαιος der Vater des Xuthias in Lakonien. Aber diese Spuren sind doch gar zu vereinzelt und fallen nicht ins Gewicht gegenüber der Thatsache, daß in historischer Zeit der Achäername auf jene drei klar bestimmten, unter sich zusammenhängenden Gruppen beschränkt ist. Und die Hypothese von der politischen Koncentration, die zur Zeit der mykenischen Kultur bestanden haben soll, entbehrt jeder herzhaften Begründung; um das zu erkennen braucht man nur nachzuzählen, wie oft in der Beschreibung, die E. Meyer (§ 106) von diesen Dingen giebt, Ausdrücke wie »vielleicht, vermutlich, wohl zweifellos« vorkommen. Auf der andern Seite wird durch innere wie durch äußere Gründe die Annahme empfohlen, daß es dem Namen der Achäer ebenso ergangen ist wie dem der Argeier: beide bezeichneten in Wirklichkeit die Bewohner einer einzelnen Landschaft, wurden aber im Munde der Dichter, die drüben in Asien von den Thaten ihrer Vorfahren erzählten und die Verhältnisse der Heimat nicht mehr aus eigner Anschauung kannten, vollends nachher von den stammfremden ionischen Fortsetzern des epischen Gesanges ohne scharfe Scheidung angewendet und allmählich zu zwei gleichbedeutenden, d. h. gleich bedeutungslosen Benennungen sämtlicher Griechen ausgeweitet. Nur in dem Verse des Schiffskataloges, der die Unterthanen des Achilleus angiebt (*B* 684):

Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί,

könnte sich eine Erinnerung an den ursprünglichen Sinn erhalten haben. Aber beweisen würde dieses Beispiel allein noch nichts; die Entscheidung liegt in dem Thatbestande, den die spätere Zeit aufweist.

So weit wäre alles in Ordnung: Achill ist ein Achäer und dieser Stamm ist ebenso wie der Held in Thessalien zu Hause, wo man noch ums Jahr 200 v. Chr. äolisch redete, also die Mundart, in der seine Thaten zuerst besungen worden waren. Aber die Übereinstimmung ist nur scheinbar. Gerade aus dem Teile Thessaliens, der die Wohnsitze der Myrmidonen umfaßte, aus der Phthiotis, ist bisjetzt keine einzige Inschrift in einheimischem, d. h. äolischem Dialekt bekannt geworden. Und das ist um so auffallender, weil die Bewohner dieses Gebietes sich der fremden Eroberung gegenüber kraftvoller behauptet hatten als die der nördlichen Landstriche; Herodot nennt (VII 132) unter den Völkerschaften, welche dem Xerxes Erde und Wasser auslieferten, die phthiotischen Achäer (Ἀχαιοὶ οἱ Φθιῶται) ebenso wie die Doloper, Perrhäber, Magneten u. a. als selbständige Gemeinde neben den Thessalern. Wenn also in der Peneios-Ebene die Überlegenheit der altererbten Kultur so stark war, daß die Thessaler, als sie das Land eroberten, ihre eigene nordwestgriechische Sprache aufgaben und die äolische Mundart der Unterworfenen nahezu unverändert zu der ihrigen machten, so müßte man vollends erwarten, daß in dem nicht unterworfenen südlichen Teile des Landes die frühere Sprache unversehrt geblieben wäre. Dazu kommt, daß auch die peloponnesischen und italischen Achäer, wie wir aus den Inschriften sehen, nicht äolisch gesprochen, sondern sich einer Mundart bedient haben, die den nordwestgriechischen Dialekten (Lokrisch, Phokisch, Delphisch) verwandt war. Aus beiden Thatsachen scheint sich der Schluß zu ergeben, daß auch Achill und die Seinen nicht äolisch gesprochen haben können.

Diesen Schluß will nun doch wohl niemand ziehen; denn er würde dem, was wir aus dem Epos gelernt haben, gar zu sehr widersprechen. Aber dann bleibt hier ein ungelöstes Rätsel, und es ist ein Verdienst von Ed. Meyer, diese peinliche Wahrheit kräftig hervorgehoben zu haben (GA. II § 50). Andrerseits fehlt es doch nicht an Anhaltspunkten für die Hoffnung, daß unsere Erkenntnis in Zukunft einmal weiter reichen werde. Der Brücke allerdings möchte ich nicht trauen, die Fick (Ilias S. 561) zu schlagen versucht hat mit der Vermutung, daß der Name Αἰολεῖς sprachlich aus dem der Achäer abgeleitet sei durch die Zwischenstufe (der zu Ἀχ–αιϝός gebildeten Koseform Αἴϝολος.

Solche Etymologie ist im besten Falle nicht unmöglich, bleibt also lieber außer Rechnung; auch würde sie nur den Unterschied der Namen ausgleichen, den der Sprache bestehen lassen. Aber eben dieser ist nur scheinbar. In meinem Delectus habe ich bereits (zu Kap. XIX) darauf hingewiesen, daß wir altertümliche phthiotische Inschriften überhaupt nicht besitzen und daß mindestens einige der Urkunden dieses Gebietes unter der Herrschaft des ätolischen Bundes geschrieben sind, daher naturgemäß die Sprache des regierenden Stammes zeigen. Wir sind also über den einheimischen Dialekt, der in dieser Landschaft in historischer Zeit gesprochen wurde, so gut wie gar nicht unterrichtet und können heute oder morgen durch den Fund einer Inschrift überrascht werden, die uns über ihn ebenso erfreulich aufklärt wie vor zwölf Jahren über den nordthessalischen die Tafel von Larissa. Einstweilen konstatiere ich noch einmal, daß der Gebrauch der Patronymika auf einzelnen phthiotischen Steinen (᾿Αμύνανδρος Μαχάειος Del.² 388 = GDI. 1453; Φυλίκα Εὐβιοτεία Del.² 390 = GDI. 1460) Verwandtschaft mit der nordthessalischen Sprechweise verrät. Fick hat zwar angenommen, Amynander sei von Herkunft ein Nordthessaler gewesen und der Grabstein der Phylika gehöre nicht nach Pteleon, wo er gefunden ist, sondern nach dem benachbarten Alos, das eine Zeit lang unter pharsalischer Oberhoheit gestanden habe: aber zu beiden Konjekturen hat ihn nur eben die Form der Patronymika veranlaßt. Vorsichtiger ist es doch wohl sie als phthiotisch gelten zu lassen und darin eine Spur der einheimischen Mundart zu sehen. Daß diese mit der von Pharsalos, Larissa, Krannon auch in geschichtlicher Zeit übereingestimmt habe, wird dadurch noch mehr wahrscheinlich.

Die Möglichkeit wenigstens giebt auch Ed. Meyer zu, wogegen er den Gedanken, auch den peloponnesischen und italischen Achäern einen ursprünglich äolischen Dialekt zu vindicieren, entschieden ablehnt. Hier liegt die Sache in der That etwas anders. Zwar ist auch aus diesen Gebieten das inschriftliche Material, das wir besitzen, kümmerlich[38]; aber es reicht doch aus, um erkennen zu lassen, was schon erwähnt wurde,

38) In meinem Delectus (1883) Nr. 266—279; mehr GDI. 1599—1682, von Otto Hoffmann bearbeitet. Vgl. dazu meine Anzeige in der Wochenschr. für klass. Philol. 1891 Sp. 395.

daß der Dialekt von dem lesbischen und thessalischen sehr verschieden, dagegen den Mundarten der nordwestlichen Gruppe (Lokrisch, Phokisch, Ätolisch) ähnlich ist. Dies hat auch Otto Hoffmann (Griech. Dial. I [1891] S. 10) anerkannt; aber er meint, die Thatsache lasse sich daraus erklären, daß die Stämme, welche von Norden kommend den Peloponnes eroberten, hier nicht, wie in Thessalien, ihre Mundart der einheimischen zu Liebe aufgaben, sondern sie behaupteten und nur in geringem Grade mit solchen Elementen mischten, die sie aus der Sprachgewohnheit der älteren Bewohner des Landes annahmen. Hoffmann kann sich hierfür auf ein Zeugnis Strabons berufen, der über die Sprachverhältnisse auf dem Peloponnes berichtet (VIII, 1, 2; p. 333): καὶ οἱ ἐντὸς (Ἰσθμοῦ) Αἰολεῖς πρότερον ἦσαν, εἶτ' ἐμίχθησαν, Ἰώνων μὲν ἐκ τῆς Ἀττικῆς τὸν Αἰγιαλὸν κατασχόντων, τῶν δ' Ἡρακλειδῶν τοὺς Δωριέας καταγαγόντων, ὑφ' ὧν τά τε Μέγαρα ᾠκίσθη καὶ πολλαὶ τῶν ἐν τῇ Πελοποννήσῳ πόλεων. οἱ μὲν οὖν Ἴωνες ἐξέπεσον πάλιν ταχέως ὑπὸ Ἀχαιῶν, Αἰολικοῦ ἔθνους· ἐλείφθη δ' ἐν τῇ Πελοποννήσῳ τὰ δύο ἔθνη, τό τε Αἰολικὸν καὶ τὸ Δωρικόν· ὅσοι μὲν οὖν ἧττον τοῖς Δωριεῦσιν ἐπεπλέκοντο — καθάπερ συνέβη τοῖς τε Ἀρκάσι καὶ τοῖς Ἠλείοις . . . — οὗτοι Αἰολιστὶ διελέχθησαν, οἱ δ' ἄλλοι μικτῇ τινι ἐχρήσαντο ἐξ ἀμφοῖν, οἱ μὲν μᾶλλον οἱ δ' ἧττον αἰολίζοντες· σχεδὸν δ' ἔτι καὶ νῦν κατὰ πόλεις ἄλλοι ἄλλως διαλέγονται, δοκοῦσι δὲ δωρίζειν ἅπαντες διὰ τὴν συμβᾶσαν ἐπικράτειαν. Indem er ausdrücklich nur die Eleer und Arkader ausnimmt und von allen andern sagt, daß sie einen aus Dorisch und Äolisch gemischten, überwiegend aber dorischen Dialekt gesprochen hätten, rechnet Strabon offenbar auch die Achäer zu denjenigen, deren Mundart einen starken Einfluß durch die Einwanderer erfahren habe. Ob er recht thut diese alle insgesamt als Dorier, die älteren Einwohner ebenso unterschiedslos als Äoler zu bezeichnen, ist allerdings die Frage [39]; aber daß eine

---

39) Hoffmann bejaht sie schlechthin und schafft sich damit zwei große Sammeldialekte: Dorisch und Äolisch oder, wie er nun dafür einsetzt, Achäisch. Meine Bedenken gegen die Ausdehnung, die er dem Namen »Dorisch« giebt, habe ich schon früher (Wochenschr. für klass. Philol. 1889 Sp. 733 ff.) geltend gemacht; noch weniger glücklich ist die Art, wie er den der Achäer verwertet. Er scheidet nordachäische und südachäische Dialekte und weist der ersten Gruppe das Thessalische und Lesbische, der andern das Arkadische und Kyprische zu, vier Mundarten über die wir zum Glück

Mischung stattgefunden hatte, wird er oder sein Vorgänger in dieser Untersuchung richtig erkannt haben. Wir selbst müßten es vermuten, wenn nichts davon überliefert wäre. Denn im Grunde ist doch das was sich in Thessalien vollzogen hat das Auffallende und Ungewöhnliche; gleich diejenige Mundart, die räumlich und verwandtschaftlich der thessalischen besonders nahe steht, die böotische, zeigt ein anderes Verhältnis. Hier ist die einheimische Sprache »fast spurlos in die der Einwanderer »aufgegangen; nur die lautliche Zersetzung legt von der Mischung »mit achäischen und äolischen Elementen Zeugnis ab«: so urteilte vor zwölf Jahren Wilamowitz [40]), und seitdem ist diese Ansicht wohl zu allgemeiner Geltung gelangt. Was aber für Böotien nachgewiesen und zugegeben ist, kann für Achaja im Princip nicht bestritten werden: so gut wie die älteren Einwohner der einen Landschaft können auch die der anderen äolisch geredet haben. Nur die Art, wie sich hier der Wandel vollzogen hat, ist uns bisjetzt verborgen; und sie bildet eigentlich den Gegenstand des Problemes, an das wir durch Ed. Meyer erinnert worden sind.

2. Wir haben gesehen: die Thatsache, daß Achill im südlichen Thessalien zu Hause ist, verträgt sich sehr gut mit der anderen, daß die epische Dichtung in äolischer Sprache begonnen hat; und beide zusammen nötigen uns daran festzuhalten, daß der Sohn der Thetis zu den ursprünglichen Gestalten der Heldensage gehört. Aber wenn wir es ablehnten Agamemnon für älter zu halten, weil beide unlösbar mit einander verbunden sind, müßte dann nicht auch Agamemnon ein Thessaler sein? und er stammt doch aus dem Peloponnes! er herrscht in Mykene, sein Bruder in Sparta, ihre Mannen sind die Argeier. Der Name

---

ziemlich gut Bescheid wissen, während wir vom Achäischen nur ganz wenig kennen. Dieser Begriff war also so ungeeignet wie möglich, den anderen übergeordnet zu werden und für die Gruppierung der griechischen Dialekte eine konstitutive Rolle zu übernehmen. Man müßte denn seinen Vorzug eben darin finden, daß ihm die charakteristischen Merkmale fehlen; jedenfalls verdankt es Hoffmann nur diesem Mangel, daß es ihm gelungen ist, zwei so gründlich verschiedene Arten wie Arkadisch-Kyprisch einerseits und Lesbisch-Thessalisch andrerseits unter eine gemeinsame Gattung zu bringen.

40) In seiner Besprechung der zweiten Auflage meines Delectus, Zeitschr. für Gymnasialw. 38 (1884) S. 113. 115.

bezeichnet zwar bei Homer, ebenso wie der vorher besprochene, alle Griechen; aber das ist eine poetische Übertragung, von rechtswegen kam er nur den Bewohnern von Argolis zu.

Alle diese Bedenken sind mit einem Schlage gehoben, wenn wir der glänzenden Vermutung nachgeben, die zuerst von Busolt (GrG. I² S. 223), dann wieder von Beloch (GrG. I S. 157) ausgesprochen worden ist, daß die homerischen Dichter ursprünglich unter Argos nur das thessalische verstanden haben. Ist dies richtig, so war auch Agamemnon der echten Sage nach ein thessalischer Fürst und ist erst in späterer Zeit, als die Pflege des epischen Gesanges bereits auf die Ionier übergegangen war, nach dem Peloponnes versetzt und zum König von Mykene gemacht worden.

Der Gedanke ist so kühn und führt zu so weitreichenden Konsequenzen, daß wir ihn mit großer Vorsicht aufnehmen müssen. Aber er hält der strengsten Prüfung stand. Die Erwägungen, auf denen er beruht, lassen sich in vier Punkte zusammenfassen. Der erste Grund ist sprachgeschichtlicher Art: wenn Agamemnon ebenso wie Achill dem frühesten Bestande der Sage angehört, so muß er wie dieser aus einer Landschaft stammen, in der äolisch gesprochen wurde; und zwar nicht äolisch in dem weiten Sinne, den die Alten dem Wort gegeben haben, wo der Name das Eleische und Arkadische mit umfaßt, sondern lesbisch-äolisch. Dies war, wie die Inschriften lehren, die Sprache der Ureinwohner von Thessalien; daß es im Peloponnes jemals geherrscht habe, wird von niemandem auch nur behauptet. — Zweitens: Agamemnon ist mit seiner Flotte von Aulis ausgefahren; auch dies weist ihn in die nördlichen Gegenden, wo in ältester Zeit die Stämme saßen, von denen die äolischen Kolonieen im nördlichen Teil der kleinasiatischen Westküste gegründet worden sind. Er ist in der Sage von vornherein mit Achilleus verbunden; seine Argeier sind die Genossen der von jenem geführten Achäer; beide Stammnamen werden beliebig mit einander vertauscht, und jeder von ihnen ist geeignet die Heerscharen zu benennen die vor Troja kämpfen: also müssen Argeier und Achäer Nachbarn gewesen sein. — Eine dritte Spur der richtigen Bedeutung von Ἄργος liegt in dem Beiwort ἱππόβοτον. Beloch erinnert daran, daß das peloponnesische Argos noch im 5. Jahrhundert v. Chr. keine Reiterei

besessen hat; nirgends in der Geschichte spielen argivische Reiter eine Rolle: die Bedeutung der thessalischen Ritterschaft braucht nur erwähnt zu werden. Neumann hat in seiner »Physikalischen Geographie von Griechenland« zwar an der Vorstellung des »rossenährenden Argos« keinen Anstoß genommen (S. 405); aber die Beschreibung, die er selbst (S. 179) von der Bodengestalt der Argolis giebt, läßt uns nicht zweifeln, daß jenes Epitheton nicht hier sondern in der Peneios-Ebene entstanden ist. — Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Thatsache eines Irrtums in dem Gebrauch, den Homer vom Namen Ἄργος macht, bereits feststeht. Daran nämlich wird doch niemand zweifeln, daß in der Verbindung καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος Hellas die Landschaft um Phthia, Argos die benachbarte Centralebene Thessaliens ist; diese Formel aber ist in der Odyssee ohne Bewußtsein ihres eigentlichen Sinnes gebraucht. Denn wenn Penelope klagt (α 343 f.):

> τοίην γὰρ κεφαλὴν ποθέω μεμνημένη αἰεὶ
> ἀνδρός, τοῦ κλέος εὐρὺ καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,

so denkt sie natürlich nicht an Thessalien; sondern der Dichter hat ihr diesen Ausdruck in den Mund gelegt, weil er selbst ihn als einen festgeprägten überkommen hatte. Entstanden sein muß er in einer Zeit, wo Hellas und Argos zusammengenommen das Gebiet ausmachten, das alle Vorstellungen und Interessen der Sänger umfaßte und für sie wie für ihr Publikum die Welt bedeutete. Noch weiter vom Ursprung entfernt als an der angeführten Stelle ist der Sinn der Worte in dem Anerbieten, das Menelaos dem Telemach macht (ο 80 f.):

> εἰ δ' ἐθέλεις τραφθῆναι ἀν' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος,
> ὄφρα τοι αὐτὸς ἕπωμαι, ὑποζεύξω δέ τοι ἵππους.

Hier wissen sich die Herausgeber nicht anders zu helfen als daß sie sagen, Ἄργος sei der ganze Peloponnes. Aber obwohl dies auch anderwärts, wie wir sehen werden, der Fall ist, so kann es doch jedenfalls in der Verbindung mit Ἑλλάς nicht das ursprüngliche sein, sondern muß auf einem Mißverständnis beruhen. Ein solches liegt also unter allen Umständen vor; wir haben nur zu fragen, wie weit es sich erstreckt und auf welchem Wege es sich entwickelt hat.

Strabon erklärt (V 2, 4; p. 221): τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἡ Θετταλία λέγεται, τὸ μεταξὺ τῶν ἐκβολῶν τοῦ Πηνειοῦ καὶ τῶν Θερμοπυλῶν ἕως τῆς ὀρεινῆς τῆς κατὰ Πίνδον, διὰ τὸ ἐπάρξαι τῶν τόπων τούτων τοὺς Πελασγούς. Und über die Doppelheit der Bedeutung sagt er (VIII 6, 5; p. 369 f.): τὴν ὁμωνυμίαν τοῖς ἐπιθέτοις διαστέλλεται, τὴν μὲν Θετταλίαν Πελασγικὸν Ἄργος καλῶν (»νῦν αὖ τούς, ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον«), τὴν δὲ Πελοπόννησον (»εἰ δέ κεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαιικόν« — »ἦ οὐκ Ἄργεος ἦεν Ἀχαιικοῦ«) σημαίνων ἐνταῦθα, ὅτι καὶ Ἀχαιοὶ ἰδίως ὠνομάζοντο οἱ Πελοποννήσιοι κατ' ἄλλην σημασίαν. Ἴασόν τε Ἄργος τὴν Πελοπόννησον λέγει· »εἰ πάντες σε ἴδοιεν ἀν' Ἴασον Ἄργος Ἀχαιοί« [σ 246], τὴν Πηνελόπην, ὅτι πλείους ἂν λάβοι μνηστῆρας· οὐ γὰρ τοὺς ἐξ ὅλης τῆς Ἑλλάδος εἰκός, ἀλλὰ τοὺς ἐγγύς. ἱππόβοτον δὲ καὶ ἵππιον κοινῶς εἴρηκε. Wenn hier das »achäische Argos« auf die Inachos-Ebene gedeutet wird, so brauchen wir uns dadurch nicht bestimmen zu lassen. Strabon stand natürlich wie das ganze Altertum unter dem Banne der durch das Epos überlieferten Anschauung, daß in Argolis, Lakonien und Messenien Achäer gewohnt hätten, die Völker der Atriden und des Nestor; und wenn wir jetzt versuchen uns von dieser Anschauung frei zu machen, so dürfen wir nicht aus ihr selbst Entscheidungsgründe holen. Nach dem, was wir vorher über die Achäer erkannt haben, können wir nicht zweifeln, daß mit Ἄργος Ἀχαιικόν ursprünglich die Ebene von Thessalien gemeint war, wozu auch der Beiname οὖθαρ ἀρούρης besser paßt als zu der von Gebirgen eingeengten Landschaft im Peloponnes. Für den ganzen Gebrauch des Wortes bei Homer gewinnen wir nun folgende Abstufung.

1) Ausgesprochenermaßen ist Thessalien gemeint *B* 681, wo die Abgrenzung der Mannen des Achilleus mit den Worten beginnt: νῦν αὖ τούς, ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον. Die Beziehung auf Thessalien ist nicht ausgesprochen aber durch den Zusammenhang dringend nahe gelegt *T* 329. *ω* 37, wo Achills Heimat als Ἄργος bezeichnet wird.

2) Wo Ἄργος innerhalb einer formelhaften Wendung die Heimat sämtlicher Griechen bezeichnet, sind doch manchmal die Epitheta der Art, daß man noch erkennt, wie damit eigentlich etwas andres gemeint war. Dahin

gehören die ganzen Verse *I* 141. 283: εἰ δέ κεν Ἄργος ἱκοίμεθ' Ἀχαιικόν, οὖθαρ ἀρούρης, und *Γ* 75. 258: Ἄργος ἐς ἱππόβοτον καὶ Ἀχαιίδα καλλιγύναικα. Auch wo bloß ἱππόβοτον neben dem Namen steht, *B* 287. *I* 246, erkennen wir noch eine Spur des echten Sinnes.

3) Weiter wird dann Ἄργος ohne charakterisierenden Zusatz als unbestimmter Ausdruck für Griechenland gebraucht: Paris hat Helena und viele Schätze ἐξ Ἄργεος geraubt *H* 363, die Griechen haben vor der Abfahrt zu Zeus gebetet ἐν Ἄργεϊ πολυπύρῳ *O* 372; jetzt droht die Gefahr νωνύμνους ἀπολέσθαι ἀπ' Ἄργεος ἐνθάδ' Ἀχαιούς *M* 70. *N* 227. *Ξ* 70; aber nur Feiglinge können wünschen πρὶν Ἄργοσδ' ἰέναι (*B* 348), bevor klar entschieden ist ob Zeus sein Versprechen nicht halten will. Hermes verspricht dem Priamos: σοὶ δ' ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν Ἄργος ἱκοίμην *Ω* 437.

Zweifelhaft ist *Z* 456, wo Hektor sich ausmalt, wie einst seine Gattin ἐν Ἄργει ἐοῦσα als Gefangene wird Wasser tragen müssen Μεσσηίδος ἢ Ὑπερείης. Wenn wir den Pharsaliern (bei Strabon IX 5, 6; p. 432) glauben, so lagen beide Quellen nicht weit von ihrer Stadt; und eine Quelle Ὑπέρεια in Thessalien wird *B* 734 erwähnt: also dachte hier vielleicht der Dichter bei Ἄργος deutlich an das thessalische. Aber Pausanias (III 20, 1) kennt auch eine Quelle Μεσσηίς bei Therapne in Lakonien; wenn diese gemeint ist, so ist Ἄργος auch hier allgemein »Griechenland«.

4) Als Heimat Agamemnons im besonderen wird Ἄργος erwähnt *Δ* 30. B 115. *I* 22. *N* 379. Die Verfasser dieser Stellen haben sicher schon bloß an das peloponnesische gedacht. Besonders deutlich ist dies *Δ* 171 durch das Epitheton πολυδίψιον, das auf die thessalische Ebene gar nicht paßt. Daneben wird aber das konventionelle ἱππόβοτον weiter gebraucht *γ* 263, wo es von Ägisthos heißt, daß er μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο geblieben sei, während andere nach Troja zogen.

5) Zweimal wird Ἄργος mit anderen peloponnesischen Städten zusammen genannt: mit Sparta und Mykene *Δ* 52, mit Pylos und Mykene *φ* 108. Auch diese beiden

Stellen zeigen, wie die der vorigen Gruppe, eine mißverständliche Anwendung, insofern sie dasjenige Argos, das für den Vorstellungskreis der Ilias einer der wichtigsten Orte war, in den Peloponnes versetzen.

6) Etwas anders zu beurteilen sind die Beziehungen, in denen Sisyphos und Melampus zu Argos stehen. Von ersterem heißt es *Z* 152, er habe in Ephyra gewohnt μυχῷ Ἄργεος ἱπποβότοιο; daß unter Ephyra nicht Korinth sondern eine Burg im innersten Winkel des Inachos-Thales zu verstehen sei, hat neuerdings Bethe (Theban. Heldenl. 182) wahrscheinlich gemacht. Wenn Melampus von Pylos nach Argos ausgewandert ist (*o* 226. 239) und sein Urenkel nun von dort nach Pylos flieht (*o* 224), so ist natürlich das peloponnesische Argos gemeint, obwohl es wieder ἱππόβοτον genannt wird (239. 274). Aber das Geschlecht des Sisyphos sowohl wie das des Melampus stammt aus Thessalien (Apollodor I 7, 3 und I 9, 11); und so wäre es doch möglich, daß auch hier der zweideutige Name zu einer Übertragung den Anlaß gegeben hätte, die diesmal nicht in der einfachen Identificierung zweier Örtlichkeiten sondern in der Annahme von Auswanderungen ihren Ausdruck gefunden haben würde.

7) Dagegen gehört dem Peloponnes von rechtswegen an Argos als Heimat des Diomedes (*B* 559. *Z* 224. *Ξ* 119. *γ* 180), des Herakles (Ἄργος ἐς ἱππόβοτον *O* 30) und des Eurystheus (Ἄργος Ἀχαιικόν *T* 115), wobei es nicht überraschen kann, daß ihm hier und da die alten, aus Thessalien mitgebrachten Epitheta irrtümlich beigelegt werden.

8) Die Vorstellung von dem großen Reiche Agamemnons führte zu einer Ausdehnung des Begriffes: er hat von Thyestes die Herrschaft geerbt, πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν *B* 108. Hier scheint, während *B* 569 ff. das beherrschte Gebiet genauer begrenzt wird, πᾶν Ἄργος den ganzen Peloponnes zu bedeuten. Und in diesem Sinne steht dann der Name in der Odyssee öfter: Telemach fragt, ob Menelaos nicht im achäischen Argos gewesen sei, als sein Bruder ermordet wurde

(γ 251); Menelaos erzählt, er habe den Wunsch gehabt den Odysseus in Argos anzusiedeln (δ 174); ihm selber ist es nicht bestimmt Ἄργει ἐν ἱπποβότῳ θανέειν δ 562. Danach ist auch wohl δ 99 der Peloponnes gemeint, wo Menelaos derer gedenkt, die Τροίῃ ἐν εὐρείῃ ἑκὰς Ἄργεος ἱπποβότοιο gefallen sind.

9) Endlich hat man nun diese spät abgeleitete Bedeutung in die alte Formel Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος hineingetragen (α 344. δ 726. 816. ο 80), von der schon oben die Rede war. Und dasselbe möchte ich vermuten für Ἴασον Ἄργος σ 246. Dem Zusammenhange nach müßte es wie α 344 der Peloponnes sein; aber das Epitheton ist unerklärt und war schon den Alten dunkel: so scheint es aus älterer Zeit und fremder Gegend hierher verschlagen zu sein, ähnlich wie anderwärts Ἀχαιικόν und ἱππόβοτον.

Durch diese Übersicht sämtlicher Stellen, an denen Ἄργος bei Homer genannt wird, hat hoffentlich der vorher geführte Beweis an Wirksamkeit gewonnen; man kann noch mit Augen sehen, wie der Gebrauch durch Verallgemeinerung, Vermischung, Übertragung allmählich sich wandelt. Nur danach könnte jemand fragen, ob denn die kleinasiatischen Griechen so wenig von den Verhältnissen des Mutterlandes wußten, daß sie zwei gleichnamige Landschaften, die weit getrennt lagen und nichts mit einander zu thun hatten, vermengen konnten. Darauf antwortet Beloch (S. 157): »In der Zeit, als in Ionien das Epos sich »bildete, überstrahlte das peloponnesische Argos alle anderen »Teile der griechischen Halbinsel; und die Dichter mußten in- »folgedessen von selbst dahin kommen, den Herrschersitz des »mächtigen Völkergebieters von Thessalien nach dem Peloponnes »zu verlegen.« Ganz erledigt ist damit die Sache doch nicht; zu der Zeit, als »das Epos sich bildete«, war es ja in den Händen der Äoler, die selber aus Thessalien stammten und ihre heimischen Erinnerungen mit großer Treue bewahrten. Erst als die Pflege der Kunst an einen fremden Stamm, den ionischen, überging, konnte der Irrtum entstehen. Da lag er aber auch wirklich sehr nahe. Die Ionier machten später als die Äoler den Weg über das ägäische Meer; ihr Zug ging von Attika aus, ein

Teil von ihnen hatte im Peloponnes[41]), um Epidauros und an der Küste des korinthischen Meerbusens, gewohnt: für alle diese war Argos im Inachos-Thal eine vertraute und leibhafte Anschauung, das thessalische höchstens ein unklarer Begriff. Als sie nun in Asien Lieder kennen lernten, in denen Argos und die Ruhmesthaten der Argeier verherrlicht wurden, da machte es sich von selbst, daß sie dabei an Land und Leute in ihrer früheren Heimat dachten; und als sie selbst die alte äolische Dichtung aufnahmen und erweiterten, konnte es nicht ausbleiben, daß das Mißverständnis fortwucherte und zu Neubildungen den Stoff gab. So wurde, da Diomedes als Herr des peloponnesischen Argos für die Peloponnesier feststand, Agamemnon zum Könige von Mykene; Menelaos mußte in seiner Nähe bleiben und wurde in Sparta angesiedelt. Diese Vorstellung herrschte in der ganzen ionischen Periode des Epos; sie drang, indem die älteren Sagen von Mund zu Munde weitergegeben wurden, mehr und mehr auch in diese ein, während umgekehrt manche Epitheta und Wortverbindungen, die der Sache nach nur für das thessalische Argos paßten, gewohnheitsmäßig auch in den neu hinzugedichteten Teilen beibehalten wurden. Die altertümliche Formel καθ' Ἑλλάδα καὶ μέσον Ἄργος fehlt in der Ilias: erst in jungen Partien der Odyssee taucht sie auf, von vornherein in einer Anwendung, die zeigt, daß man sie nicht mehr richtig verstand. Daher würde es auch hier eine vergebliche Hoffnung sein, nach dem einen Merkmal »echte« und »unechte« Stücke zu sondern; allzu mannigfaltig sind die Schichten in einander verwachsen. Nur in den Hauptzügen läßt sich die Entwickelung des Irrtums darstellen.

Für Argos ist dies geschehen; aber wie steht es mit Mykene und Sparta, wie mit Pylos? Mit ein paar Worten wenigstens müssen die Folgerungen angedeutet werden, die sich aus der neugewonnenen Ansicht für alle diese Orte ergeben. Zunächst macht es der Inhalt der Ilias nicht schwer Agamemnons Beziehung zu Mykene als eine sekundäre zu betrachten. In seiner ἀριστεία heißt es (Λ 45 f.):

— — ἔπι δ' ἐγδούπησαν Ἀθηναίη τε καὶ Ἥρη,
τιμῶσαι βασιλῆα πολυχρύσοιο Μυκήνης.

---

41) Busolt, GrG. I² S. 286. Beloch, GrG. I S. 54 f. Ed. Meyer, GA. II § 128. Vgl. oben S. 128.

Alle übrigen Stellen, an denen Mykene vorkommt, gehören Teilen der Ilias an, über deren relativ späte Entstehung so ziemlich Einstimmigkeit herrscht: eine steht in der πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα (*I* 44), die andere (*B* 569. *Δ* 52. 376. *H* 180) innerhalb des Stückes, das seit Grote als Eindichtung in den ursprünglichen Bestand des Epos angesehen werden darf, also an sich schon mit Wahrscheinlichkeit der ionischen Periode zufällt. Dahin gehört denn auch der »Mykenäer« Periphetes (*O* 638), der dem Troer Periphetes (*Ξ* 515) nachbenannt zu sein scheint und in der ganzen Ilias die einzige Gelegenheit bietet, bei der ein Kontingent der Μυκηναῖοι (*O* 643) im Heere angenommen wird. — Noch weniger befestigt im älteren Epos ist Menelaos' Zusammenhang mit der Eurotas-Landschaft: Λακεδαίμων und Σπάρτη werden im Schiffskatalog (*B* 581 f.) genannt, um sein Herrschaftsgebiet zu bezeichnen, außerdem Sparta nur noch einmal (*Δ* 52) mit Argos und Mykene zusammen als eine der Götterkönigin besonders liebe Stadt; Lakedämon als Heimat der Helena und der Dioskuren ein paarmal, in der Teichoskopie und in der nachher folgenden Scene zwischen Helena und Paris (*Γ* 239. 244. 387. 443). — Minder einfach liegt die Sache für Nestor. Niese hat es (EHP. 116 f.) glaublich zu machen gesucht, daß er »nicht zu den ursprünglichen Personen der Ilias gehörte«, vielmehr erst nachträglich eingefügt wurde, weil »in den Städten Ioniens sich das königliche Geschlecht von ihm ableitete«; es sei ja doch »unzweifelhaft, daß die homerischen Gedichte in Ionien ausge»bildet sind und die Sänger an den Fürstenhöfen Ioniens ihre »erste Anregung fanden«. Beloch (GrG. I S. 131) scheint geneigt sich dieser Hypothese anzuschließen. Aber sie wird nur einem Teil der Thatsachen gerecht. Freilich sehen wir, wie Nestor in jüngeren Partien des Epos allmählich an Bedeutung gewinnt; doch daraus folgt noch nicht, daß er ihm früher einmal ganz gefehlt habe. Und völlig entschieden wird die Frage dadurch, daß bei ihm wie bei Agamemnon, nur in etwas anderer Weise, ein noch deutlich erkennbarer Wechsel der Heimat stattgefunden hat. Nestor herrscht zwar in Pylos, und diese Stadt und ihre Bewohner spielen in der Ilias schon eine merkbar größere Rolle als Mykene und Sparta; aber er heißt gewöhnlich doch der »gerenische Reisige«, und in dieser Benennung zeigt schon der nominativische Gebrauch des erstarrten Vokativs ἱππότα, daß sie

sehr altertümlich ist. Sie war denn auch schon zur Zeit der jüngeren epischen Dichter unverstanden. Hesiod erzählte in den Katalogen (Schol. A zu *B* 336 und Steph. Byz. unter Γερηνία), Nestor sei παρ' ἱπποδάμοισι Γερήνοις auferzogen worden; davon leitete man den Beinamen ab und fand den Wohnsitz der Γέρηνοι in der Stadt Γερηνία am messenischen Meerbusen. Aber das ist ein nachträglicher Deutungsversuch, der von vornherein vielfach angezweifelt wurde. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Γερηνία nach dem Beinamen Nestors spät erst benannt worden ist; denn daß der Name der Stadt nicht altererbt war, verrät die bei Strabon (VIII 4, 5; p. 360) erhaltene Vermutung, daß sie mit dem homerischen Ἐνόπη (*I* 150) identisch sei. Wir sind also genötigt den Ursprung des Epithetons Γερήνιος in die älteste Periode des Heldengesanges zu verlegen, deren Vorstellungs- und Wortschatz von den ionischen Fortsetzern nicht mehr durchweg verstanden wurde. Auch Niese und Beloch würden dies erkannt haben, wenn sie es nicht unterlassen hätten auf die Schichtung der Dialekte im Epos zu achten und aus ihr die beiden Hauptstufen der Entwickelung, eine äolische und eine ionische, zu erschließen. Ed. Meyer, dem diese Anschauung mehr lebendig geworden ist, hat denn auch über Nestor richtiger geurteilt. Ob seine Vermutung zutrifft (§ 157 A), daß Γερήνιος »vielleicht mit dem Ort Γέρην auf Lesbos zusammenhänge«, mag dahingestellt bleiben; viel wesentlicher ist die Einsicht, daß Nestor (§ 261) »äolischen Ursprungs« und erst später zu einem ionischen Nationalhelden geworden ist. Nur darin irrt Meyer, daß er den Vorschlag macht, Nestor seiner Herkunft nach nicht nur von Pylos sondern auch von seinem Vater Neleus zu trennen, und es für wahrscheinlich hält, daß Neleus und die Neliden von alters her mit Pylos verknüpft gewesen seien. Vielmehr stammt auch Neleus aus Thessalien: er ist ein Sohn des Flußgottes Enipeus und durch seine Mutter ein Enkel des Salmoneus (λ 235 ff.); sein Bruder Pelias herrscht in Iolkos (λ 256), von wo er ihn selbst erst vertrieben hat (Diodor IV 68). Zu diesen Zügen, in denen die Sage den Gedanken an die eigentliche Heimat des Neleus festgehalten hat, stimmen sprachliche Thatsachen: Nestors Patronymikon Νηλήιος ist altäolische oder thessalische Bildung und, das allerwichtigste, Νηλεύς ist ein äolischer Name, dessen ionische Form Νείλεως lautet (z.B. Herodot IX, 97; Νε[ιλ]εύς

Marm. Par. 42). Also gehören ebenso wie Nestor auch Neleus und die Neliden von rechtswegen nach Thessalien und sind erst von den ionischen Fortpflanzern des Epos, im Zusammenhange der Umdeutungen zu denen das mißverstandene Ἄργος den Anlaß gab, nach dem Peloponnes und zwar nach Pylos versetzt worden.

Man erschrickt beinahe, wenn man die Konsequenzen der neuen Erkenntnis weiter ausdenkt. Das nächste Resultat zwar ist ein erwünschtes, positives: ein neues Merkmal für den großen Abstand, der die beiden Epen von einander trennt. Wir haben vorher gesehen, daß eine der Voraussetzungen auf denen die Odyssee beruht, der Fall Trojas, dem älteren Epos noch fremd ist, nur hier und da andeutungsweise in ihm auftaucht; etwas ähnliches wiederholt sich jetzt. Stärkere Spuren der ursprünglichen Stellung, welche Agamemnon und die Argeier in der Sage einnahmen, daß sie auf thessalischem Boden standen und dem Peloponnes fremd waren, lassen sich nur in der Ilias aufdecken; in der Odyssee ist der Widerspruch zwischen der echten und der irrtümlichen Vorstellung überwunden, diese letztere zu völliger Herrschaft durchgedrungen. Man vergleiche nur die flüchtige Erwähnung, die Mykene und Sparta in der Ilias finden, mit dem viel klareren Bilde, das der Dichter der Telemachie, wenn er auch den Taygetos ignoriert, von der peloponnesischen Heimat der Helden hat: durchaus sachgemäß beschreibt er (*ο* 297 ff.) Telemachs Fahrt von Pylos nach Hause, mit geographischer Genauigkeit den Weg, den Nestor, Diomedes und Menelaos von Ilios her über das Meer zurückgelegt haben (*γ* 174 ff. 276 ff.). Aber wenn wir mit unserer Betrachtung über die Odyssee hinausgehen und uns der geschichtlichen Zeit nähern, so wird die Wirkung dessen, was wir gefunden haben, eine geradezu verheerende. Denn die Anschauung, welche Homer von den Besitz- und Bevölkerungsverhältnissen auf dem Peloponnes giebt, bildet die Grundlage, auf der alle späteren Darstellungen griechischer Dichter und Geschichtschreiber beruhen; sie war im Altertum und ist noch jetzt der wichtigste Grund für den Glauben an eine dorische Wanderung. Wenn es nun aber garnicht wahr ist, daß im heroischen Zeitalter Argolis, Lakonien und Messenien von Achäern bewohnt waren, wozu brauchen wir dann anzunehmen, daß nachher eine allgemeine

Verschiebung der Völker stattgefunden hat? Jedenfalls ist der negativen Kritik, die Beloch an den überlieferten Berichten über die Wanderung geübt hat, ihre Arbeit jetzt wesentlich erleichtert; wer ihm gegenüber die Tradition verteidigt, wird darauf verzichten müssen sich auf das Epos zu berufen und nur noch solche Argumente verwerten können, die den Thatsachen der historischen Zeit, den Kulturverhältnissen im Peloponnes, der politischen Stellung und der Sprache seiner verschiedenen Bewohner entnommen sind. Auf diese wichtige und aussichtsvolle Untersuchung einzugehen ist hier nicht der Ort. Mir kam es nur darauf an die Herkunft der Mannen Agamemnons zu prüfen und festzustellen, daß es wirklich thessalische Krieger gewesen sind, von denen die Kämpfe geführt wurden, die zur Bildung der troischen Sage den Anstoß gegeben haben.

IV. Vielleicht hat sich mancher Leser darüber gewundert, daß zur Entscheidung der Fragen, die uns in diesem Kapitel beschäftigen, die Ergebnisse der Schliemann'schen Ausgrabungen nicht mit herangezogen worden sind. Das ist mit Absicht unterblieben. Die Beurteilung der Funde ist noch zu sehr umstritten und im Flusse begriffen, als daß aus ihr sichere Argumente zur Einstellung in einen weiterführenden Beweis hergeholt werden könnten. Die jetzigen Leiter der Ausgrabungen erkennen zwar mit Bestimmtheit neun gesonderte Schichten, von denen noch wieder einzelne in verschiedene Unterabteilungen zerfallen; aber die Zuversicht, mit der dieses Resultat vorgetragen wird, vermag sich dem Fernstehenden nicht ohne weiteres mitzuteilen. Wer daher nicht im stande ist das durchforschte Terrain aufzusuchen und sich mit eigenen Augen von der Lage der Dinge zu überzeugen, der wird gut thun die Fundberichte, obwohl sie durch Abbildungen und Pläne erläutert sind, nur mit äußerster Vorsicht aufzunehmen und jedenfalls aus ihnen keinen entscheidenden Beweisgrund abzuleiten. Aber das kann man allerdings auch von ihm verlangen, daß er sich über das Verhältnis klar werde, in dem seine auf anderem Wege gewonnenen Ansichten zu den Entdeckungen auf Hissarlik und besonders zur neuesten Phase ihrer Beurteilung stehen. In dieser Beziehung seien hier einige orientierende Worte eingefügt.

Nachdem Schliemanns rastlose Thätigkeit dem unerquicklichen Streit, ob Hissarlik oder Bunarbaschi, ein Ende gemacht

und für jeden Unbefangenen zu Gunsten des ersteren entschieden hatte, blieb die Frage, wie tief unter der jetzigen Oberfläche die Reste der Stadt verborgen seien, aus deren Bekämpfung und Verteidigung einst die Sage vom trojanischen Kriege entstanden war; und da mußte man bis vor kurzem annehmen, daß es die zweite Schicht von unten sei, der dieses homerische Troja angehört habe: denn das war die einzige, in der sich umfangreiche Reste von Mauern und Burganlagen gezeigt hatten. Aber der Charakter der in dieser Schicht gefundenen Geräte und Waffen paßte ganz und gar nicht zu dem Stande der Kultur, den die homerischen Gedichte darbieten, auch nicht zu demjenigen, den die Durchforschung der Ruinen von Mykene, Tiryns, Orchomenos ergeben hatte. Während in der mykenischen Periode die Bearbeitung der Metalle, vor allen des Kupfers, vollkommen entwickelt ist, steht die alttrojanische Kultur noch auf dem Boden der Steinzeit und läßt erst die Anfänge der Verwertung des Kupfers in Pfeil- und Lanzenspitzen erkennen. Homer verwendet (Σ 600) in einem Gleichnis die Töpferscheibe, kennt also ihren Gebrauch und setzt ihn auch bei seinen Zuhörern als bekannt voraus; die in Troja gefundenen Thongefäße sind fast alle mit der Hand gearbeitet. Auf Grund dieses Thatbestandes erklärte vor zehn Jahren einer der genauesten Kenner und kompetentesten Beurteiler des einschlägigen Materials, Wolfgang Helbig[42]: »daß die primitiven Niederlassungen, deren Reste »Schliemann bei Hissarlik in der troischen Ebene entdeckte, un»gleich älter sind als die homerischen Gedichte«; und diesem Urteil hat sich Busolt in seiner eingehenden und besonnenen Besprechung dieser Verhältnisse (GrG. I² S. 43. 111) angeschlossen. Dagegen leidet die Darstellung bei Ed. Meyer unter dem Mangel scharfer Abgrenzung. Zwar scheidet auch er natürlich »trojanische« und »mykenische« Kultur und beschreibt beide ganz sachgemäß; aber er läßt zwischen ihnen die Stellung gerade der wichtigen zweiten Schliemann'schen Schicht etwas im Unklaren. Im ersten Paragraphen (77) des Abschnittes, der über die ältere der beiden Perioden handelt, bemerkt er: »Die fol»gende Schilderung berücksichtigt im wesentlichen nur die Reste

---

42) Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert (1884) S. 35; ebenso in der zweiten Auflage (1887) S. 47.

»der ältesten Ansiedelung«, d. h. also der alleruntersten Schicht. Hier erregt der Zusatz »im wesentlichen« das Bedenken, in wie weit auch Funde der zweiten Schicht mit hereingezogen sind; ein Bedenken, das um so schwerer wiegt, als ja die Hauptmasse der ausgegrabenen Gegenstände dieser zweiten Schicht angehört und eben danach Helbig und Busolt das Bild der ältesten »trojanischen« Kultur gezeichnet haben, die sie ebenso wie Meyer für vormykenisch halten. Dazu kommt, daß es doch überhaupt nicht möglich ist die Gegenstände einer einzelnen Schicht durchweg von denen der nächstvorhergehenden oder nächstfolgenden sicher zu trennen. Wenn wir diese Schwierigkeit, auf die auch Dörpfeld in seiner neuesten Schrift nachdrücklich hingewiesen hat[43]), mit in Erwägung ziehen, so müssen wir sagen: es war kein glücklicher Gedanke, auf die Grenze zwischen der ersten und zweiten Schliemannschen Schicht den ganzen großen Übergang von der trojanischen zur mykenischen Kultur zu verlegen. Denn so bleibt in den Lesern immer die Frage lebendig, ob, wenn die Fundgegenstände der ersten Schicht eine uralte »trojanische« Kultur darstellen, die Ruinen der Burg und des Palastes von Troja, die der zweiten Schicht angehören, dem mykenischen Zeitalter zugewiesen werden dürfen, wie dies von Ed. Meyer (§ 81. 130. 131) geschieht. Freilich ist für die ganze Konstruktion, die er der ältesten Geschichte der Troas gegeben hat, die Abgrenzung an dieser Stelle überaus wichtig, ja sie war unentbehrlich; denn auf ihr allein beruhte die Möglichkeit jene ansehnlichen Mauerreste mit einem Heereszuge in Verbindung zu bringen, den der Herrscher des mykenischen Reiches unternommen habe.

Das alles ist nun anders geworden durch die neuen, nach Dörpfelds Aussage epochemachenden Ausgrabungen, die im

43) »Troja 1893« S. 84: »Überhaupt muß man sich vergegenwärtigen, »daß eine genaue Trennung einzelner Schichten nur da möglich ist, wo feste »Fußböden aus Stein oder Estrich vorhanden sind. Fehlen diese, so ist eine »sichere Zuteilung der Funde zu den einzelnen Schichten unmöglich; die »Gegenstände der einen Schicht werden allmählich in diejenigen der andern »übergehen.« Und ebenso schreibt Alfred Brückner in demselben Buche S. 89: »Es ist allgemein zu bemerken, daß bei der Zuteilung zu einer be»stimmten Schicht der einzelne Fundgegenstand auch der nächst höheren »oder tieferen Schicht angehören kann. Diese Unsicherheit bringt die Natur »der Verhältnisse mit sich, sobald man zwischen Mauern gräbt, an denen »die ehemalige Fußbodenhöhe meist nicht genau zu bestimmen ist.«

Sommer 1893 und weiter 1894 stattgefunden haben. Auf den ersten Bericht darüber[44]) hat Ed. Meyer in den Nachträgen zum zweiten Band seiner Geschichte des Altertums noch hinweisen können; und er that es mit den Worten: »Für alle auf Troja »bezüglichen Abschnitte ist die in diesem Sommer [1893] erfolgte »Entdeckung einer großen mykenischen Burganlage, vier Schichten »über der bis jetzt für das homerische Troja gehaltenen, von »weittragendster und vielfach umstürzender Bedeutung.« *Ich* meine umgekehrt: erst durch die wertvolle Entdeckung, die von Dörpfeld gemacht ist, hat Ed. Meyers Hypothese von dem großen mykenischen Kriegszuge gegen Troja so etwas wie festen Boden unter die Füße bekommen, wenn ich auch nicht behaupten möchte, daß sie dadurch richtig geworden sei. Es hat sich herausgestellt, daß die sechste Schicht von unten viel stattlichere Überreste enthält als die zweite: eine umfangreiche Burg »mit »vielen großen Bauwerken im Innern und einer überaus mäch»tigen Ringmauer« ist aufgedeckt; und nach der Beschaffenheit der in diesen Gebäuden aufgefundenen Topfware halten Dörpfeld und seine Mitarbeiter es für zweifellos, daß die ganze Anlage der mykenischen Periode angehört und daher »am meisten Anspruch darauf hat, die von Homer besungene Pergamos von Ilion zu sein«. Auf die Übereinstimmungen im einzelnen, die Dörpfeld (Troja 1893 S. 56 ff.) zwischen den Bauresten dieser Schicht und den bei Homer erwähnten Örtlichkeiten nachzuweisen sucht, möchte ich nicht eingehen; lieber schließe ich mich den Gelehrten an, über deren Skepsis er bei dieser Gelegenheit klagt. Auch über die Hauptfrage, ob die neuausgegrabenen Ruinen mit Recht alle der mykenischen Zeit zugewiesen werden, könnte mit einiger Sicherheit nur derjenige urteilen, der sorgfältige Studien an Ort und Stelle gemacht hätte. Eben deshalb aber ist hier doch die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß Dörpfeld selber das Richtige getroffen hat. Nehmen wir dies an, so müssen wir

---

44) Mitteilungen des archäol. Instituts, athen. Abteilg. XVIII (1893) S. 199 ff. Vor kurzem erschien dann: »Troja 1893. Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen«, von Wilh. Dörpfeld, unter Mitwirkung von Alfr. Brückner, Max Weigel und Wilh. Wilberg. Leipzig 1894. Endlich hat Dörpfeld über den Ertrag der Kampagne von 1894 berichtet in einem Artikel des deutschen Reichsanzeigers vom 20. Sept. 1894.

auch seiner Folgerung zustimmen, daß nun die viel ältere Burg der zweiten Schicht mitsamt ihren Kleinfunden in eine Zeit hinaufrückt, die hinter der mykenischen Periode weit zurückliegt.

Man sieht leicht, daß diese neue Ansicht von dem Alter der Schichten zu Ed. Meyers Theorie sehr viel besser paßt als die frühere. Jetzt hat er nicht mehr nötig, durch künstliche Argumentation oder durch unwillkürliche Verschiebung des Thatbestandes die Burgruinen von Hissarlik der mykenischen Zeit zu vindicieren, wie er dies für den Inhalt der zweiten Schicht thun mußte; vielmehr steht nun im voraus fest, daß diejenige Stadtanlage, die verständigerweise mit dem homerischen Ilios identificiert werden kann, in mykenischer Zeit bestanden hat. Und in eben diese Zeit setzt ja Ed. Meyer jenen großen Eroberungszug eines peloponnesischen Herrschers, der den geschichtlichen Bestand der trojanischen Sage bilden soll. Aber es wäre voreilig, daraus, daß seine Hypothese jetzt möglich geworden ist, den Schluß zu ziehen, daß sie notwendig sei. Denn auch die entgegenstehende Ansicht, zu der wir uns bekennen, verträgt sich mit dem Ergebnis der neuen Ausgrabungen aufs beste. Auch die äolische Kolonisation im nordwestlichen Kleinasien gehört ja der mykenischen Zeit an; das hat gerade Ed. Meyer durch scharfsinnige und vorurteilslose Erwägung der geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Gegensatz zu den sonst herrschenden Anschauungen einleuchtend gezeigt (§ 141). Er setzt (§ 161) die Ausbreitung der Griechen an der Westküste Kleinasiens in die Zeit von 1300 bis 1000, Beloch (S. 58) nicht wesentlich abweichend in die »zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung«; in derselben Periode aber herrschte im Bereich des ägäischen Meeres die mykenische Kultur. Nach Ed. Meyer (§ 82) stand sie »im 15. Jahrhundert in voller Blüte«, während ihre »Ausläufer bis an die Entstehungszeit der homerischen Poesie hinanreichen«; anders urteilt diesmal Beloch (S. 79. 84 f.), der für die Entwickelung des »mykenäischen Stiles« die Zeit vom 11. bis zum 8. Jahrhundert berechnet. Alle solche Ansätze sind ja in hohem Grade zweifelhaft; und Ed. Meyer würde mit Recht protestieren, wenn man ihn damit widerlegen wollte, daß seine Konstruktion der ältesten Geschichte zu den von Beloch angenommenen Jahreszahlen nicht stimmt. Doch auf die Chronologie, die er selbst

vertritt und uns wahrscheinlich gemacht hat, dürfen wir uns wohl berufen. Danach aber ist die äolische Kolonisation, auf die wir die Sage vom trojanischen Kriege zurückführen, zur Zeit der mykenischen Kultur erfolgt; es liegt also von dieser Seite kein Grund vor, innerhalb derselben Periode noch ein älteres Ereignis anzunehmen, um diese Sage daran zu knüpfen.

So hat sich ergeben, daß zur Lösung unserer Frage die Ausgrabungen nichts Wesentliches beitragen; mit ihrem neuesten Resultat ist sowohl Ed. Meyers Ansicht als die unsrige vereinbar. Die Entscheidung muß nach wie vor aus anderen Gründen hergeholt werden, eben aus denen, die in den ersten Abschnitten dieses Kapitels entwickelt worden sind.

Zweites Kapitel.

Kulturstufen.

Die letzten Sätze wird man nicht so verstehen wollen, als solle damit der Nutzen der Ausgrabungen für das Verständnis der homerischen Poesie herabgesetzt werden: die Frage nach den historischen Ereignissen, von denen die Sage ausgegangen sei, vermochten sie nicht zu beantworten, aber unsere Anschauung von dem Leben der homerischen Menschen ist durch sie in der erfreulichsten Weise bereichert und angeregt worden. Helbigs Versuch, die Kulturverhältnisse in Ilias und Odyssee aus den Denkmälern zu erläutern, und alles was sich an ihn angeschlossen hat, hätte ohne das Material, das die Schliemannschen Funde boten, garnicht unternommen werden können. In dem Bilderatlas zur Odyssee von R. Engelmann (Leipzig 1889), der Scenen aus Homer hauptsächlich dadurch zu illustrieren meint, daß er Darstellungen vorführt, in denen diese Scenen von griechischen Künstlern gezeichnet worden sind, wird es als ein erstrebenswertes Ziel bezeichnet, »wenn es uns gelingt der Ju»gend das Verständnis Homers so zu erschließen, wie es die

»athenische Jugend zur Zeit des Perikles hatte, genau so, wie »man in Bezug auf den Text für die Schule sich an dem von den »Alexandrinern festgestellten genügen läßt.« Daß dieser Grundsatz, dessen Durchführung dem guten Geschmack nicht minder als dem Ernst der Wissenschaft ins Gesicht schlug, so wenig Anklang gefunden hat, verdanken wir dem unermüdlichen Eifer, mit dem Schliemann und die Seinen gearbeitet haben. Einem Geschlecht, das mit Erfolg bemüht ist Sprache und Text der alten Epen von der Staubschicht einer langen Überlieferung zu befreien, wird man nicht einreden können, daß der Homer, den uns Vasenbilder und Wandmalereien seiner späten Nachkommen zeigen, der wahre sei. Lieber wollen wir an ihn selbst herantreten, durch Archäologie und prähistorische Forschung unser Auge schärfen lassen und dann mit eigener Kraft von den Vorgängen und Zuständen, die er schildert, ein Bild in uns erzeugen. Wie sehr diese Betrachtungsweise schon sich Geltung erworben und Kraft gewonnen hat, lehren alle die neuen Bearbeitungen der griechischen Geschichte, in denen mehr oder weniger ausführlich die homerische Welt mit Farben und Zügen geschildert wird, die der mykenischen Kultur entnommen sind.

Wenn man als thatsächlichen Kern der troischen Sage ein Ereignis erkannt hat, das sich in der sogenannten mykenischen Periode zugetragen hatte, so darf man eigentlich erwarten, daß die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, die das Epos voraussetzt, dieselben sein werden, die in jener Zeit wirklich bestanden haben. Und diese Vermutung bestätigt sich in ziemlich weitem Umfange. Die Ruinen des Palastes von Tiryns stimmen so gut zu dem, was wir aus dem Epos über Wohnungen der Herrscher erfahren, daß Jebb in seiner trefflichen *Introduction to Homer* mit Recht seinen Grundriß zur Erläuterung des Königshauses auf Ithaka verwenden konnte. Über die Bedeutung des θριγκὸς κυάνοιο (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden: jetzt hat Helbig (HED.[2] 105) überzeugend nachgewiesen, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt war, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholfen hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem

friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kästen, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der mykenischen Zeit ist Kupfer das herrschende Metall; und dieselbe Stellung nimmt es bei Homer ein. Ausdrücke wie χάλκεον ἔγχος oder ἀκαχμένον ὀξέι χαλκῷ mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eherne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte; aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine leise Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet, χαλκεύς genannt wird. Auch die Bewaffnung, die Homer sich vorstellt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Epoche abgebildet finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen und die Stellen, an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED.² 315 ff.), dann genauer und mit vielfacher und wesentlicher Berichtigung von Reichel[45]) nachgewiesen worden ist. Dieser Übereinstimmung in dem, was man besaß und gebrauchte, entspricht das gleiche Verhältnis in Bezug auf solche Kulturerrungenschaften, die noch fehlen. Von der Kenntnis der Schrift, die dem Epos fremd ist, giebt es auch in den mykenischen Fundstätten kein Zeugnis; und Götterbilder, die den Mittelpunkt des Kultus ausmachen, fehlen hier wie dort.

Aber hier tritt nun doch ein Unterschied hervor. So wenig die vielfachen Berichte von Opfer und Gottesdienst, die bei Homer vorkommen, einen Zweifel darüber lassen, daß der Dichter an ein künstlerisch ausgeführtes und geschmücktes Bild der Gottheit nicht denkt, so erzählt er doch einmal (*Z* 273. 303) ausdrücklich von einem Sitzbilde der Athene, dem Antenors Gattin Theano, die Priesterin, im Namen der troischen Frauen einen Peplos als Weihgabe in den Schoß legt. Und gerade in demselben Buche (*Z* 168) werden die σήματα λυγρά erwähnt, die Proitos dem Bellerophontes, γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ, zur Bestellung an den König von Lykien mitgiebt; daß hier an wirkliche Schrift gedacht ist, hätte nie bestritten werden sollen und

45) Wolfg. Reichel, Über homerische Waffen. Abhdlgen d. archäol.-epigraph. Seminars d. Univ. Wien (1894); besonders S. 33 ff.

ist jetzt hoffentlich allgemein zugegeben. Der vorherrschende Gebrauch des Erzes in den mykenischen Waffen und Geräten schließt nicht aus, daß doch auch einige steinerne Werkzeuge und Pfeilspitzen in den Trümmern von Tiryns und in den Schachtgräbern zum Vorschein gekommen sind, während andrerseits bei Homer schon der Gebrauch des Eisens beginnt. Und der stärkste Abstand, ja ein voller Gegensatz, zwischen den beiden verglichenen Kulturkreisen, dem wirklichen prähistorischen und dem durch die Dichter geschilderten, tritt uns in der Behandlung der Toten entgegen: bei Homer werden sie verbrannt, von den Mykenäern in Felsschachten oder Kuppelgräbern beigesetzt. Welches Verfahren das ältere sei, läßt sich in diesem Fall nicht ohne weiteres entscheiden; in all den übrigen Fällen aber ist auf den ersten Blick deutlich, daß die homerische Kultur die jüngere ist. Dies hat man denn auch allgemein anerkannt. Busolt (I² 113) spricht es ausdrücklich aus; Beloch schildert erst die »enge Verwandtschaft« zwischen beiden Lebensgebieten und fährt dann fort (I 80): »Allerdings liegen die Anfänge und wohl »auch die Blüte der mykenäischen Kulturperiode der Entstehung »der uns erhaltenen Epen voraus.« Am schärfsten hat Ed. Meyer die Verschiedenheit betont; sie ist eine der Hauptquellen, aus denen er die Vorstellung von einem »griechischen Mittelalter« geschöpft hat. Da wo er die staatlichen und militärischen Verhältnisse der mykenischen Zeit schildert, sagt er u. a. (§ 105): »Deutlich zeigt sich, daß die Schilderungen der homerischen »Epen von den Zuständen der mykenischen Zeit ungefähr eben»soweit abstehen, wie der Ritterstaat des Nibelungenliedes von »dem germanischen Staat der Völkerwanderung oder dem viel»leicht noch richtiger zu vergleichenden Reich Karls des Großen.« Schon früher (S. 148) habe ich angedeutet, daß ich diese Ansicht nicht teile; und ich möchte glauben, daß es auch anderen schwer werden wird aus Ed. Meyers Darlegung sich davon zu überzeugen, daß hier ein fundamentaler Unterschied vorliegt. Ihn anzuerkennen ist eigentlich schon deshalb unmöglich, weil der ausgeführte Versuch, den Ed. Meyer gemacht hat, das Leben der mykenischen Epoche zu schildern, in reichem Maße Elemente verwertet, die erst das Epos uns darbietet. Und zwar dies mit vollem Recht: beide Perioden berühren sich so vielfach und die Quellen, aus denen ihre Kenntnis geschöpft wird — Denkmäler

und Kleinfunde auf der einen Seite, Homers Erzählungen auf der andern — ergänzen sich in so erwünschter Weise, daß wir garnicht anders können, als herüber und hinüber greifen, um die ältere Stufe des Daseins durch die jüngere und diese wieder durch jene uns anschaulich zu machen. Aber dabei dürfen wir die Gefahr nicht außer acht lassen, daß Getrenntes mit Unrecht vermengt, an einer andern Stelle vielleicht eine Grenze gezogen werde, die in Wirklichkeit nicht bestanden hat. Um solche Unklarheit zu vermeiden, bedarf es zunächst einer kurzen principiellen Erwägung.

Was versteht man eigentlich unter »homerischer Kultur«? die welche Homer schildert, oder die von der er selbst umgeben war? Wilamowitz hat die Frage zu Gunsten der ersten Möglichkeit beantwortet. Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersucht und nachweist, daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängt sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er findet für diese Aporie »keine andere Lösung als die von Aristarch so oft »angewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. Noch klarer, meint er (S. 293), liege die »bewußte Fernhaltung der gegenwärtigen Sitte« in der Odyssee zu Tage, die ohne Benutzung der Schrift garnicht habe zu stande kommen können. In ähnlicher Weise sieht Ed. Meyer die Dinge an. Er findet in dem, was das Epos über die Besitzverhältnisse und die Verteilung der Stämme in Griechenland und Kleinasien andeutet, ein »geflissentliches Ignorieren« der Gegenwart (§ 47). »Mit vollem Bewußtsein«, heißt es (§ 45), »suchen die Epen alles aus ihrer Schilderung der Völkerver»hältnisse fernzuhalten, was jünger ist als die Epoche der Heroen»kämpfe, so vor allem die Besiedelung der kleinasiatischen »Küsten und die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier, »ferner die Herrschaft der Thessaler in Thessalien.« — Gegen diese Ansicht hatte schon, an Wilamowitz anknüpfend, Studniczka gerechte Bedenken erhoben[46], die vielleicht deshalb zu wenig beachtet worden sind, weil gerade auf dem von ihm bearbeiteten

46) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht. In den oben Anm. 45 citierten »Abhandlungen« VI (1886) S. 40.

Gebiete auch im wirklichen Leben bei den Griechen ein sehr konservativer Sinn gewaltet hat. Wir müssen die Frage von neuem und in ihrer allgemeinen Bedeutung prüfen. Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das Bewußtsein von dem eigenen Thun und die Fähigkeit des Abstrahierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Scheidung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst ja geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet, und diese bereits wieder vielen zur zweiten Natur geworden. Im Zeitalter der Ebers'schen Romane schrickt man vor keiner Aufgabe stilgerechter Darstellung zurück. Aber der Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. In dem Dankliede für den Untergang der Ägypter im Roten Meer, das Exod. 15 dem Helden des jüdischen Volkes in den Mund gelegt ist, heißt es (V. 13. 15): »Du geleitetest mit Deiner Huld das Volk, das Du befreit hattest; »Du führtest es mit Deiner Macht zu Deiner heiligen Wohnstätte. »Damals erschraken die Stammesfürsten Edoms, die Anführer »Moabs ergriff Beben; es verzagten alle Bewohner Kanaans.« Die Befangenheit in den eigenen Anschauungen, vermöge deren hier der Dichter den Moses so sprechen läßt, als wäre in seiner Zeit bereits das gelobte Land erobert und die Wohnstätte Jahwes auf Zion gegründet worden, ist für die Denkweise einer litterarisch naiven Zeit durchaus das Natürliche. Wenn also in den Erzählungen der Ilias die griechischen Ansiedelungen in Kleinasien, die zur Zeit ihrer Verfasser schon bestanden, nicht berücksichtigt werden, so beruht dies gewiß nicht auf Absicht, sondern bedarf einer anderen Erklärung. Man denke doch nur an die Harmlosigkeit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie sein Publikum sehr genau gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Sängern nicht:

wiederholt stellen sie die körperlichen Kräfte ihrer Zeitgenossen mit denen der Helden der Vorzeit, über deren Thaten sie berichten, in Gegensatz (*Α* 272. *Ε* 304. *ϑ* 222). Aber wenn sie versuchten das Leben dieser vergangenen Geschlechter in bestimmten Zügen auszumalen, so konnten sie garnicht anders als in ihm ein Abbild der Verhältnisse geben, die sie um sich mit eigenen Augen sahen.

Also wären wir überhaupt nicht berechtigt aus den Schilderungen des Epos auf die Sitten jener Menschen zu schließen, von deren Thaten es erzählt, und müßten doch mykenisches Zeitalter und homerisches streng auseinander halten? Das hieße nun wieder nach der andern Seite zu weit gehen. Die Sache kann nicht ins Reine kommen, ohne daß wir uns darüber klar werden, welches Zeitalter »das homerische« genannt werden soll: die Zeit, als zuerst die Äoler von Agamemnon und Achilleus sangen, oder die der ionischen Epigonen, die den überkommenen Liederstoff sich mundgerecht machten und ordneten? die Periode der Blüte des Heldengesanges oder die, in welcher unsre Ilias und Odyssee vollendet wurden? Zwischen beiden Stufen liegen Jahrhunderte, und in ihnen mußten sich zugleich mit der Kunst des Dichters auch die Sitten seiner Zeitgenossen ändern. Ed. Meyer hebt (§ 257) sehr richtig hervor, daß »der Heldengesang »bis in die mykenische Zeit, ja vielleicht noch weiter hinaufreicht«. Daran kann in der That niemand zweifeln, der sich erinnert, daß die Äoler, als sie nach Kleinasien kamen, schon eine in langer Kunstübung ausgebildete Dichtersprache (s. oben S. 143 f.) und gewiß auch eine reichliche Menge fertiger Lieder aus Thessalien mitbrachten. Diese wurden in der neuen Heimat umgebildet, erweitert, vielleicht durch neue Stücke verdrängt; aber Sprache und Technik blieben dieselben, der ganze überlieferte Formelschatz wurde weitergebraucht und gab das Gewand her, in das nun auch neue Geschichten, erlebte oder erfundene, gekleidet wurden. Nehmen wir also an, daß zur Zeit der äolischen Wanderung zwischen den wirklichen Sitten des Volkes und den in der Poesie geschilderten voller Einklang bestand, so war das nach hundert, zweihundert, vierhundert Jahren schon ganz anders. Die Zustände der Wirklichkeit hatten sich geändert, aber die von der Dichtung vorausgesetzten waren dieselben geblieben; nicht durch irgend eine Absicht der Sänger, die sich

bemüht hätten Vergangenheit und Gegenwart zu scheiden, sondern ganz von selbst und natürlicher Weise. Den einmal gegebenen Gedankenkreis zu durchbrechen, die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in der Periode des Nachahmens und Sammelns nicht mehr im stande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die in den Sängerschulen gepflegt wurde und jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Möglich an sich wäre es ja gewesen, daß auch unter den Ioniern ein Geschlecht von Dichtern erwachsen wäre, das mit unbefangenem Blick nur die gegenwärtige Welt erfaßt, in frischer Unmittelbarkeit ihr Bild in Worten gezeichnet und so einen neuen epischen Stil geschaffen hätte. Aber jede Zeit hat ihre eigenen Aufgaben; und wir selbst tragen viel zu schwer an der langen Überlieferung, die auf uns lastet, als daß wir ein Recht hätten einer verwandten Erscheinung der Vergangenheit unser Verständnis zu versagen. Es ist eines der wesentlichen Verdienste, die sich Wilamowitz um Homer erworben hat, das konventionelle Element in der epischen Sprache und Denkart nach Gebühr gewürdigt und immer wieder daran erinnert zu haben, »daß das »älteste Denkmal der europäischen Litteratur verhältnismäßig so »gar unursprünglich ist« (HU. 292).

Doch überall, wo sich ein Lebendiges entwickelt, da giebt es den Kampf zwischen Gewordenem und Werdendem: so in Sitte und Recht, so in Glauben und Sprache, in der redenden Kunst wie in der bildenden. Die jüngeren epischen Dichter bewegten sich im allgemeinen in den herkömmlichen Wendungen, benutzten den überlieferten Schatz von Gleichnissen, schmückenden Beiwörtern, Situationsschilderungen und Übergangsformeln, weil sie es nicht anders kannten; aber sie waren doch nicht so sehr Nachahmer, daß sie den ererbten Bestand nicht auch ihrerseits vermehrt hätten. Wenn ihre Phantasie nicht selbständig genug war ein neues Weltbild hervorzubringen, so reichten der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Ausdrucks doch immer noch aus, um einzelne charakteristische Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frisch zu erfassen und auf eigne Art darzustellen. So trug jede nachfolgende Generation etwas dazu bei

den Vorstellungskreis des Epos zu erweitern; und das was wir jetzt lesen ist nicht ein Abdruck der Anschauungen eines einzigen Zeitalters, auch nicht zusammengesetzt aus Denkmälern von zwei oder drei verschiedenen Kulturstufen, sondern der unwillkürliche Niederschlag einer in sich zusammenhängenden, jahrhundertelangen Entwickelung. Dies Verhältnis haben Männer wie Ed. Meyer und Wilamowitz natürlich nicht verkannt. Der erstere scheint zwar sich selbst zu widersprechen, indem er (§ 263) schreibt: »Wenn auch die socialen und politischen Ver»hältnisse der Gegenwart überall eindringen — wie konnte der »Sänger andere Zustände und eine andere Lebensweise schaffen »als die seiner Zeit, die er allein kennt, die ihm die einzig »natürliche ist —, so wird doch diese Grenze von den Sängern »immer sorgfältig innegehalten, alles, von dem man weiß oder »zu wissen glaubt, daß es modern ist (so auch das Reiten und »die Schrift), hat im Epos keine Stelle.« Aber die Unklarheit liegt nur darin, daß die Bewahrung des konventionellen Stiles auf der einen Seite und das Eindringen moderner Begriffe auf der andern so dargestellt werden, als hätten sie auf einer bewußten Tendenz beruht; der Gedanke wird vollkommen klar, sobald man ihn dahin modificiert, daß eines wie das andere unbewußt geschehen ist. Dies ist es was auch Wilamowitz nicht scharf erkannt hat, und dadurch ist er im einzelnen zu manchem schiefen Urteil verleitet worden, z. B. dazu (HU. 291), dem König Proitos die Kenntnis der Schrift abzusprechen; aber im Princip hat gerade er zuerst mit der falschen Ansicht gebrochen, daß die Kultur des Epos eine einheitliche sei, und (HU. 416 f.) die wichtige Aufgabe bezeichnet, den epischen Nachlaß daraufhin durchzuarbeiten, wie in ihm überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind, neben einander stehen.

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so würden wir in der Art, wie die Spuren älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hülfsmittel haben, um das relative Alter der einzelnen Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Von diesem Standpunkte aus empfinden wir die Erwähnung der

Schrift an der vielberufenen Stelle in *Z* nicht mehr als etwas Unbequemes; sie schließt sich uns mit den anderen Anzeichen zusammen, die dafür sprechen daß dieses Lied zu den jüngsten Teilen der Ilias gehört. Auf die Erzählung von einem Kultbilde der Athene, die in demselben Buche steht, wurde schon (S. 170) hingedeutet; sie ist natürlich ebenso zu beurteilen. An der Vorstellung, daß Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen zurück reiten, hat man Anstoß genommen und sich bemüht die Worte (*K* 504 ff. 513) so zu erklären, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht würde. Welcker vertrat diese Ansicht (Ep. Cycl. II 217), und sie hat noch jüngst in Walter Leaf einen unverächtlichen Verteidiger gefunden. Aber der Wortlaut an der entscheidenden Stelle und der Verlauf der nachfolgenden Erzählung (541. 567 f.) spricht gegen sie. Nimmt man hinzu, daß sich noch bei zwei anderen Gelegenheiten im Epos eine Bekanntschaft mit der Reitkunst verrät (*O* 679. *ε* 371), so kann man sich eigentlich nicht wundern, daß in diesem vielleicht jüngsten Gesange der Ilias die Sitte der Zeit, in der er entstanden ist, hervortritt, weil sie dem Dichter lebhafter gegenwärtig war als die konventionelle Anschauung vom Gebrauch des Streitwagens. In dieser Auffassung stimmen denn auch jetzt die meisten überein. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Eduard Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern *Y*—*X* Achill zu Fuß kämpft, obwohl *T* 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von *T* eine spätere Zuthat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien[47]. In der That könnte man eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfscenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in denen die Helden zu Fuße sind. Aber hierzu stimmt das nicht, was wir sonst

47) Kammer, Zur homerischen Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhetischer Kommentar zur Ilias (1889) S. 302. — Niese, EHP. S. 119. — Der gleich nachher citierte Aufsatz von Roßbach steht im Philologus 51 (1892) S. 7 ff. Vgl. dazu Reichel, Homerische Waffen (1894) S. 53 f.

über die Geschichte des Wagenkampfes wissen: den Denkmälern von Mykene sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd, und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beiname des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Hier zeigt sich recht deutlich, welche Vorsicht nötig ist, wenn man den Unterschied in Gebräuchen und Einrichtungen als Maßstab des Alters benutzen will. Die wichtigste Regel dabei muß sein, Homer nicht zu isolieren, sondern die aus ihm gezogenen Beobachtungen sorgfältig mit dem zusammenzuhalten, was wir aus anderen Quellen über den Entwickelungsgang der Kultur wissen. In Bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst in einem kleinen Aufsatz von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer haben wir Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres besteht schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk. Durch Hinweis auf dieses thatsächliche Verhältnis suchte Roßbach die scheinbaren Widersprüche in den Kampfschilderungen der Ilias zu beseitigen. Weiter hat dann Reichel den Gebrauch, den die homerischen Helden von ihren Wagen machen, auf eine sehr natürliche Art aus ihrer Bewaffnung mit dem schweren Schilde erklärt. Vielleicht ist damit nicht alles erledigt; daß unter den Vorzügen Achills die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt wird, bleibt auffallend: aber die richtige Art der Behandlung ist hier jedenfalls bezeichnet.

Auf diesem Wege ergiebt sich nun ein neuer Gewinn. Kann die Homerkritik der Hülfe nicht entraten, welche Archäologie und Kulturgeschichte leisten, so ist sie umgekehrt auch im Stande jene Wissenschaften zu fördern. Die ältesten Überreste von Kunst und Handwerk bei den Griechen, die in den letzten Jahren in immer reicherem Maße gefunden worden sind, konnten mit um so größerer Sicherheit gedeutet werden, weil dafür die

Vergleichung mit den im Epos dargestellten Zuständen zu Hülfe kam; und in den Schilderungen, welche unsere Handbücher von den Vorstufen griechischer Kultur geben, nimmt das aus Homer geschöpfte Material einen beträchtlichen Raum ein. Trotzdem bleibt hier noch viel zu thun übrig. Im allgemeinen herrscht doch immer wieder die Vorstellung, daß »die homerische« Zeit mit ihrer Kultur eine einzige, von einheitlichem Charakter gewesen sei; nur selten begegnet man dem Versuch, die über einander geschichteten Lagen der epischen Poesie so zu verwerten, daß aus ihnen die Reihenfolge verschiedener Kulturstufen erkannt wird. Und doch verspricht solche Untersuchung manchen wertvollen Aufschluß, wie in einem vortrefflichen Beispiel Helbigs Erörterung über Verbrennen und Begraben zeigt. Nach allgemeinen Gründen läßt sich, wie schon erwähnt, nicht entscheiden, ob die homerische oder die mykenische Sitte älter ist; und in historischer Zeit scheint wirklich bei den Griechen die Feuerbestattung zu Gunsten der Beisetzung zurückgetreten zu sein[48]. Aber für das Gebiet, in dem der Heldengesang sich entwickelte, hat Helbig (HED.[2] 55 f.) aus der verallgemeinerten Anwendung des Wortes ταρχύειν im Sinne von »bestatten« und aus den beiden Stellen (Ψ 170. ω 68), wo Gefäße mit Honig auf den Scheiterhaufen gestellt werden, den unzweifelhaften Schluß gezogen, daß ursprünglich der Tote einbalsamiert, dann aber dieser Gebrauch durch das Verfahren der Verbrennung verdrängt worden sei.

Wenn wir es jetzt unternehmen, an ein paar weiteren Proben zu zeigen, wie sich die kulturhistorische Betrachtung auf Ilias und Odyssee anwenden läßt, so werden wir die beiden im voraus bezeichneten Ziele gleichmäßig im Auge behalten, d. h. einmal nach Merkmalen suchen, um ältere und jüngere Stücke der Dichtung zu bestimmen, dann aber auch uns bemühen, von dem Gange, den die Entwickelung der Kultur genommen hat, ein Bild zu gewinnen.

I. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen giebt es eine ältere Untersuchung von Beloch, die mir leider nicht zugänglich

48) Vgl. Dümmler, Mitteil. archäol. Inst. (Athen) XIII (1888) S. 296, und Rohde, Psyche (1894) S. 698.

geworden ist[49]). Doch hat er selbst in der »Griechischen Geschichte« das Resultat noch einmal ausgesprochen und zugleich einzelne statistische Angaben berichtigt. Danach »wird das Eisen »bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen »der Ilias häufiger erwähnt; in den älteren Liedern der Ilias »kommt es nur verhältnismäßig selten vor, und wie es scheint »fast durchweg an Stellen, die nicht zu der ursprünglichen Fas»sung gehören.« Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache auch zu dem seinen gemacht und beschreibt ganz zutreffend, wie »die Dichter im »Großen und Ganzen an dem in den älteren Liedern vorgebil»deten poetischen Apparate festhielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen »ihnen Züge entschlüpften, welche durch die fortgeschrittenere »Entwickelung ihrer eigenen Zeit bestimmt waren«. Aber er stimmt Beloch auch darin bei, daß Verse wie Δ 123 und Σ 34 für »spätere Einschiebsel« zu halten seien, weil hier eiserne Waffen »innerhalb der älteren Teile der Ilias« vorkommen. Damit wird das eben vorgetragene Ergebnis sofort wieder ausgestrichen. Wer in die selbständige Kraft der kulturgeschichtlichen Analyse, die er durchführen will, so wenig Vertrauen setzt, kann nicht erwarten, daß er andere von ihrem Nutzen überzeugen werde. Der Widerspruch ist denn auch nicht ausgeblieben. Ferdinand Dümmler schreibt (Mitteil. archäol. Inst., Athen XIII [1888] S. 299): »Bei der Häufigkeit des Eisens an »allen älteren Sitzen der Griechen muß die Frage aufgeworfen »werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ursprüngliche »sind.« Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hält er es »für »sehr möglich, daß die Bevorzugung der bronzenen Waffen eher »ein durch orientalischen Einfluß verursachter Rückschritt als »ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem Gebrauch »der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des Epos« seien »daher unstatthaft«. Hier haben wir also, gerade wie vorher bei den Streitwagen, aus demselben Material und anscheinend nach demselben Princip gezogen zwei entgegengesetzte Schlüsse. Aber Dümmlers Vorschlag kann uns nicht lange aufhalten. Daran,

49) *Rivista di Filologia* II (1873) S. 42 ff. Dazu vgl. GrG. I (1893) S. 80 f. und Helbig HED.² S. 329 ff.

daß den Vertretern der mykenischen Kultur in Griechenland das Eisen so gut wie ganz fehlte, erinnert er selbst, indem er (S. 300) vermutet, daß der Sieg über sie den von Norden hereinbrechenden Horden durch den Besitz der besseren, d. h. in diesem Fall eisernen Waffen erleichtert worden sei. Da nun, wie wir gesehen haben, Heldensage und Heldengesang in ihrer Entwickelung von Ereignissen und Zuständen der mykenischen Epoche ausgegangen sind, so ist es ganz in der Ordnung, daß auch in ihnen der Gebrauch des Erzes noch überwiegt. Und wie soll man sich auf der andern Seite jenen Rückschritt vorstellen, den orientalischer Einfluß an den Höfen Kleinasiens verursacht hätte? Griff man wirklich wieder zu dem älteren Metall, oder entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete Zustände zu erneuern? Dümmler sagt hierüber nichts, versucht auch garnicht ein allmähliches Wiedereindringen des Kupfers aus Inhalt und Sprachgebrauch des Epos nachzuweisen; das einzige was er in dieser Art erwähnt, das bronzene Schwert das Euryalos dem Odysseus »in einer jungen Partie ϑ 403« schenkt, erledigt sich ohne weiteres dadurch, daß Beiwörter wie παγχάλκεον eben zu dem überlieferten Wortschatz der Sänger gehörten. Wäre Dümmler auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Thatbestand dafür zeugt, daß auch innerhalb des Epos Eisen das jüngere Metall ist. Während χάλκεον ἔγχος, δόρυ χάλκεον, ξίφος χάλκεον oft begegnen, findet sich bei diesen Waffen kein einziges Epitheton, das vom Namen des Eisens gebildet ist; an den vereinzelten Stellen, wo von einem eisernen Schwert die Rede ist, heißt es einfach σίδηρος.

Wenn die einander genau widersprechenden Ansichten, über die wir hier berichtet haben, beide ganz oder teilweise verfehlt sind, so ist es wohl das vorsichtigste einzugestehen, daß das Verhältnis der beiden Metalle für eine Altersbestimmung überhaupt nicht verwertbar ist? In der That, diesen skeptischen Satz hat man neuerdings ausgesprochen. F. B. Jevons sucht ihn in einem Artikel des *Journal of Hellenic Studies* (XIII [1892/3] p. 25 ff.) mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn zu beweisen. Dabei wird ihm das zunächst nicht schwer zu zeigen, daß das bloße Zahlenverhältnis für Ilias und Odyssee den Beloch'schen Schluß nicht bestätigt: wenn in dem älteren Epos Kupfer 324 mal

vorkommt gegen 23 Erwähnungen des Eisens, so sieht das freilich ganz anders aus als die entsprechenden Zahlen 104 und 25 in der Odyssee; aber dieser Unterschied findet hinreichende Erklärung darin, daß in den beinahe stereotypen Kampfschilderungen der Ilias sehr viel mehr Gelegenheit war von ehernen Waffen zu reden, und er wird einigermaßen ausgeglichen durch die größere Mannigfaltigkeit der aus Eisen verfertigten Gegenstände, die wieder die Ilias vor der Odyssee voraus hat. Aber was der englische Gelehrte weiter sagt, um die Methode die er bekämpft *ad absurdum* zu führen, ist minder einleuchtend. Er nimmt eine beliebige unter den Hypothesen über die Komposition der Ilias, die von Leaf, als richtig an und zeigt, daß in der kleineren Hälfte der Ilias, die Leaf für älteren Bestand hält, auch nicht viel weniger als die kleinere Hälfte der 23 Beispiele des Eisens sich findet, also das Verhältnis von Eisen zu Kupfer in den älteren Teilen dieses Epos wesentlich dasselbe ist wie in den jüngeren. Aber bei allem Respekt, den man vor Walter Leaf haben muß — gegen die Art, wie hier seine Autorität angerufen wird, würde er hoffentlich selbst protestieren. Die Bücher *Δ E Z H* »sind« doch noch nicht Teile der ältesten Ilias, weil Leaf sie dafür hält; sondern, wenn er und andere durch allgemeine Erwägungen zu einer solchen Ansicht gekommen sind, nun aber sich herausstellt daß diese Lieder innerhalb des Epos auf einer relativ späten Kulturstufe stehen, so dürfen wir nicht diese Beobachtung verleugnen noch auch, wie Beloch wollte, durch Athetese einzelner Verse korrigieren: vielmehr ist nun die Frage, ob dem neuen Resultat gegenüber jene Ansicht wird behauptet werden können. Und das ist um so mehr zweifelhaft, als doch auch unter den Vertretern der älteren Forschungsweise, die bloß mit Widersprüchen und Zusammenhängen im Gange der Handlung operierte, keineswegs Einstimmigkeit herrschte: *Δ—H* gehören zu demjenigen Stück der Ilias, das von Grote, Friedländer, Niese als ein nachträglich eingefügtes erkannt worden ist.

Auf dem bisher begangenen Wege ist eine Entscheidung überall nicht zu hoffen. Es kommt darauf an, was auch Jevons unterlassen hat, die 48 Beispiele des Eisens einzeln zu betrachten, ihrer Art nach zu vergleichen, nicht bloß zu zählen. Dabei finden wir denn folgende Gruppen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird, ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος steht dreimal (*Z* 48. *K* 379. *Λ* 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, der davon wohl ein Lösegeld für seinen gefangenen Sohn aufbringen könne. Denselben Vers gebraucht *ξ* 324 der Bettler bei Beschreibung der Schätze, die Odysseus mit heimbringen werde. Auch *φ* 10 ist er formelhaft gesetzt, wo von den κειμήλια die Rede ist, die in der Zeugkammer des Königs liegen. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter *Ψ* 261 γυναῖκας ἐυζώνους πολιόν τε σίδηρον; und der gleichen Worte bedient sich *I* 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Mentes *α* 184 αἴθωνα σίδηρον mit, um dafür Kupfer zu holen; und αἴθωνι σιδήρῳ kaufen *H* 473 manche Achäer Wein von den Schiffen, die aus Lemnos gekommen sind. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgend wie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber dem Dichter steht kein bestimmtes Bild davon vor Augen, und das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele. Dies geschieht im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeier eindringen, ἐπεὶ οὔ σφι λίθος χρὼς οὐδὲ σίδηρος (*Δ* 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: ἦ ῥά νυ σοί γε σιδήρεα πάντα τέτυκται (*μ* 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenübersitzt, wird er beinahe zu Thränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr ὡς εἰ κέρα ἠὲ σίδηρος (*τ* 211). Nachher, als er der alten Amme, die ihn erkannt hat, Stillschweigen auferlegt, verspricht sie ihm, sie wolle aushalten ὡς ὅτε τις στερεὴ λίθος ἠὲ σίδηρος (*τ* 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: ἦτορ *Ω* 205. 521. *ψ* 172, θυμός *X* 357. *ε* 191,

κραδίη *δ* 293. Als Hektor noch voll Zuversicht ist für den Kampf mit Achilleus, sagt er, er wolle jenem entgegengehen auch wenn er πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ (*Y* 372). Ein paarmal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das Feuer wird *Ψ* 177 als πυρὸς μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es *ο* 329. *ρ* 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἵκει. Und damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen *P* 424 f.: ὣς οἳ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὀρυμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἷκε δι' αἰθέρος ἀτρυγέτοιο.

Der Vergleich, der dem eben geschilderten Sprachgebrauch zu Grunde liegt, konnte nur gemacht werden, wenn dem Dichter und seinen Zuhörern das Eisen bekannt war; aber daraus folgt noch nicht, daß es auch einen Gegenstand der täglichen Benutzung bildete. Für die Beurteilung dieses Verhältnisses ist es wichtig zu sehen, wie sich der entsprechende Gebrauch beim Kupfer stellt. Da giebt es nur 4 Stellen gegen jene 15 vom Eisen: χάλκεον ἦτορ *B* 490, χάλκεος ὕπνος *Λ* 241, ὄπα χάλκεον *Σ* 222, χάλκεος οὐρανός *P* 425; denn αὐγὴ χαλκείη *N* 341 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορύθων ἄπο λαμπομενάων. Man erkennt deutlich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen lebhafter als das Kupfer; es war etwas Neues, Seltenes, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte: von seiner Verwendung im täglichen Leben geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Dasselbe gilt von 3 weiteren Fällen, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons macht (p. 28) mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (*Θ* 15) ein eisernes Thor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgthor von Eisen gesehen zu haben; von ganz derselben Art ist (*E* 723) die eiserne Axe am Wagen der Göttinnen. Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ πέρ ἑ σιδήρεα δέσματ' ἔχῃσιν (*α* 204), so steht der Name des ungewöhnlichen Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des

Dichters von α Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (S. 330 f.) bemerkt. Dümmler (a. a. O. 300) meint zwar, »in einem Übergangszeitalter von Bronze zu Eisen würde das umgekehrte Verhältnis das natürliche sein«, und sieht in dem auffallenden Thatbestand eine Bestätigung seiner Hypothese, daß bei Homer Eisen das ältere Metall sei; aber in solchen Dingen müssen wir eben einfach von den Thatsachen lernen. Und da verzeichnen wir es als einen kulturgeschichtlich merkwürdigen Zug, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt haben. Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er (Ψ 832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Dichter die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als ἰόεντα σίδηρον (Ψ 850). Und dasselbe Werkzeug ist Δ 485 f. gemeint: τὴν [d. i. αἴγειρον] μέν θ' ἁρματοπηγὸς ἀνὴρ αἴθωνι σιδήρῳ ἐξέταμ', ὄφρα ἴτυν κάμψῃ περικαλλέι δίφρῳ. Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammenfassend σίδηρος genannt werden: τ 587. φ 3. 81. 97. 114. 127. 328. ω 168. 177. Ihnen muß noch φ 61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Geräte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt, τῇ δ' ἄρ' ἅμ' ἀμφίπολοι φέρον ὄγκιον, ἔνθα σίδηρος κεῖτο πολὺς καὶ χαλκός, ἀέθλια τοῖο ἄνακτος. Denn ob auch hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in dem oben (unter 1) angeführten Formelverse, so muß man doch glauben, daß in dieser Umgebung der Erzähler ganz bestimmt die Beile im Sinne gehabt hat.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar nur 5 mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist schon (S. 181) erwähnt worden, daß es zu den allgemein gebräuchlichen Waffen Beiwörter, die vom »Eisen«

hergenommen sind, überhaupt nicht giebt; nur die Keule des Böoters Areïthoos heißt (*H* 141. 144) σιδηρείη κορύνη. Aber das war auch ein ganz ungewöhnliches Stück, das seinem Träger den Beinamen κορυνήτης eingebracht hatte und deshalb auch vom Dichter als etwas Besonderes hervorgehoben wird. Anders ist es *Δ* 123, wo die Spitze am Pfeile des Pandaros kurzweg σίδηρος genannt, also vorausgesetzt wird, daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet μὴ λαιμὸν ἀπαμήσειε σιδήρῳ (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren geschlachtet wurden, ὀρέχθεον ἀμφὶ σιδήρῳ σφαζόμενοι (*Ψ* 30 f.). In beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein Messer gedacht; daß dafür einfach σίδηρος gesagt wurde, war nur möglich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren. Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange erscheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem Männersaale fortgeschafft hat (*π* 294. *τ* 13): αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der Κυκλώπεια: der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glühendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu machen (*ι* 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschauliche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Blicken wir von hier zurück, so bietet sich ein zwar nicht völlig lückenloses doch einigermaßen zusammenhängendes Bild von dem Gange, den die Einführung des Eisens genommen hat. Zuerst war es ein seltener, kostbarer Besitz; man erzählte Wunderdinge von der Natur des neuen Metalls, das vielleicht nur wenige im Volke aus eigner Anschauung kannten, und gebrauchte seinen Namen, um den Begriff der Härte und Festigkeit auszudrücken. Die Phantasie malte sich aus, wie es im Reiche der Götter in größerem Umfange verwertet sei. Im eignen täglichen Leben gebrauchte man es zuerst, um die Geräte für Handwerk und Ackerbau zu verbessern; dann fing man an

Waffen daraus zu schmieden; zuletzt trat es auch in dieser Beziehung ganz an die Stelle der Bronze. Je ärmer an Beispielen eine der von uns unterschiedenen Gruppen ist, desto später ist die Entwickelungsstufe anzusetzen, der sie entspricht. Die letzte war erreicht, ehe *π τ* gedichtet wurden; aber auch die Ilias ist zum Abschluß gekommen erst in einer Zeit, als die Kenntnis des Eisens schon weit verbreitet war. Nur die Sprache der Dichter hielt an dem Gebrauch der Bronze fest, die in den Jahrhunderten, während deren der epische Stil erwachsen war, allein geherrscht hatte. Daß in der Ilias die Gesänge *Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ*, in der Odyssee *β γ ζ η ϑ κ λ ν σ υ χ* ohne jedes Beispiel des Eisens sind, kann auf Zufall beruhen, verdient aber immerhin verzeichnet zu werden. Doch wenn von den 23 Beispielen der Ilias 3 auf *Δ*, 3 auf *Η*, 5 auf *Ψ*, 2 auf *Ω* kommen, die übrigen 10 sich auf ebenso viele Bücher zu je einem verteilen, so heben sich deutlich diese vier Gesänge als Teile einer jüngsten Schicht von der Mehrzahl der übrigen ab. Für *Ψ* und *Ω* ist dies ohnehin wohl anerkannt; für *Δ* und *Η* aber wird es dadurch bestätigt, daß hier auch die Art der Verwendung eine besonders spät aufgekommene ist: von den geringen Spuren eiserner Waffen in der Ilias steht eine in *Δ*, eine in *Η*.

II. In historischer Zeit war es bei den Griechen feststehende Sitte, daß ein Mädchen das sich verheiratete von ihren Angehörigen mit einer Mitgift ausgestattet wurde; man denke z. B. nur an den Spruch: νύμφη δ' ἄπροικος οὐκ ἔχει παρρησίαν (Menander Γνωμ. 371). Aber in alter Zeit war es anders gewesen; davon weiß Aristoteles zu berichten (Polit. II 5 [8] p. 1268b, 39): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἁπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφοροῦντό τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ' ἀλλήλων. Und der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch durchaus der herrschende. Von Andromache heißt es (*Χ* 472), Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἠετίωνος, ἐπεὶ πόρε μυρία ἕδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (*Π* 178. 190. *λ* 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἕδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. Von Antenors Sohn Iphidamas, der eine Tochter seines Großvaters Kisses geheiratet hatte, heißt es, er sei fern von seiner Gattin

gefallen, ἧς οὔ τι χάριν ἴδε, πολλὰ δ' ἔδωκεν (*Λ* 243). Zuweilen wird statt der ἕδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (*λ* 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Kassandra, ohne Kaufpreis (ἀνάεδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (*N* 366). Als er nachher von der Hand des Idomeneus fällt, spottet dieser: der Tote hätte einen ähnlichen Handel mit Agamemnon eingehen können; und indem er ihn an sich zieht um ihn der Waffen zu berauben, sagt er (381 f.): ἀλλ' ἕπευ, ὄφρ' ἐπὶ νηυσὶ συνώμεθα ποντοπόροισιν ἀμφὶ γάμῳ, ἐπεὶ οὔ τοι ἐεδνωταὶ κακοί εἰμεν. Ganz unentgeltlich sein Schwiegersohn zu werden bietet Agamemnon dem Achill an, den er versöhnen will (*I* 146 = 288): drei Töchter habe er zu Hause in Argos, τάων ἥν κ' ἐθέλῃσι φίλην ἀνάεδνον ἀγέσθω. — Wie wenig man in solchem Verhältnis etwas Anstößiges oder nur Unzartes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phäakische Königstochter erwähnt; er preist den glücklich (*ζ* 159), ὅς κέ σ' ἐέδνοισι βρίσας οἶκόνδ' ἀγάγηται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte und das rückgängig gemacht werden konnte, wenn der eine sich übervorteilt sah. In dem Liede des Demodokos läßt der Dichter, als Aphroditens Untreue offenkundig ist, den betrogenen Ehemann drohen (*ϑ* 317 ff.): ἀλλά σφωε δόλος καὶ δεσμὸς ἐρύξει, εἰς ὅ κέ μοι μάλα πάντα πατὴρ ἀποδῷσιν ἔεδνα, ὅσσα οἱ ἐγγυάλιξα κυνώπιδος εἵνεκα κούρης.

Die Bedeutung des Wortes ἕδνα blieb natürlich auch den Alexandrinern nicht verborgen. So lautet ein Scholion A zu *N* 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht: ἡ διπλῆ ὅτι ἕδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστῆρες· »ἐεδνωταὶ« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἕδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Aber es stehen andere Zeugnisse gegenüber, die nicht ganz dazu stimmen. Zu *Π* 178 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἕδνα τὰ ὑπὸ τῶν γαμούντων διδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer an der vorigen Stelle (*N* 382) den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von ἐεδνωταί, dem Aristonikos abgesprochen und

nicht mitgedruckt. Vielleicht mit Recht; denn diese Erklärung ist zwar die richtige, steht aber vereinzelt da, während die andere mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἕδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἕδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευομέναις διδόμενα· »μείλια« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an *I* 147, ein Zusatz über μείλια gemacht. Wichtiger aber als beides ist der Unterschied in der Zeitform des Participiums, μνηστευομέναις statt μεμνηστευμέναις, der auf ein wirkliches Schwanken der Ansichten hinzudeuten scheint. Denn noch in einer dritten Form hat sich, auch bei Hesychios, dieselbe Angabe erhalten: »ἀνάεδνον« ἄπροικον, χωρὶς ἕδνων· ἕδνα δέ ἐστι τὰ πρὸ τῶν γάμων ταῖς γαμεῖσθαι μελλούσαις παρὰ τῶν μνηστήρων διδόμενα δῶρα. Die Frage, in welchem Zeitpunkte genau genommen die Geschenke gegeben wurden, ist für die sittengeschichtliche Entwickelung nicht ohne Interesse, aber der Unterschied in diesem Punkte doch nicht so groß, daß man Bedenken tragen müßte die in der Hauptsache immerhin übereinstimmenden Erklärungen aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten. Als solche sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die sachlich richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu *N* 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἕδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich thatsächlich bei manchen Völkern[50]) in

50) Beispiele für dieses Übergangsstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A.H.Post, Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts (1889) S. 179 f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechtes vollzogen hat. Hier bestand von Anfang an, auch in den Zeiten wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber sagt Tacitus Germ. 18: *Dotem non uxor marito sed uxori maritus offert. intersunt parentes ac propinqui ac*

der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559 f. ὅτε τὰν ὁμοπάτριον ἕδνοις ἄγαγες Ἡσιόναν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen Gebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. So viel aber steht fest, daß schon die homerische Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Gebrauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, den Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ

probant munera, non ad delicias muliebres quaesita nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum et scutum cum framea gladioque [vgl. dazu die nachher zu besprechende Stelle σ 278 f.]. *in haec munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro adfert: hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos coniugales deos arbitrantur.* Den inneren Sinn der ihm fremden Einrichtung hat der Römer nicht ganz verstanden, den Hergang aber richtig beschrieben. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden »haben, daß der Vormund den erhaltenen Preis *(Wittum)* der Braut ganz »oder teilweise in die Ehe mitgab. — — So wurde der Kaufpreis, ohne »zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine Notwendigkeit für »jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde ausbedun»genen Dos des Bräutigams an die Braut.« Die Entwickelungsstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[2] [1894] S. 291 f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἕδνα, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird. In Deutschland trat die Vorstellung des Kaufes seit dem 12. Jahrhundert zurück (s. Schröder S. 699 f.), das Wittum wurde nur noch durch ein Handgeld angedeutet, das der Bräutigam, meist in Gestalt des Eheringes, bot; und auch dieser letzte Rest der alten Anschauung verschwand, als, seit dem 13. Jahrhundert, der Ringwechsel üblich wurde. Auf der andern Seite sind Bedeutung und Umfang der *Gerade*, d. h. des Besitztums das die Braut dem Manne zubrachte, immer mehr gewachsen. Mit der Thatsache dieser Entwickelung, die bei Germanen und Griechen gleichmäßig stattgefunden hat, verträgt sich nicht die Annahme von Jhering (Vorgeschichte der Indoeuropäer [1894] S. 47), daß die Einrichtung der *dos* bei den Römern ein Überrest aus der arischen Urzeit sei.

ὤπασε παιδὶ γέρων ὀνομάκλυτος Ἄλτης (Χ 51). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 147 f.): ἐγὼ δ' ἔπι μείλια δώσω πολλὰ μάλ', ὅσσ' οὔ πώ τις ἑῇ ἐπέδωκε θυγατρί.

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἕδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.),

οἳ πατρὸς μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασι νέεσθαι
Ἰκαρίου, ὅς κ' αὐτὸς ἐεδνώσαιτο θύγατρα,
δοίη δ', ᾧ κ' ἐθέλοι καί οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι·
55 οἳ δ' εἰς ἡμέτερον πωλεύμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἕδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένῃ· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδοίη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἕδνα zu Grunde gelegt, ἐεδνώσαιτο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Die neueren Erklärer sind teils der einen teils der anderen Auffassung gefolgt. Um die Frage zu entscheiden, wollen wir die Stellen, an denen von ἕδνα in Bezug auf die Freier der Penelope die Rede ist, vergleichen, nur die, welche selbst erst der Erklärung bedürfen, vorläufig außer Betracht lassen.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, die dadurch begründet ist daß seine Mutter zu keinem Entschluß kommen kann, sagt er, sie schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἦ ἤδη ἅμ' ἕπηται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνᾶται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν (π 76 f.). Von den Freiern giebt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν (υ 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zu Grunde, mit denen φ 161 f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach

welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (*τ* 528 f.): ὅς τις ἄριστος μνᾶται ἐνὶ μεγάροισι πορὼν ἀπερείσια ἕδνα. Noch ist sie freilich weit von diesem Entschluß entfernt, und was Athene in Sparta an Telemach berichtet, es sei nahe daran, daß seine Mutter dem Eurymachos die Hand reiche, ist nur erdacht um jenen zur schnellen Heimkehr zu bewegen; aber charakteristisch ist doch die Art, wie sie ihre falsche Aussage begründet (*ο* 17 f.): ὁ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελλεν ἔεδνα. Danach kann auch *β* 53 ἐεδνώσαιτο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde.« Sonst würde man auch garnicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber müssen wir nun auch die Konsequenzen annehmen, die er daraus gezogen hat? Es handelt sich da um die Forderung, die Eurymachos in seiner Gegenrede erhebt (*β* 194 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·
195 μητέρα ἣν ἐς πατρὸς ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·
οἱ δὲ γάμον τεύξουσι καὶ ἀρτυνέουσιν ἔεδνα
πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἕπεσθαι.

Hier können ἔεδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und *α* 278, wo dieselben Worte dem Mentes in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἱ δέ sagen und damit sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (MCr. 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen die irrige Auffassung des Wortes ἕδνα fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke in *β* seinen eigentlichen Platz hat, in *α*, wie Athene-Mentes ihn ausspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des οἱ δέ und damit der Sinn des ganzen Vorschlages

an der ursprünglichen Stelle so viel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die ἕδνα sind β 196 und α 277 das was wir Mitgift nennen: dies hat u. a. Kirchhoff (Od.[2] 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte ἕδνον genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Die Antwort liegt eigentlich nicht fern und tritt sofort klar hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, wer denn den Vorschlag macht, daß die ἕδνα von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben giebt (λ 117. ν 378):

μνώμενοι ἀντιθέην ἄλοχον καὶ ἕδνα διδόντες.

Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kalypso erzählt, sie habe für Hermes Nektar »gemischt« (ε 93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt (ζ 149. 168 f.): γουνοῦμαί σε ἄνασσα — — δείδια δ' αἰνῶς γούνων ἅψασθαι. Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in σ Penelope den Freiern gegenübertritt (274 ff.):

ἀλλὰ τόδ' αἰνὸν ἄχος κραδίην καὶ θυμὸν ἱκάνει·
275 μνηστήρων οὐχ ἥδε δίκη τὸ πάροιθε τέτυκτο.
οἵ τ' ἀγαθήν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θύγατρα
μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίσωσιν,
αὐτοὶ τοί γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἴφια μῆλα,
κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,
280 ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίοτον νήποινον ἔδουσιν.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen

lassen. Man hat an diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein andrer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite Antinoos in der Rede, die er nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. Um diesem Vorschlag mehr Nachdruck zu geben, schließt der Redner (*π* 387 ff.) so:

> εἰ δ' ὑμῖν ὅδε μῦθος ἀφανδάνει, ἀλλὰ βόλεσθε
> αὐτόν τε ζώειν καὶ ἔχειν πατρώια πάντα,
> μή οἱ χρήματ' ἔπειτα ἅλις θυμηδέ' ἔδωμεν
> 390 ἐνθάδ' ἀγειρόμενοι, ἀλλ' ἐκ μεγάροιο ἕκαστος
> μνάσθω ἐέδνοισιν διζήμενος· ἣ δέ κ' ἔπειτα
> γήμαιθ', ὅς κε πλεῖστα πόροι καὶ μόρσιμος ἔλθοι.

Daß Antinoos es mit dieser zweiten Möglichkeit ernst meinen könnte, ist durch seinen Charakter ausgeschlossen; er will nur, um die andern zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ihnen zeigen, wohin sie kommen, wenn sie seinem Rate nicht folgen. »Falls ihr den Telemach schonen wollt«, sagt er, »dann mögt ihr nur gleich ganz und gar euch dem Herkommen beugen und schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken um die Königin werben.« So verstehen es auch die Hörer: alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben.

Durch den Rat, den Antinoos hier spottenderweise seinen Freunden erteilt, wird für uns aufs willkommenste die ernsthafte Zumutung ergänzt und erläutert, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine

Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir wissen, daß bei den Griechen wie anderwärts die Einrichtung des Brautkaufes durch die Sitte der Mitgift abgelöst worden ist, und haben aus zwei vorher (S. 191) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch dieses älteste Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes ἕδνα in β (53 und 196) auf diese Weise abzuthun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde vom Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 ἀνέρι μητέρα δώσω). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt,

damit der sie einem Manne verlobe (*β* 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (*β* 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (*ο* 20. *π* 391. *φ* 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (*τ* 157. 524. 571 ff.) so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (*λ* 181) oder gescholten (*β* 91. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden: die eine der beiden Rechtsanschauungen verträgt sich nicht mit der anderen. Wenn in der Odyssee trotzdem beide neben einander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung nicht nur für uns sondern auch für den Dichter. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere, für unser Gefühl menschenwürdigere Stellung der Witwe sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere Sitte im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (*σ* 269 f.):

> αὐτὰρ ἐπὴν δὴ παῖδα γενειήσαντα ἴδηαι,
> γήμασθ᾽ ᾧ κ᾽ ἐθέλῃσθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte, fast parodische Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des

scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; hier kommt es nur darauf an die Voraussetzungen zu erkennen, die sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope ergeben: sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres ersten Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

III. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben. Zur Erläuterung dieser Sitte verweist Helbig (HED.[2] 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern wesentlich vermehrt worden[51]). Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs: das hat Helbig richtig erkannt und durch Besprechung sämtlicher Fälle, wo im Epos Heiligtümer der älteren oder der jüngeren Art vorkommen, bewiesen. Daß die Beurteilung mancher Einzelheit unsicher ist, versteht sich von selbst und dies würde zu einer erneuten Behandlung der ganzen Frage keinen Anlaß geben; aber auch die Schlüsse, die Helbig aus dem dargelegten Thatbestande gezogen hat, bedürfen der Ergänzung. Wenn die Verehrung der Götter in Tempeln jünger ist als die im Freien und sich dies darin äußert,

---

51) Kypros, die Bibel und Homer. Beiträge zur Kultur, Kunst- und Religionsgeschichte des Orients im Altertume. 2 Bde. Berlin 1893.

daß bei Homer die Beispiele der älteren Art beträchtlich häufiger sind, so ist weiter zu erwarten, daß die anderen, seltneren sich zugleich erst in den später entstandenen Partien des Epos finden; und umgekehrt: in ihrem Vorkommen hat man einen neuen Maßstab für die Abschätzung des relativen Alters der einzelnen Lieder. Auf diese Betrachtungsweise ist weder Helbig noch neuerdings Ed. Meyer (GA. II § 278) eingegangen; beide sehen eben doch im Grunde die Kultur des homerischen Zeitalters als eine einheitliche an. Wir wollen versuchen, ob sich auch hier, wie beim Eisen, in der bezeichneten Richtung weiter kommen läßt.

A. Den Anfang mögen diejenigen Stellen machen, an denen zweifellos ein Tempel erwähnt wird. Es sind folgende:

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (*B* 547 ff.):

— — — — ὅν ποτ' Ἀθήνη
θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ ζείδωρος ἄρουρα·
κὰδ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἷσεν ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ,
550 ἔνθα δέ μιν ταύροισι καὶ ἀρνειοῖς ἱλάονται
κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

und *η* 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἵκετο δ' ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγυιαν Ἀθήνην,
δῦνε δ' Ἐρεχθῆος πυκινὸν δόμον.

Beidemal hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; aber beide Zeugnisse sind im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören den Interpolationen an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos in den Text gebracht worden sind, wovon früher (S. 82. 87 f.) gehandelt wurde.

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die trojanischen Frauen versammelt, um der Athene einen geweihten Peplos und Gelübde darzubringen (*Z* 88. 274. 279. 297). Dieser Tempel ist zugleich der einzige, für den ein Kultusbild der Gottheit vorausgesetzt wird, wovon schon oben (S. 170. 177) die Rede war. — 3) Ebendort befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der

Gott den vom Kampf erschöpften Aneas entrückt (*E* 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt noch einmal Hektor in der Herausforderung zum Zweikampf, die er an die Griechen richtet: wenn er seinen Gegner besiegt, so will er den Leichnam zur Bestattung ausliefern, nur die Rüstung des Erschlagenen mitnehmen und προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἑκάτοιο aufhängen (*H* 83).

4) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: καὶ νηοὺς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (ζ 10). Dazu bemerkt Helbig (S. 422): die Angabe ist für die Beurteilung des in »der Wirklichkeit vorliegenden Sachver»haltes von sehr geringem Werte, da die Dichtung entschieden »darauf ausgeht jene Stadt als eine wunderbare und über die »gewöhnlichen Verhältnisse erhabene darzustellen.« Dies ist insofern nicht richtig, als der Verfasser dieser Verse doch jedenfalls die Sitte des Tempelbaues kennen mußte, wenn er sie den Phäaken andichten sollte; darin aber können wir Helbig beistimmen, daß die hier erwähnten Gotteshäuser für die Handlung des Epos keine greifbare Bedeutung haben, da ihr Bau nur als Thatsache hervorgehoben wird. — 5) Dasselbe gilt nun aber für den Apollontempel in Chryse, den Helbig zu den wirklichen Beispielen aus homerischer Zeit rechnet: auch von diesem wird nur gesagt daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich u. a. durch Tempelbau erworben habe (*A* 39 ff.):

— — εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἔπι νηὸν ἔρεψα,
ἢ εἰ δή ποτέ τοι κατὰ πίονα μηρί' ἔκηα
ταύρων ἠδ' αἰγῶν, τόδε μοι κρήηνον ἐέλδωρ.

Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels in dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (*A* 440 f.):

τὴν μὲν ἔπειτ' ἐπὶ βωμὸν ἄγων πολύμητις Ὀδυσσεὺς
πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει,

und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.):

— — τοὶ δ' ὦκα θεῷ κλειτὴν ἑκατόμβην
ἑξείης ἔστησαν ἐΰδμητον περὶ βωμόν.

Man sieht: der Dichter weiß, daß es Gotteshäuser giebt, und nimmt an, ein so frommer Mann wie der Priester Chryses werde durch Tempelbau so gut wie durch andere Dienste seinen Eifer bethätigt haben; aber wo es nachher gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. — 6) Ein drittes Beispiel von gleicher Art bietet der Tempel, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (*μ* 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht nun eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien vorausgesetzt oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfuhren haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben über der eine schöne Platane emporragte (*B* 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (*Θ* 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (*γ* 273 f.):

> πολλὰ δὲ μηρί' ἔκηε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς,
> πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνῆψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε.

Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypern noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῷ (*ζ* 162) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (*E* 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (*H* 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (*ξ* 328. *τ* 297), aus deren Rauschen Orakel

vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσιδήιον ἀγλαὸν ἄλσος (*B* 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeit lang warten soll, wird zweimal (ζ 291. 321) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so schönen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσεϊ δενδρήεντι Φοίβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und malerisch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegenheit seiner Wanderungen auf Cypern angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (I S. 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgiebt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen, die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλσος ὕπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (υ 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (*Θ* 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die *X* 171 erwähnt und für die als Priester *Π* 604 f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgotte Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater gethan hat (*Ψ* 145 ff.):

κεῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν
σοί τε κόμην κερέειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,
πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν
ἐς πηγάς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἐς πηγάς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (ϑ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (*I* 404 f.),

οὐδ' ὅσα λάινος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἐέργει
Φοίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἔνι πετρηέσσῃ.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal ϑ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (S. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht »zur Annahme eines Tempels, da er mit gleichem Rechte auf den »Peribolos des heiligen Raumes bezogen werden könne«. Nach dem Thatbestand, wie wir ihn hier dargelegt haben, ist diese Deutung wohl sogar die wahrscheinlichere; aber freilich wird niemand gezwungen werden können sie anzuerkennen. — 2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (ζ 266 f.) mit den Worten:

ἔνθα δέ τέ σφ' ἀγορὴ καλὸν Ποσιδήιον ἀμφίς,
ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδήιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene (oben B 8) beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe

geschmückt war, also dem Ποσιδήιον ἄλσος in Onchestos (oben B 7) verglichen werden könnte.

Damit ist das Material erschöpft. Ich habe es einigermaßen ausführlich mitgeteilt, damit in jedem Falle sogleich gesehen werden könne, in welchem Zusammenhang und in welchem Sinne die einzelnen Stücke erwähnt werden. Dabei zeigt sich denn, daß von den sechs Tempeln die überhaupt vorkommen einer (A 1) auf Rechnung der athenischen Interpolation zu setzen ist, drei weitere (4, 5, 6) garnicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung, für die Handlung des Epos sind sie bedeutungslos. Wo im Zusammenhange dessen was uns der Dichter erzählt wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß diese beiden den Büchern *E Z H* angehören, und uns erinnern, daß in *Z* allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in *H* und *Δ* zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen (oben S. 186 f.) hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter dieser ganzen Partie immer deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß jede der Stellen, an denen ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als die Bücher *E—H* der Ilias. Für eines der Beispiele (B 14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise der ihn umgab hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst den dort die Chariten der Göttin leisten in ähnlichem Zusammenhange und großenteils mit denselben Worten wie in *ϑ* beschrieben werden, ist ein Tempel dazugekommen.

Das Wort νηός hat uns seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal beschäftigt (S. 109 f.). Es war eines der wenigen Beispiele

für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als ᾱο erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort λαός immer den äolischen Vokal ᾱ bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das η zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt; jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit des Epos, und das war die in welcher es von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Sänger die Kunst weiter pflegten: und diese mußten wohl den neuen Begriff den sie einführten in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten garnicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen als es hier der Fall ist.

Die drei vorgelegten Beispiele werden genügen, um eine Methode deutlich zu machen, von deren Durchführung wir uns noch mannigfachen Gewinn für das Verständnis der altgriechischen Kultur versprechen können. Im Prinzip ist sie ja auch von vielen anerkannt; aber ihrer Anwendung stellen sich doch immer wieder Hindernisse entgegen, die in altüberlieferten Vorstellungen vom Wesen der klassischen Poesie ihren Grund haben. Reichel hat in seinem Buch »über homerische Waffen« den schlagenden Beweis geführt, daß das Wort θώρηξ bei Homer einen Wandel der Bedeutung durchgemacht hat und daß alle die Stellen, an denen von einem Panzer die Rede ist, etwas dem ursprünglichen Epos Fremdes enthalten; auch das weiß er (S. 103) ungezwungen zu erklären, was auf den ersten Blick widerspruchsvoll erscheint, daß die jüngere Bedeutung des Wortes und die damit verbundene Vorstellung nur in die Ilias und nicht in die Odyssee Eingang gefunden hat. Aber wenn es nun gilt aus diesem Thatbestande die Folgerungen zu ziehen, da lehnt er es ab (S. 101 f.) das Auftreten des Metallpanzers als den »spontanen Niederschlag einer jüngeren Kulturschicht« anzusehen und meint, er sei durch eine »späte und wahrscheinlich im großen Ganzen einheitliche Interpolation« in den Text gekommen. Das ist der alte Irrtum, in dem Aristarch befangen war und befangen sein

mußte, der dann aber seine schlimmsten Wirkungen erst in unserm Jahrhundert gethan hat, die Meinung, daß es sich bei Homer um die Frage drehe: ob »echt« oder »unecht«? Nur ältere und jüngere Partien dürfen wir scheiden. Und dabei liegt es freilich in der Natur der Sache, daß die jüngsten noch einigermaßen glatt ausgelöst werden können; aber dem kontinuierlichen Fortleben der epischen Poesie gehören auch sie noch an. Erst mit der Fixierung des Textes durch Peisistratos beginnt die Möglichkeit für das, was man »Interpolation« nennt.

Drittes Kapitel.

Die Götter.

I.

1. Wenn in den äußeren Veranstaltungen für den Gottesdienst eine Entwickelung bei Homer sich verfolgen läßt, deren Hauptstufen sich so deutlich von einander abheben, daß die jüngere geradezu als »die ionische« festgestellt werden konnte, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch in den religiösen Anschauungen selber ein Wandel erkennbar sei; denn daß er stattgefunden hat, kann wohl im voraus als sicher gelten. Diese Frage ist kürzlich von Erwin Rohde mit vollendeter Meisterschaft und glänzendem Erfolge behandelt worden. Zwar könnte es scheinen, als seien wir gar nicht berechtigt seine Resultate in unser Gesamtbild von dem allmählichen Wachstum der homerischen Poesie aufzunehmen, weil die Grundanschauung, auf der sie beruhen, von der hier durchgeführten ganz verschieden sei: Rohde bekennt entschlossen und nachdrücklich den Glauben an den einen großen Dichter Homer. Aber bei genauerer Betrachtung verschwindet der Unterschied oder verliert doch seine trennende Bedeutung.

Rohde lehnt (Psyche S. 35) den Gedanken ab, daß »in irgend einer mystischen Weise das 'Volk' bei der Hervorbringung des Epos beteiligt gewesen wäre«, und fährt dann fort: »Viele Hände

»sind an den beiden Gedichten thätig gewesen, alle aber in der »Richtung und dem Sinne, die ihnen angab nicht das 'Volk' oder »'die Sage', wie man wohl versichern hört, sondern die Gewalt »des größten Dichtergenius der Griechen und wohl der Mensch»heit, und die Überlieferung des festen Verbandes von Meistern »und Schülern, der sein Werk bewahrte, verbreitete, fortführte »und nachahmte. Wenn nun, bei manchen Abirrungen im ein»zelnen, im ganzen doch éin Bild von Göttern, Mensch und Welt, »Leben und Tod aus beiden Dichtungen uns entgegenscheint, so »ist dies das Bild, wie es sich im Geiste Homers gestaltet, in »seinem Gedichte ausgeprägt hatte und von den Homeriden fest»gehalten wurde.« Und kurz darauf heißt es (S. 36 f.) mit Bezug auf Homers Vorstellung vom Hades: »Wenn er nun auf dem »Gebiet, das unsere Betrachtung ins Auge faßt, nur éin Reich »der Unterwelt von éinem Götterpaar beherrscht, als Sammel»platz aller Seelen, kennt, und dieses Reich von den Menschen »und ihren Städten so weit abrückt wie nach der anderen Seite »die olympischen Wohnungen der Seligen — wer will bestimmen, »wie weit er darin naivem Volksglauben folgt? Dort der Olymp »als Versammlungsort aller im Lichte waltenden Götter, — hier »das Reich des Hades, das alle unsichtbaren Geister, die aus »dem Leben geschieden sind, umfaßt: die Parallele ist zu sicht»lich, als daß nicht eine gleiche ordnende und konstituierende »Thätigkeit hier wie dort angenommen werden sollte.« In solchen Sätzen ist allerdings die Einheit und Persönlichkeit des schöpferischen Genius, Homers, stark betont. Aber dabei wird doch zugestanden, daß die Schule der Sänger, die ihm nachfolgte, nicht nur sein Werk weitergegeben, sondern auch seine Weise zu denken und zu dichten weiter geübt hat und so geschäftig gewesen ist durch eigene Zuthaten den ursprünglichen Bestand der Dichtung zu erweitern und umzubilden. Als ein Beispiel solches Zuwachses sucht Rohde (S. 45 ff.) die Nekyia zu begreifen, und zwar nicht etwa als »Interpolation«, sondern als die Erfindung eines unter den Homeriden, der, um seiner poetischen Zwecke willen, ältere, gar vorhomerische Gebräuche und Anschauungen wieder aufnahm (S. 53) und in sein Werk verarbeitete, mit diesem dann aber den Rahmen schuf, in den spätere Dichter, auch sie noch Träger der homerischen Tradition, neue und immer neue Züge und Scenen eingefügt haben (S. 55 ff.).

Auf der andern Seite wird anerkannt (S. 13), »daß vor Homer, »um bis zu Homer zu gelangen, das Griechentum viel gedacht »und gelernt, mehr noch überwunden und abgethan haben muß«. Der Verfasser stellt den durchaus richtigen Grundsatz auf, man müsse »auf eine Wandlung der Vorstellungen und Sitten schließen, »wenn in der sonst so einheitlich abgeschlossenen homerischen »Welt einzelne Vorgänge, Sitten, Redewendungen uns begegnen, »die ihre zureichende Erklärung nicht aus der im Homer sonst »herrschenden, sondern allein aus einer wesentlich andersgearteten, »bei Homer sonst zurückgedrängten Allgemeinansicht gewinnen »können.« Dem genialen Spürsinn, mit dem dieser Gedanke durchgeführt ist, verdankt Rohde all die Einblicke in die Geschichte der griechischen Religion, die er gewonnen hat. Als eines der mächtigsten Rudimente einer abgethanen Kulturstufe mitten im Homer weist er die feierlichen Handlungen nach, die an der Leiche des Patroklos vollzogen werden: die Weinspenden, die Ausgießung fließenden Blutes, die Verbrennung menschlicher und tierischer Leichen, alles dies, wodurch die Psyche des Verstorbenen erquickt werden solle, lasse einen altertümlichen, dem Dichter sonst fremden Seelenkult erkennen; daß Homer den inneren Grund von dem was er hier schildert selbst nicht mehr verstehe, verrate sich in der auffallenden Kürze, »mit der »das Gräßlichste, die Hinschlachtung der Menschen samt den »Pferden und Hunden, erzählt wird«. Im Anschluß daran heißt es (S. 17): »Man merkt überall: er ist es wahrlich nicht, der so »grausige Vorgänge zum ersten mal aus seiner Phantasie erzeugt; »übernommen (woher auch immer), nicht erfunden hat Homer »diese Bilder heroischen Seelenkultes.« Und in einer Anmerkung wird dann die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß er diese Partie »aus Schilderungen älterer Dichtung« herübergenommen habe.

Die Frage nach der Existenz des einen Dichters Homer ist von solchen die sie bejahten öfters in dem Sinne maßvoll erörtert worden, daß eine lange und mannigfaltige Entwickelung der epischen Poesie anerkannt und nur entweder an den Anfang oder ans Ende »Homer« gestellt wurde, je nachdem man ihm die Rolle der ursprünglichen Erfindung des Planes oder die einer nachträglichen Zusammenfassung und Gestaltung zuwies. Keins von beidem trifft bei Rohde zu: sein Homer steht mitten inne

in dem Gange des Werdens und Wachsens; er hat ältere Anschauungen, darunter auch solche die ihm selbst schon unklar waren, beibehalten, zum Teil vielleicht im Anschluß an frühere poetische Bearbeitungen dargestellt, dann aber ist sein eigenes Werk der Grundstock für ein weiteres Wachstum geworden, das sich durch Generationen hinzog. Wieviel Berechtigung unter diesen Umständen der Nachdruck hat, mit dem Rohde sein Festhalten an der Annahme éines eigentlichen Homer betont, darüber wollen wir nicht streiten; die wichtigsten praktischen Konsequenzen jedenfalls sind seiner Auffassung und der unsrigen gemeinsam. Aber die Übereinstimmung reicht noch weiter. Rohde hat eine Scheidung äolischer und ionischer Elemente in den überlieferten Epen nicht versucht, die Grundthatsache ihrer Mischung überhaupt nicht berührt, vielleicht nicht erkannt: Homer ist ihm ein Ionier, ein Repräsentant ionischer Geistesbildung. Aber indem er die schöpferische That dieses Genius, die Erzeugung einer freisinnigen, hier und da schon fast ins Frivole überschlagenden Theologie, einerseits in Gegensatz stellt zu Resten älteren Volksglaubens, die sich innerhalb derselben Dichtung erhalten haben, andrerseits aus Naturanlage und Denkweise gerade des ionischen Stammes erklärt, bringt er ungewollte und deshalb um so zuverlässigere Hilfe für unser Unternehmen, den Anteil der beiden Stämme auszusondern. Nur in eingeschränktem Sinne hält er den Götterstaat, wie Homer ihn schildert, für eine Erfindung des Dichters (S. 37 f.): »was er vorbringt, muß auch zum »Volksglauben gehört haben: die Auswahl, die Zusammenfügung »zum übereinstimmenden Ganzen wird des Dichters Werk sein. »Wäre nicht der homerische Glaube so geartet, daß er, in seinen »wesentlichen Zügen, Volksglaube seiner Zeit war oder sein »konnte, so wäre auch, trotz aller Schulüberlieferung, die Über»einstimmung der vielen an den zwei Gedichten thätigen Dichter »fast unerklärlich. In diesem eingeschränkten Sinne kann man »sagen, daß Homers Gedichte uns den Volksglauben wieder»erkennen lassen, wie er zu der Zeit der Gedichte sich gestaltet »hatte — nicht überall im vielgestaltigen Griechenland, aber doch »gewiß in den i o n i s c h e n Städten der kleinasiatischen Küste »und Inselwelt, in denen Dichter und Dichtung zu Hause sind.« Dieser Zusammenhang wird dann weiter mit eindringendem Verständnis geschildert und zur Erklärung der auffallenden Thatsache

verwertet, daß (S. 35) »in dieser Frühzeit griechischer Bildung »eine solche Freiheit von ängstlichem Wahn auf dem Gebiete, »in dem der Wahn seine festesten Wurzeln zu haben pflegt, »erreicht werden konnte«. Ich muß auch hier Rohdes eigene Worte gebrauchen, um sicher zu sein, daß ich seinen Sinn treffe. Er schreibt (S. 40 f.): »Das Irrationelle, Unerklärliche ist das »Element des Seelen- und Geisterglaubens, hierauf beruht das »eigentümlich Schauerliche dieses Gebietes des Glaubens oder »Wahns, und auf dem unstät Schwankenden seiner Gestaltungen. »Die homerische Religion lebt im Rationellen, ihre Götter sind »völlig begreiflich griechischem Sinn, in Gestalt und Gebahren »völlig deutlich und hell erkennbar griechischer Phantasie. Je »greifbarer sie sich gestalteten, um so mehr schwanden die »Seelenbilder zu leeren Schatten zusammen.« Einen einflußreichen Priesterstand hatten die Ionier nicht. »Wenn es einen »Lehrstand gab, so war es in diesem Zeitalter, in dem noch alle »höchsten Geisteskräfte ihren gesammelten Ausdruck in der Poesie »fanden, der Stand der Dichter und Sänger. Und dieser zeigt »eine durchaus 'weltliche' Richtung, auch im Religiösen. Ja »diese hellsten Köpfe desjenigen griechischen Stammes, der in »späteren Jahrhunderten die Naturwissenschaft und Philosophie »'erfand' (wie man hier einmal sagen darf), lassen bereits eine »Vorstellungsart erkennen, die von Weitem eine Gefährdung der »ganzen Welt plastischer Gestaltungen geistiger Kräfte droht, »welche das höhere Altertum aufgebaut hatte.«

Diese einleuchtenden, schön entwickelten Gedanken stimmen nicht ganz zu dem, was derselbe Forscher vorher gesagt hat. Homers Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits, die so durchaus den Geist eines bestimmten Erfinders verraten sollten, erscheinen nun doch als der unwillkürliche Ausdruck des Volksgeistes, nicht der Griechen überhaupt aber der Ionier. Hier zeigt sich von Neuem, daß der Glaube an die Persönlichkeit Homers, wie Rohde ihn bekennt, ein fremdartiges Element innerhalb seiner sonstigen Anschauungen ist, stehen geblieben als Überrest von einer im Grunde überwundenen Entwickelungsstufe des Erkennens. Aber anstatt bei diesem Punkte zu verweilen, wollen wir uns lieber der lebendigen und fruchtbaren Ideen freuen, die um ihn her erwachsen sind. Treffend charakterisiert Rohde die Geistesrichtung des ionischen Stammes, indem

er die Thatsache, daß aus ihm die Begründer der griechischen Philosophie und Naturwissenschaft hervorgegangen sind, in Zusammenhang bringt mit der von Furcht und im Grunde auch schon von Ehrfurcht freien Art, wie Homer über die Götter spricht. Man erinnert sich der grellen Beleuchtung, in die das Bild ihres Lebens und Treibens durch Hermann Grimm gerückt worden ist[52]. Er vergleicht das Verhältnis der homerischen Götter zu den Menschen mit dem zwischen einem übermütigen und rücksichtslosen Adel und einem an sittlicher Tüchtigkeit überlegenen, doch immer noch willig sich unterordnenden Bürgerstande. Wie in der Sphäre, in die uns Schillers »Kabale und Liebe« versetzt, die Mitglieder der Hofgesellschaft sich gegenseitig nichts Gutes zutrauen, vielfach gegen einander intriguieren, aber darin übereinstimmen, daß sie von dem niederen Stande unbedingte Verehrung erwarten und ihn nur als Spielball ihrer Launen ansehen, so seien die Götter in der Ilias im eignen Verkehr oft kleinlich und würdelos, werden aber majestätisch und unnahbar, sobald ein Wesen niederer Ordnung erscheine. Grimm wagt die Vermutung, daß sich »die homerische Götterwirtschaft vielleicht aus den eigenen Erfahrungen des Dichters erkläre«, daß er Zustände und Vorgänge in einer adligen Kaste seiner Zeit geschildert, zugleich aber dadurch, daß er den Schauplatz auf den Olymp verlegte, den Anschein einer hämischen Kritik habe vermeiden wollen. Das ist ja nun sicher eine verfehlte Deutung, und selbst unter den modernen Geistern konnte wohl nur eben Hermann Grimm auf sie verfallen, der die angeborene Fähigkeit des Nachempfindens mehr und mehr durch das Lustgefühl betäubt hat, überall ein der eigenen Denkart verwandtes Raffinement aufzuspüren; wer das geistreich verzerrte Bild ansieht, das er uns neuerdings von Goethes Tasso gezeichnet hat, wird nicht mehr erwarten Homer von ihm verstanden zu finden. Aber ein Element von Wahrheit liegt doch auch hier in dem, was er vorträgt. »Wie hoch steht Hektor mit seiner Familie sittlich über »den Göttern, die ihn mit Lug und Trug zu Tode hetzen!« ein solcher Satz drückt eine berechtigte Empfindung aus, von der

52) Homer. Ilias, erster bis neunter Gesang. Berlin 1890. (Vgl. meine Besprechung dieses wunderlichen Buches Berl. philol. Wochenschr. 1892 Sp. 517 ff.). Von den Göttern handelt der Verf. S. 29 ff. 221.

wir kaum glauben können, dass sie den Griechen ganz fremd gewesen sei. Sie war es in der That nicht; an Protesten gegen die homerische Weltanschauung hat es in geschichtlicher Zeit nicht gefehlt, man braucht nur des einen Platon zu gedenken. Und wenn die Macht der Poesie groß genug gewesen ist, um den Vorstellungen vom Dasein der Götter, die im Epos fixiert waren, für alle spätere Kunst und Dichtung die Herrschaft zu sichern, so verträgt sich die Thatsache doch sehr wohl mit der Einsicht, daß diese Vorstellungen da, wo sie zuerst erwuchsen, nicht der Ausdruck der griechischen Religion waren, sondern das Zeugnis einer beginnenden Abkehr vom überlieferten Götterglauben bei demjenigen Stamme, der auch für die folgenden Generationen in Verstandeskultur und freier Ausbildung der menschlichen Geisteskräfte die führende Rolle behauptet hat.

Daraus folgt dann aber von selbst, daß die Reste einer früheren, minder leichtherzigen Religion, die Rohde inmitten der homerischen Schilderungen aufgedeckt hat, den äolischen Bestandteilen des Epos angehören, so daß sich hier das Verhältnis wiederholt, das uns nun schon in einer Reihe von Beispielen entgegengetreten ist. Dies müßten wir annehmen, auch wenn kein besondrer Anhalt dafür sich böte; aber auch der ist von Rohde nachgewiesen. In Hesiods Erzählung von den Dämonen und den »Seligen«, die aus den Menschen des goldenen und des silbernen Geschlechtes hervorgegangen seien (Ἔργ. 121 ff. 140 ff.), hat er die Nachwirkung eines Unsterblichkeitsglaubens erkannt, der weit über Homers Gedichte hinaufreicht (S. 89 ff.). Bei aller Verwandtschaft und Abhängigkeit steht Hesiods Poesie zur homerischen in deutlichem Gegensatze. Daß sich dieser auch in bewußter Kritik bethätigt habe, schließt Rohde aus den Worten, die der Dichter den Musen, da wo sie ihn zu seinem Berufe weihen, in den Mund gelegt hat (Θεογ. 26 ff.):

ποιμένες ἄγραυλοι, κάκ' ἐλέγχεα, γαστέρες οἶον,
ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα,
ἴδμεν δ' εὖτ' ἐθέλωμεν ἀληθέα γηρύσασθαι.

Von hier aus versteht es sich leicht, daß Hesiod Reste von altem, ernstem Brauch und Glauben wieder zu beleben suchte, die sich »im festländischen Griechenland, im Lande der böotischen Bauern »und Ackerbürger, in abgeschlossenen Lebenskreisen« erhalten

hatten. Dieser Boden aber, auf dem seine Poesie erwuchs, war altäolisches Gebiet.

2. Die Erkenntnis, die wir im Anschluß an Rohde gewonnen haben, ist keine bei der sich ausruhen läßt; sie drängt zu der Frage, wie denn nun im einzelnen die an Alter und Herkunft verschiedenen Bestandteile der homerischen Religion zu sondern seien. Und da wiederholen sich in verstärktem Maße die Schwierigkeiten, mit denen wir im vorigen Kapitel zu thun hatten. Wenn gestritten werden konnte, ob die auffallende Handlungsweise der Penelope in σ auf der frivolen Erfindung eines Homeriden beruhe oder ein Ausdruck uralter Rechtsanschauungen sei, wenn so handgreifliche Dinge wie Streitwagen und eiserne Waffen, wo sie im Epos vorkommen, von den einen für moderne Eindringlinge von andern Forschern für eine Antiquität gehalten wurden: so wird vollends im Kreise religiöser und mythologischer Vorstellungen Irrtum und Zweifel darüber möglich sein, ob solche Züge, die bei Homer nur vereinzelt begegnen, noch oder schon der Entwickelungsstufe angehören, die er vertritt. Daß ferner die Teile der Sage, die bei Homer überhaupt nicht sondern erst bei späteren Dichtern bezeugt sind, notwendig nach der Zeit des Epos erdacht sein müßten, wird niemand behaupten wollen; gleich die Geschichte der Weltalter bei Hesiod ist ein Beweis des Gegenteils. Altertümliche Vorstellungen, die durch die Herrschaft des ionischen Geistes zurückgedrängt waren, können im Kultus und im Volksglauben lebendig geblieben und von da nachher wieder in die Dichtung eingedrungen sein. Aber wie sind die einzelnen Fälle zu beurteilen? Die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, die zuerst bei Hesiod (Θεογ. 924) und in den Hymnen (Athen. 4 f. und pyth. Apoll. 130 f. [308]) erwähnt wird, ist sie ein alter Mythus oder freie Dichtung? Von Achills Unverwundbarkeit weiß die Ilias nichts, und Preller hat (Griech. Mythol. II² S. 399 f.) die Stufen angedeutet, durch welche dieser Zug der Sage später sich entwickelt hat. Aber Beloch (GrG. I 134) meint, Achilleus sei schon nach der ursprünglichen Volkssage nur an einer Stelle verwundbar gewesen, so gut wie andere Sonnenhelden, z. B. unser Siegfried, und die Ilias habe nur »mit »feinem Takt diesen Zug fallen lassen und die durch Thetis im »Feuerbad undurchdringlich gemachte Haut durch eine undurch»dringliche Rüstung ersetzt«. Das wäre nicht gerade unmöglich,

müßte aber doch etwas kräftiger bewiesen werden als durch den Vergleich mit Siegfried und die Berufung auf den feinen Takt des Iliasdichters.

Die Methode, nach welcher der Verfasser der Psyche die Rudimente eines vorhomerischen Seelenkultes zu erkennen sucht, ist vortrefflich; ihren wichtigsten Grundsatz haben wir oben (S. 207) wörtlich wiedergegeben, auch die Hauptfundstätten innerhalb des Epos hat er zweifellos richtig erkannt: im einzelnen aber sind manche seiner Deutungen doch anfechtbar. Gewiß hat er recht die feierlichen Begehungen an der Leiche des Patroklos als wertvollstes Zeugnis für die ältere Religion geltend zu machen; und wenn in dem Gebet, das Achill bei dieser Gelegenheit an den Gott Spercheios richtet (Ψ 144 ff.), anschaulich ein Gottesdienst ohne Tempel, ein Opfer dessen Blut in die Quellen des Stromes fließen soll, beschrieben wird, so stimmt der Platz, den Rohde im Zusammenhang seiner Theorie diesem Gebet anweist, aufs beste zu der Schätzung, die sich uns von einer andern Seite her für dieselben Verse ergeben hat (oben S. 201 f.). Nicht berechtigt aber scheint mir der Schluß, den er ohne weiteres zieht, daß nun auch die Kampfspiele, die nachher veranstaltet werden, zum ältesten Bestande der Ilias gehören müßten. Sie können sehr wohl als ausschmückende Zuthat in den ursprünglich kürzeren und einfacheren Verlauf der Feier nachträglich eingefügt sein. Rohde selbst führt (S. 18) einige Homerstellen an, aus denen hervorgeht, daß die Veranstaltung von Wettspielen zu Ehren verstorbener Fürsten eine ganz gewöhnliche Sitte war, und erinnert an die Häufigkeit solcher ἀγῶνες ἐπιτάφιοι in der späteren Dichtung. Freilich meint er in den Worten, die Nestor Ψ 646 an den Peliden richtet (ἀλλ' ἴθι καὶ σὸν ἑταῖρον ἀέθλοισι κτερέιζε), einen besonders altertümlichen Gedanken zu erkennen (S. 19): »die Leichenspiele werden auf die »gleiche Stufe gestellt wie die Verbrennung der einstigen Habe »[κτέρεα], an der die Seele des Verstorbenen auch ferner Genuß »haben soll.« Aber eben der eigentliche Sinn der Verbindung κτέρεα κτερεΐζειν, den Rohde hier und anderwärts mit Recht betont, läßt deutlich erkennen, daß das Verbum ursprünglich gar keinen anderen Akkusativ als den des Nomens, von dem es abgeleitet ist, bei sich haben durfte; wo statt dessen eine Person das Objekt zu κτερεΐζειν bildet, da ist die Bedeutung des Wortes

verblaßt und es heißt weiter nichts als »feierlich bestatten«. In dieser Weise gebraucht es Homer auch außerhalb von Ψ mehrmals; und die Stellen, an denen es geschieht, können eher für relativ jung als für lebendige Zeugnisse einer vorhomerischen Denkungsart gehalten werden.

Einer etwas eingehenderen Untersuchung bedürfen die Fragen, zu denen in der Odyssee die Nekyia den Anlaß giebt. Rohde bezeichnet es (S. 45 f.) als »eines der wenigen sicheren »Ergebnisse einer kritischen Analyse der homerischen Gedichte, »daß die Erzählung von der Fahrt des Odysseus in die Unter»welt im Zusammenhang der Odyssee ursprünglich nicht vor»handen war«. Hier werden Kirchhoff und Wilamowitz, anscheinend geflissentlich, ignoriert, nach deren Ansicht der Grundstock der Nekyia gerade zu den ältesten Teilen des Epos gehört. Wen Rohde ihnen gegenüber als Vertreter einer wissenschaftlich »sicheren« Analyse im Sinn hat, sagt er nicht; vermutlich ist es Niese, der (EHP. 166 f.) im Anschluß an manche älteren Forscher das ganze elfte Buch für einen späteren Zusatz erklärt hat. Wer nun Recht habe, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die verschiedenen Elemente, aus denen die Nekyia besteht, unter sich verglichen und dem relativen Alter nach abgestuft sind. Über die Gesichtspunkte, die dabei beachtet werden müssen, orientiert man sich am bequemsten, wenn man etwa die Behandlung von Kammer (Die Einheit der Odyssee [1873] S. 474 ff.) und die von Wilamowitz (HU. I 7) zusammenhält; beide Forscher gehen von entgegengesetzten Grundanschauungen aus, stimmen aber in der Abgrenzung und zum Teil auch in der Beurteilung der einzelnen Partieen überein.

Mit beiden (Kammer S. 525, Wilamowitz S. 144 f.) dürfen wir zunächst die Elpenor-Episode als eine nachträgliche Zuthat ausscheiden. Das Gleiche gilt von dem Abschnitt (λ 566—631), der von Minos, Herakles und den Büßern handelt und auf einer theologischen Anschauung beruht, die »dem Vorstellungskreise der homerischen Zeit fern liegt« (Kammer S. 529). Es bleiben noch drei Stücke: die Unterhaltung mit Teiresias und Antikleia, der Frauenkatalog und die Gespräche mit den Genossen des trojanischen Krieges. Das mittlere derselben wird wieder von beiden Gelehrten ähnlich beurteilt. Kammer (S. 527) weist es in die Zeit, »in der jene von Begebenheit zu Begebenheit die Odyssee

»organisch fortbildende Erfindungskraft ausgestorben war«, während doch immer noch die Rhapsoden »nicht nur wiedererzählen »wollten, sondern auch selbst schaffen an dem Webstuhle der »Dichtung«; und Wilamowitz hat (S. 147 ff.) die mutmaßlichen Quellen dieses Heroinenverzeichnisses genauer erörtert. Die beiden Scenengruppen, um die es sich schließlich nur noch handelt — Teiresias und Antikleia auf der einen Seite, Agamemnon, Achill, Aias auf der anderen — sind dadurch scharf geschieden, daß in der ersten vorausgesetzt ist, die Schatten müßten Blut trinken um zum Bewußtsein zu kommen, während Achill und Aias den Besucher ohne weiteres erkennen und sofort im Stande sind mit ihm zu sprechen. Von der Seele des Agamemnon heißt es allerdings beim ersten Auftreten (390): ἔγνω δ' αἶψ' ἐμὲ κεῖνος, ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν. Aber die zweite Hälfte des Verses lautet in manchen Handschriften, ebenso wie 615, ἐπεὶ ἴδεν ὀφθαλμοῖσι; und diese Lesart muß sehr alt sein, da sich auf sie eine Bemerkung im Harleyanus bezieht: πῶς μὴ πιὼν τὸ αἷμα γινώσκει; Höchst wahrscheinlich haben Kammer (S. 497) und Wilamowitz Recht, daß die Erwähnung des Blutes erst durch eine Korrektur von demjenigen hereingebracht worden ist, der die Unterhaltung mit Agamemnon und den Seinen an die Begegnung mit Teiresias und Antikleia anknüpfte. Und selbst, wenn das nicht so wäre, vielmehr von Anfang an dagestanden hätte ἐπεὶ πίεν αἷμα κελαινόν, so würde das eben nur ein schwacher Versuch des Dichters der folgenden Partie sein, die Voraussetzung der vorhergehenden festzuhalten, und würde dann eben durch sein Mißlingen beweisen, daß in Wahrheit diese Voraussetzung nicht mehr besteht.

Die Frage, die wir entscheiden wollen, läßt sich nun sehr einfach dahin formulieren: welche der beiden zuletzt besprochenen Scenengruppen ist die ältere? Kammer hält das Bluttrinken wie in Vers 390 so in der ganzen Schilderung der Unterwelt für einen später eingefügten Zug (S. 495) und spricht deshalb der Begegnung mit Agamemnon, Achill, Aias im Vergleich zu der mit Teiresias und Antikleia das höhere Alter zu, sieht also in dem Gespräche mit den griechischen Helden das ursprünglichste Stück der ganzen Nekyia (S. 510. 517). Umgekehrt entscheidet sich Wilamowitz (S. 158). Die Gründe, die ins Feld geführt werden, sind hüben wie drüben der Beachtung wohl wert und

halten sich, so weit es auf die poetische Würdigung des Inhaltes ankommt, so ziemlich das Gleichgewicht; das unterscheidende Merkmal des Blutgenusses muß den Ausschlag geben. Dabei muß man sich von vornherein klar machen, daß die Scenen, in welchen das Blut getrunken wird, von der vorhergehenden Schilderung des Totenopfers (λ 23—50) nicht getrennt werden können. Kammer hat dies auch richtig erkannt und erklärt konsequenterweise (S. 506 ff.) den ganzen Apparat des Totenkultes im Eingang des Buches und natürlich auch in κ für ein Stück der späteren Zusätze. Aber wie stellen sich die Dinge dar, wenn wir mit der durch Rohde gewonnenen Erkenntnis an sie herantreten? Wenn es jetzt feststeht, daß die finsteren Gebräuche, mit denen Achill die Leichenfeier für Patroklos begeht, innerhalb der homerischen Poesie einer älteren, vergessenen oder absichtlich zurückgedrängten religiösen Vorstellung angehören, muß dann nicht über das Opfer, das Odysseus im Hades darbringt, ebenso geurteilt werden?

Rohde hat diesen Schluß nicht gezogen. Er hält mit Kammer die Begegnung des Helden mit seinen früheren Kriegsgefährten für den eigentlichen Kern der Hades-Dichtung (S. 47), rechnet dazu aber außerdem die Scene mit der Mutter: diese ganze Partie habe ein Dichter erfunden, um »den Odysseus, der nun »schon so lange fern von den Reichen der thätigen Menschheit »einsam umirrt, in geistige Verbindung zu bringen mit den »Kreisen der Wirklichkeit, zu denen seine Gedanken streben, in »denen er einst selbst wirksam gewesen ist und bald wieder »kraftvoll thätig sein wird«; die Befragung des Teiresias sei nur ein Vorwand, um den Verkehr des Odysseus mit der Mutter und den alten Genossen herbeizuführen (S. 49). Der Gedanke, daß die Bewußtlosigkeit der Schatten durch das Trinken frischen Blutes für eine Weile unterbrochen werden kann, wäre nach Rohde eine Fiktion eben dieses Dichters, der eines solchen Mittels bedurfte, um in den Rahmen der homerischen Weltanschauung, die ein irgendwie inhaltsvolles Dasein nach dem Tode überhaupt nicht kannte, die Erzählung die er geben wollte einzufügen; und wieder um diese Fiktion anknüpfen zu können, hätte der Dichter die Schilderung eines altertümlichen Totenopfers, wie es zu seiner Zeit nicht mehr gebräuchlich war, aus der Vergessenheit hervorgeholt. »Auch hier also sehen wir«, heißt es S. 53, »versteinerte,

»sinnlos gewordene Rudimente eines einstmals im Glauben voll »begründeten Brauches vor uns, vom Dichter um dichterischer »Zwecke willen hervorgezogen und nicht nach ihrem ursprüng»lichen Sinne verwendet.« — An sich wäre diese Erklärung ja nicht völlig unmöglich; aber sie scheitert daran, daß der Dichter, dem diese ganze komplizierte und sorgfältig berechnende Erwägung zugeschrieben wird, doch zugleich im höchsten Grade unachtsam verfahren sein müßte. Denn er hätte in dem größten Teil gerade der Scenen, um deren willen er das Totenopfer eingefügt und die wunderbare Wirkung des Bluttrinkens erfunden haben soll, diese kunstreiche Veranstaltung ganz vergessen: Agamemnon, Achilleus, Aias erkennen den Odysseus und sprechen mit ihm oder können mit ihm sprechen, ohne vom Blut gekostet zu haben. Auf diesen tiefgehenden Unterschied von der Begegnung mit Antikleia hat Rohde gar nicht geachtet. Aber in einem anderen Punkte weist er selbst (S. 54) auf eine »Gedankenlosigkeit« des Dichters hin: dieser lasse den Odysseus für Teiresias und alle Toten ein Opfer geloben (κ 521 ff. λ 29 ff.), das er daheim in Ithaka ihnen darbringen wolle; das stimme nicht zu der homerischen Anschauung, nach der die Seelen aller Verstorbenen für ewig in den Erebos gebannt sind und der Genuß des Opfers ihnen unmöglich ist. Rohde glaubt hier »das merkwürdigste und bedeutendste aller Rudimente alten Seelenkultes« zu finden; gewiß mit Recht. Aber solche Bedeutung können wir diesem Stück doch nur dann beilegen, wenn wir es auch innerhalb der Erzählung als einen altertümlichen Rest ansehen, nicht wenn wir annehmen, daß es an seiner jetzigen Stelle von einem nachhomerischen Dichter aus Versehen mit erfunden sei. Der Dichter müßte denn eine ganz besondere Vorliebe für diese alten, düsteren Gebräuche gehabt haben; und dies wieder würde sich mit der Thatsache nicht vertragen, daß er da, wo es nötig war, wo die von ihm halb erneuerte halb frei erfundene Vorstellung nach seinem eignen Plane angewendet werden sollte, nicht an sie gedacht hätte.

Alle diese Schwierigkeiten sind nur dadurch entstanden, daß Rohde im vorliegenden Falle ohne erkennbaren, jedenfalls ohne ausgesprochenen Grund sein eignes Prinzip verlassen hat. Kehren wir von ihm zu ihm zurück, so ordnen sich die Dinge nun aufs einfachste. Die Scene zwischen Odysseus und den

Helden des trojanischen Krieges ist mitsamt dém vorhergehenden Intermezzo bei den Phäaken ein späterer Zusatz, dessen Verfasser nicht auf den Gedanken kam, daß es eines besonderen Mittels bedürfe, um die Schatten zum Bewußtsein zu bringen, weil er und seine Zuhörer an die Möglichkeit eines Verkehrs mit ihnen von Teiresias und Antikleia her längst gewöhnt waren. Der Teil, in dem diese beiden auftreten, bildet zusammen mit der Schilderung des Opfers den ältesten Bestand der Nekyia und muß im Zusammenhange der Odysseus-Sage schon enthalten gewesen sein, als der Plan zu unserem Epos sich befestigte; denn in dieser Partie herrscht eine religiöse Ansicht, die schon zur Zeit der Ilias-Dichtung nicht mehr lebendig war, also in der viel späteren Periode, der das Wachstum der Odyssee angehört, nicht mehr kräftig genug gewesen sein kann, um neue Schößlinge der Sage hervorzutreiben. Dies ist im wesentlichen dasselbe Resultat, zu dem auch Wilamowitz gelangt war; seine Analyse des λ ist durch die Folgerungen, die sich aus Rohdes allgemeiner Theorie ergeben, aufs schönste bestätigt worden. Auch mit der Art, wie er die verschiedenen Stücke des Gespräches mit Teiresias abstuft, hat er im wesentlichen das Richtige getroffen: die Anweisung, wie Poseidon versöhnt werden soll (λ 121 ff.), ist das Ursprüngliche, die Warnung vor Thrinakia (104—113) jedenfalls spätere Einlage. Aber dies und Verwandtes zu erörtern ist hier nicht der Platz; es kann nur in Verbindung mit der Komposition des ganzen Epos richtig gewürdigt werden.

Dagegen thut sich eine andere Frage auf, die recht eigentlich in den Bereich der gegenwärtigen Betrachtung gehört: wenn die Hadesfahrt des Odysseus einer der ältesten Bestandteile der Sage ist, reicht sie dann vielleicht in noch frühere Zeit hinauf und hat einen Mythus zur Grundlage, dessen Bedeutung sich etwa noch erkennen läßt? Daß überhaupt die Gestalt des Helden von Ithaka aus der eines Gottes sich entwickelt habe, ist mehrfach ausgesprochen worden. Wilamowitz deutet diese Möglichkeit an; genauer ausgeführt und auf den Besuch in der Unterwelt bezogen ist sie von Otto Seeck in seinem Buche über »die Quellen der Odyssee« (1887). Dieser glaubte aus dem Wortlaut einzelner Stellen zu erkennen, daß nach der ursprünglichen Meinung Odysseus im Westen unter die Erde hinabgehe,

dann den ganzen Hades durchschreite und im Osten wieder emporsteige; das sei ein menschliches Bild für die Bewegung der Sonne: sie »verschwindet im fernen Westmeere, um im »Osten wieder hervorzukommen; den weiten Weg, der dazwischen »liegt, muß sie unter der Erde zurücklegen« (Seeck S. 186). Eine ähnliche Deutung giebt Ed. Meyer (GA. II § 67), nur daß er statt des Tageslaufes den des Jahres zu Grunde legt: »Der »Held, der lange die Heimat meiden muß, in die Unterwelt »hinabsteigt, in die Gewalt der grauen Männer', der Phäaken, »der 'Verhüllerin' Kalypso, der Zauberin Kirke gerät, ist nichts »anderes als der sterbende Naturgott.« Die aus diesem Mythus gebildete Sage müsse in Arkadien zu Hause sein, weil dort nach Pausanias (VIII 12, 5. 14, 5 ff.) Penelope begraben war und Odysseus in Pheneos den Dienst des Poseidon ἵππιος begründet haben sollte. — Mit solcher Zurückführung der Heldensage auf Naturmythen kommen wir in ein Gebiet, auf dem es verhältnismäßig leicht ist eine geistreiche Ansicht aufzustellen, aber sehr schwer sie zu beweisen, ein Gebiet, dessen Anbau ich lieber anderen überlassen möchte. Nur eine nicht unwichtige Vorfrage kann von den hier geführten Untersuchungen aus entschieden werden.

Ed. Meyer hebt zwar (§ 277 Anm.) ausdrücklich hervor, daß »die Heroen des Epos nicht alle eines Ursprungs« seien, und führt Beispiele verschiedenartiger Herkunft an; aber er meint doch: »die mächtigsten Heroen des Epos waren ursprünglich »Götter: viele sind in ihrer Heimat immer Götter geblieben, bei »anderen ist der göttliche Charakter in der Sage noch deutlich »erkennbar. Den umgekehrten Fall, daß ein ursprünglicher »Heros, d. h. ein sterbliches Wesen, zum Gott geworden wäre, »kenne ich weder in Griechenland noch sonst irgendwo (denn »die Vergötterung der Könige ist etwas wesentlich anderes). Die »Sagen von der Entrückung der Heroen sind ein Nachklang der »alten Göttlichkeit, nicht dichterische Erfindung.« Diese Gedanken stehen in bewußtem und sofort auch ausgesprochenem Gegensatz zu den Ansichten Rohdes, in denen die Heroisierung sterblicher Menschen, und weiter die Erhebung von Heroen zu Göttern (S. 171 f.) einen wichtigen Platz einnimmt. Auch Beloch glaubt (GrG. I S. 121), daß eine doppelte Entwickelung stattgefunden habe: während manche Götter zu Menschen herabsanken, wurden menschliche Vorfahren unter die Götter versetzt; es sei nicht

unmöglich, »daß unter den zahllosen Heroen, die in den ver»schiedenen Teilen der griechischen Welt verehrt wurden, so »mancher sei, der wirklich dereinst in Fleisch und Bein auf Erden »gewandelt« hatte. Ed. Meyer begründet seine schroffe Ablehnung damit, daß ihm kein Fall der Vergötterung eines Sterblichen bekannt sei; Zeugnisse, wie sie in den Anschauungen eines Pindar (Pyth. V 94) oder Euripides (Alkest. 1002) vorliegen, läßt er nicht gelten: aber durch Homer gewinnen wir ein objektiv gesichertes Beispiel. Agamemnon und Menelaos wurden in Sparta als Gottheiten verehrt (GA. II § 121 Anm., 277); und dies ist der Grund, weswegen Ed. Meyer als Heimat der troischen Sage, der ja Achill ursprünglich fremd gewesen sein soll, den Peloponnes annimmt (s. oben S. 136). Uns aber hat sich herausgestellt, daß Agamemnon mit den Seinen von rechtswegen nach Thessalien gehört und nur durch Irrtum der ionischen Sänger, die den überlieferten Grundstock der äolischen Sage weiter entwickelten, in den Peloponnes versetzt worden ist (oben S. 153. 159 f.). Wenn also er und sein Bruder in historischer Zeit im Peloponnes göttliche Verehrung genossen, so kann diese erst aufgekommen sein, nachdem jener Irrtum eingedrungen war und sich festgesetzt hatte; und die Menschen oder die Generationen, die den Heerkönig der Ilias als Gott anzusehen sich gewöhnten, haben in ihrer Anschauung eben den Wandel vollzogen, dessen Möglichkeit Ed. Meyer bestreitet.

II.

Der Vorsatz, die Grenzstreitigkeiten zwischen Sage und Mythus unberührt zu lassen, ist zunächst freilich in dem persönlichen Wunsche begründet, einen so schwankenden, trügerisch nachgiebigen Boden nicht zu betreten. Gar zu bunt und haltlos ist die Mannigfaltigkeit, mit der in die harmlosesten Züge der Dichtung, etwa die Zauberpflanze μῶλυ oder das schnelle Schiff der Phäaken, die wunderbarste Symbolik hineingeheimnißt werden kann. Selbst bei Forschern von unzweifelhaft kritischem Sinn und dabei von verwandter Geistesart, wie Ed. Meyer und Wilamowitz, konnte es geschehen, daß dasselbe Stück von dem einen für uralten mythischen Bestand, von dem andern für freie poetische Erfindung gehalten wurde. Beide sehen in Odysseus einen Gott. Aber Wilamowitz findet dessen Spur darin, daß er,

»der apollinische Held, am Neujahrsneumond wiedererscheint, »die Gattin befreit, die andere umwerben, und die Freier er»schlägt« (HU. 114); Kalypso ist ihm eine bewußte Nachdichtung zu Kirke. Meyer sieht umgekehrt (§ 67 Anm.) in dem Aufenthalte bei Kalypso eine alte Variante der Hadesfahrt und meint, »die Erzählung, daß der irrende Held bei seiner Rückkehr die »Gattin in äußerster Bedrängnis findet«, sei »schwerlich mythisch »sondern ein weitverbreitetes Märchen«, das »erst später an »Odysseus angeknüpft« wurde. Doch auch wer der Mythenforschung sympathisch gegenübersteht, wird zugeben müssen, daß sie in dem Stoff der homerischen Dichtung erst dann einen festen Anhalt finden kann, wenn dieser in sich selbst gegliedert und chronologisch geordnet sein wird. Nur auf diejenigen Teile, die bei solcher Anordnung ans obere Ende zu stehen kommen, darf überhaupt mythologische Deutung angewendet werden; bei allem, was in dem langen Entwickelungsgange des Epos nach und nach hinzugewachsen ist, kann mindestens der Verdacht nicht abgewiesen werden, daß es durch geschichtliche Erinnerung auf menschliche Erlebnisse zurückgehe oder aber durch die fröhlich weiterbildende Phantasie der Sänger ganz frei erfunden sei.

Die Ergiebigkeit der letzten Quelle und der mächtige Umfang der aus ihr geflossenen Sagenschicht, die man lange Zeit ganz verkannt hatte, ist neuerdings durch Niese kräftig hervorgehoben worden; ein Verdienst, das dadurch nicht geschmälert wird, daß er nun nach der andern Seite übertrieben hat. Wie er den ganzen Nestor und die ganze Nekyia aus dem echten Homer streicht (oben S. 160. 214), so hält er in der Ilias »alle olympischen Scenen für nicht ursprünglich« (EHP. 105). Zweierlei ist allerdings durch die bei dieser Gelegenheit (Kap. X) geführte Untersuchung bewiesen: daß den Grundstock der Ilias in früherer Zeit einmal eine Handlung gebildet hat, die ohne unmittelbares Eingreifen der Götter ganz natürlich verlief, und zweitens, daß die Schilderungen der Kämpfe um so jüngeren Ursprungs sind, je mehr in ihnen die Götter eine wesentliche, ohne Zerstörung des Zusammenhanges nicht ausscheidbare Rolle spielen. Aber wenn die späteren Dichter das Motiv der göttlichen Mitwirkung mehr und mehr vergröbert haben, so folgt daraus nicht, daß es von ihnen auch geschaffen worden ist; vielmehr möchte man gerade meinen, daß sie es in irgend einer beschränkten Geltung

und feineren Anwendung vorfanden, dann aber mißverstanden und durch mechanische Wiederholung verzerrten. Ganz gefehlt haben die olympischen Scenen sicher auch der ältesten Stufe der Heldendichtung nicht; denn, wie wir sahen (S. 143), wurde der Glaube, daß die Götter auf dem Olymp wohnen, zusammen mit allen anschaulichen Vorstellungen und festgewordenen Beiwörtern, die sich daraus ergeben hatten, von den Aolern schon aus ihrer thessalischen Heimat mit nach Kleinasien gebracht. Für uns erwächst die Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Art ursprünglich dieses Stück in dem Hausrat der epischen Dichter benutzt worden war und wie sich nach und nach das Verständnis dafür verloren hat.

Dafür giebt es ein, wie mir scheint, sicheres Mittel. Vergil hat in seiner Nachahmung des griechischen Epos auch die Götter und ihre Thätigkeit reichlich verwendet, aber ohne rechtes Verständnis für die Feinheit der homerischen Kunst. Diese konnte er nicht erfassen, weil ihm die Weltanschauung fremd war, aus welcher der älteste epische Stil unwillkürlich erwachsen war. Die Übertreibungen und Verkehrtheiten, zu denen er dabei gelangt ist, habe ich vor zehn Jahren im Zusammenhang einer Untersuchung[53]) erörtert, die der Charakteristik Vergils dienen sollte, zugleich aber schon den Gewinn angedeutet, der sich von hier aus für die Beurteilung der homerischen Poesie ergeben könnte. Durch Vergleichung von Homer und Vergil erkennen wir die Züge, die jedem von beiden eigentümlich und wesentlich sind, und dürfen dann sagen: je deutlicher in einem einzelnen Beispiel göttlicher Einwirkung bei Homer die einen hervortreten, desto wahrscheinlicher ist es, daß die Stelle zum ursprünglichen Bestande des Epos gehört; und je mehr eine Götterscene in Ilias oder Odyssee dem vergilischen Charakter sich nähert, desto tiefer muß sie herabgerückt werden, wenn wir die Teile der Dichtung ihrer Entstehungszeit nach ordnen wollen.

1. Der ganze Gang der Handlung, den die Äneïde darstellt, ist ohne fortwährendes Eingreifen der Himmlischen überhaupt nicht denkbar: der Held macht sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin er gelangen will; die Götter leiten ihn von

53) Zum Verständnis der nachahmenden Kunst des Vergil. Kiel 1885. S. besonders S. 23. Einzelne Sätze daraus sind im Folgenden wörtlich benutzt.

Ort zu Ort und lassen nur sehr allmählich erkennen, wo das Land liegt, in dem ein neues Troja gegründet werden soll. Eine wunderbare Verkündigung schließt sich immer an die andere an, erläuternd, ergänzend, aber nie vollständig aufklärend. So viele Stationen der Reise aufgezählt werden, beinahe ebenso oft muß Äneas den Entschluß fassen weiter zu fahren; und nirgends ist dieser Entschluß menschlich erklärbar, nirgends gewinnen wir den Eindruck, daß er auch ohne höheren Befehl hätte zu stande kommen können. Wenn man aus der Äneïde das fortnimmt, was die Götter sagen und thun, so bleibt nichts als eine Reihe zusammenhangloser, unverständlicher Bruchstücke übrig. Ganz anders bei Homer. Daß Niese in der Ilias alle Götterscenen für spätere Zusätze hält, wurde erwähnt; und die Thatsache dieser Hypothese reicht allein aus, um den tiefen Unterschied zu bezeichnen, der hier zwischen beiden Dichtern besteht. Vollends deutlich wird er, wenn man zusieht, in welcher Art der aus dem Reiche der Götter kommende Anstoß in das Getriebe der menschlichen Dinge eingefügt ist. Den Plan nach Sparta und Pylos zu reisen faßt Telemach, weil Athene es ihm geraten hat, die in Gestalt des Taphierfürsten Mentes zu ihm gekommen ist; aber denselben Rat hätte auch ein wirklicher Gastfreund geben können. Ebenfalls Athene ist es, die in Δ den unglücklichen Pandaros verleitet, daß er die günstige Gelegenheit benutzt gegen Menelaos einen Pfeil zu senden; ein Zuhörer, der etwa an die Götter nicht glaubte, könnte annehmen, daß in Wahrheit Antenors Sohn Laodokos der Anstifter gewesen sei und nur die Phantasie des Dichters in ihm eine verkleidete Gottheit gesehen habe. Dieses Verhältnis läßt sich nun in besonders lehrreicher Weise da beobachten, wo ein bei Vergil erzählter Vorgang einem homerischen nachgebildet oder doch ähnlich ist.

Wie Äneas bei Dido so verweilt Odysseus, wenn auch gezwungen, bei der Nymphe auf Ogygia; beide werden durch diesen Aufenthalt dem eigentlichen Ziel ihrer Fahrt ferngehalten, und für beide bringt erst der Götterbote den entscheidenden Befehl zur Abreise. Von Anfang bis zu Ende begreiflich ist die Erzählung in ε. Die Göttin fügt sich dem Willen des höchsten Gottes; aber was sie dabei thut und sagt, ist vom Dichter menschlich empfunden und geht uns menschlich nahe. Odysseus seinerseits erfährt nichts Genaueres über das was zwischen den

Göttern verhandelt ist, so daß er später (η 263) den Zweifel äußern kann, ob Kalypso auf Befehl des Zeus ihn entlassen oder von selbst ihren Sinn zum Mitleid gewandt habe. Völlig anders bei Vergil. Äneas wünscht garnichts anderes als in Karthago bei der Geliebten zu bleiben; da tritt, während er beschäftigt ist die Arbeiten am Bau der Stadt zu leiten, bei hellem Tage Merkur vor ihn, mit scheltenden Worten, und befiehlt ihm in Jupiters Namen, seiner Pflichten zu gedenken und Italien aufzusuchen. Schmerzbewegt entschließt er sich dem Befehl nachzukommen, so sehr ihm selbst die klägliche Rolle bewußt ist, die er dabei der Königin gegenüber spielt. Hier ist nichts von einem menschlich erklärlichen Verlauf: die göttliche Macht tritt störend dazwischen; und wenn wir sie wegdenken, so bleibt uns nicht, wie bei Homer, die Möglichkeit den Zusammenhang der Ereignisse auch als einen natürlichen anzusehen. — Auch Merkurs Auftreten an einer früheren Stelle, Aen. I 297 ff., hat in der Ilias ein Gegenstück. Jupiter schickt ihn nach Karthago hinab, um dafür zu sorgen, daß Aneas dort freundlich aufgenommen wird; und er entledigt sich dieses Auftrages, ohne daß wir im geringsten erfahren, wie er es gemacht habe, um auf die Stimmung der Punier und ihrer Königin einzuwirken. Es heißt nur (302 ff.):

et iam iussa facit ponuntque ferocia Poeni
corda volente deo; in primis regina quietum
accipit in Teucros animum mentemque benignam.

Damit vergleiche man den psychologischen Takt, mit dem selbst in einem so späten Gesange wie Ω das Erscheinen des Gottes behandelt ist. In Gestalt eines Jünglings, der zum Gefolge des Achilleus gehört, begegnet er dem trojanischen König, wie er durch das Dunkel der Nacht in das griechische Lager fahren will; neugierig und teilnehmend wie ein sterblicher Mensch spricht er zu ihm, führt ihn durch das Thor der Befestigung bis zum Zelte des Peliden und giebt sich erst beim Abschied (460) zu erkennen. Um Achill im voraus freundlich zu stimmen, haben sich die Götter der Vermittelung seiner Mutter bedient. Und wie nun der Vater seines toten Feindes bittend vor ihm kniet, verstehen wir, was in den Herzen beider vorgeht, und denken nicht mehr daran, daß diese Scene durch fremde Veranstaltung herbeigeführt ist.

Ein beliebtes Mittel, um auf die Entschließung der Menschen einzuwirken, ist die Erscheinung im Traume. Auf diesem Wege giebt Zeus (*B* 23) dem Führer des griechischen Heeres den Plan zu einem entscheidenden Angriff ein; im Traum tröstet Athene (δ 804) die unglückliche Mutter des Telemach, ein Traumbild schickt sie (ζ 25) der Nausikaa, um sie zu veranlassen daß sie am folgenden Tage mit ihren Mägden zur Wäsche hinausfährt. In all diesen Fällen könnte der Traum auf die natürlichste Weise so stattgefunden haben, wie er erzählt wird: dem Agamemnon erscheint als Mahner und Berater Nestor, Penelope glaubt ihre Schwester zu sehen, Nausikaa eine vertraute Gespielin; und so wenig wunderbar wie die Person ist das was sie sagt, vielmehr wird jedesmal nur ein Gedanke ausgesprochen, der auch aus der eigenen Seele des Träumenden hätte aufsteigen können. Auch Vergil weiß von Träumen zu erzählen; aber immer sind es wunderbare Erscheinungen und unerwartete Botschaften, die er in dieser Form einführt. Noch am wenigsten gilt dies von Hektor, der (II 270) in der Unglücksnacht dem Äneas die Nachricht bringt, daß die Danaer in der eroberten Stadt wüten. Aber so recht den Eindruck eines künstlichen Apparates haben wir im folgenden Buche, wo Äneas schon längere Zeit auf der Insel Kreta verweilt, die er für das ihm bestimmte Land hält, plötzlich durch Mißwachs darauf hingewiesen ist, daß die Götter es anders wollen und nun im Traum von den Penaten Auskunft erhält, wohin er sich wenden soll (III 148). Noch unnatürlicher ist die Weise, wie Turnus (VII 419 ff.) zum Zorn gegen die phrygischen Ankömmlinge aufgeregt wird. Die Furie Alekto naht dem Schlafenden in Gestalt einer alten Priesterin der Juno und macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm drohe; aber die Sorge darum liegt seinem eigenen Denken so fern, daß er die Warnerin spöttisch zurückweist, bis sie, darüber empört, ihr wahres Wesen offenbart, mit ihrer Geißel den Verwegenen peitscht und ihm eine brennende Fackel gegen die Brust schleudert. In Schweiß gebadet erwacht er und ist nicht etwa froh, daß die Spukerscheinung entflohen ist, sondern thut jetzt, was sie ihm befohlen hat. Etwas mehr psychologisch vermittelt ist der Traum, den Äneas kurz vor der Abfahrt von Karthago, schon an Bord seines Schiffes, hat (IV 554); wenn doch einmal Merkur in eigener Gestalt den Wachenden besucht und genötigt hat Dido zu verlassen,

so ist es verständlich, daß er jetzt, wo alles zur Fahrt bereit ist, im Traume den Gott zu erblicken und seine Mahnung zur Eile zu vernehmen glaubt. — Leise angedeutet ist von Homer ein göttlicher Eingriff γ 280: Apollon tötet mit seinen sanften Geschossen den Steuermann des Menelaos, πηδάλιον μετὰ χερσὶ θεούσης νηὸς ἔχοντα. Was hat Vergil daraus gemacht? Dem Palinurus nähert sich, allerdings in menschlicher Verkleidung, der Schlafgott und redet ihm zu, sich ein wenig Ruhe zu gönnen. Jener widersteht der Versuchung. Da ergreift der Gott einen in lethäisches Naß getauchten Zweig und schwingt ihn über dem Haupte des Unglücklichen, daß er einschläft; aber damit ist es nicht genug, er greift selber zu um sein Werk zu vollenden (V 858 ff.):

et superincumbens cum puppis parte revolsa
cumque gubernaclo liquidas proiecit in undas
praecipitem ac socios nequiquam saepe vocantem;
ipse volans tenuis se sustulit ales ad auras.

Wie in dem Verlauf dieses letzten Beispiels, so ist es anderwärts von vornherein: die Götter greifen unmittelbar, durch ein Wunder in das natürliche Geschehen ein, nicht bloß durch das Mittel eines menschlichen Entschlusses, den sie herbeiführen. Auch dabei unterscheiden sich Homer und Vergil in höchst charakteristischer Weise. Wie Odysseus aus dem Bade kommt, sich gesalbt und reine Gewänder angelegt hat, macht ihn Athene (ζ 230 f.)

μείζονά τ' εἰσιδέειν καὶ πάσσονα, κὰδ δὲ κάρητος
οὔλας ἧκε κόμας ὑακινθίνῳ ἄνθει ὁμοίας,

eine Verwandlung, die dem Dichter der Odyssee zu einem seiner schönsten Vergleiche den Anlaß gegeben, also jedenfalls lebhaft seiner Phantasie vorgeschwebt hat. Aber der wunderbare Vorgang ordnet sich aufs Beste in die natürliche Folge der Ereignisse ein: was für den nüchternen Verstand eine Wirkung des Bades und der glänzenden Kleider ist, erscheint dem poetischen Sinn als übermenschliche Gabe. Auch an einer späteren Stelle, wo die entsprechenden Verse von vielen für interpoliert gehalten werden (ψ 157 ff.), sind sie doch ohne Schaden für die innere Wahrscheinlichkeit angebracht. Vergil hat das nicht empfunden;

er läßt den Äneas von seiner göttlichen Mutter in dem Augenblick verschönert werden, wo er den Puniern überhaupt zuerst sichtbar wird (I 589). Diese Stelle ist noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert; denn hier tritt Äneas mitten in der Versammlung des karthagischen Hofstaates plötzlich aus der Wolke heraus, die ihn, nach homerischem Muster, bei seinem Eintritt in die Stadt verdeckt hat. Zuerst erwähnt wird sie I 411, wo Venus am Morgen im Walde dem Irrenden begegnet ist und ihn auf den Weg zur Stadt gewiesen hat. Mehrfach wird dann erwähnt, daß Äneas und sein Begleiter aus der sicheren Umhüllung heraus beobachten, was um sie her vorgeht (439. 516), bis zuletzt, wo sie Zeugen der Aufnahme sind, die ihre Genossen bei Dido finden, der schützende Nebel ihnen selbst anfängt lästig zu werden (579 f.):

> *his animum arrecti dictis et fortis Achates*
> *et pater Aeneas iamdudum erumpere nubem*
> *ardebant.*

Ein seltsames Bild: der Held vor Eifer brennend sich bemerklich zu machen, aber außer stande dies zu thun, bis der Zauber von selbst verschwindet. Homer hatte es anders gemeint. Als Odysseus in die Stadt der Phäaken eintritt, ist es später Abend (η 13. 138); und wenn jetzt der Dichter erzählt, daß Athene ihn mit Nebel umgeben habe (16), so mutet er damit dem Hörer keine schwer vollziehbare Vorstellung zu. Auch nachher, als der Gast in den Saal eingetreten ist, durch die schmausenden Phäaken unbemerkt hindurchgeht und auf einmal, indem die Wolke zurücksinkt (143), vor der Königin kniet, wird es unserer Phantasie nicht schwer der Schilderung zu folgen; denn denselben Hergang können wir als einen ganz natürlichen, ohne Göttin und ohne Nebelhülle, uns denken.

2. Der Grund des geschilderten Unterschiedes ist nicht schwer zu erkennen. In zwei Dingen waren hier die Sänger des griechischen Heldenalters dem augusteischen Dichter überlegen: einmal in der Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung, die sie von der Natur und dem Menschenleben hatten, sodann in der Aufrichtigkeit des Glaubens an eine jenseitige Macht, von der beide beherrscht werden. Wohl erzählten sie Thaten und Schicksale, die ins Großartige und Übermenschliche gesteigert waren; aber dabei konnte es ihnen nicht in den Sinn kommen

Dinge zu erfinden, die der Art nach dem widersprachen, was die Erfahrung lehrte. Und wenn sie von dem besonderen Anteil berichteten, den die Götter an den Erlebnissen der Helden genommen hätten, so ließen sie, ohne viel darüber nachzudenken, deren Thätigkeit eben nur da eintreten, wo der innere Zusammenhang des natürlichen Geschehens oder des menschlichen Wollens einer Beobachtung nicht offen lag. Das ist ja überhaupt die stärkste Quelle religiöser Gesinnung, daß der Mensch einem unbegreiflichen Ereignis gegenübersteht, das er nun doch, um es in seine Vorstellung einzuordnen, irgendwie erklären möchte; da bietet sich zur Ausfüllung der Lücke die Annahme dar, daß es ein höheres Wesen gebe, das hier im Verborgenen mit unwiderstehlicher Gewalt gewirkt habe. Die Anfänge dieser Entwickelung zum Glauben lassen sich bei Homer noch verfolgen.

Daß auffallende Naturerscheinungen, Regen Blitz Donner, von den Göttern gesandt werden, daß eine starke Hand die Wolken sammelt und zerteilt, das Meer aufregt, daß in dem regelmäßigen Wechsel von Nacht und Tag, Sommer und Winter, im Kreislauf der Gestirne persönliche Mächte sich bethätigen, solche Vorstellungen bilden die Grundlage der griechischen wie jeder anderen Religion. Wichtiger sind uns hier die Beziehungen, in welche jene unsichtbaren Wesen frühzeitig zu dem Thun und Leiden der Menschen gesetzt wurden. Eine Krankheit, die ohne äußeren Anlaß den Körper befällt, muß von Zeus gesendet sein (*ι* 411); für plötzlichen Tod eines Menschen suchen Verstand und Phantasie eine Ursache und finden sie in den sanften Geschossen des Geschwisterpaares Apollon und Artemis. Aber auch die unerwartete Genesung kommt von den Göttern (*ε* 397). Sie sind es, die wohl einem Sterblichen den Sinn bethören, daß er Dinge sagt oder thut, die ein anderer sich nicht zu erklären vermag: wenn Glaukos seine goldne Rüstung gegen die eherne des Diomedes weggiebt, so muß Zeus ihn verblendet haben (*Z* 234); Telemachs Reise nach Pylos führt der treue Diener darauf zurück, daß ihm τις ἀθανάτων βλάψε φρένας ἔνδον ἐίσας (*ξ* 178). Aus Erwägungen dieser Art ist Bedeutung und Gebrauch der Anrede δαιμόνιε entstanden[54]. Wie Odysseus als Bettler verkleidet mit

54) Dies findet man ausgeführt in meiner Schrift »Die Kunst des Übersetzens« (Berlin 1894) S. 25.

seinem Sohn und dem Sauhirten zusammensitzt und das Gespräch auf die Bedrängnis kommt, in der sich Telemach befindet, da fragt jener (*π* 95 f.):

> εἰπέ μοι, ἠὲ ἑκὼν ὑποδάμνασαι, ἦ σέ γε λαοὶ
> ἐχθαίρουσ᾽ ἀνὰ δῆμον ἐπισπόμενοι θεοῦ ὀμφῇ,
> ἦ τι κασιγνήτοις ἐπιμέμφεαι, κτλ.

Irgend einen Grund müßte die feindliche Stimmung des Volkes doch haben; und wenn äußerlich nichts vorliegt, wodurch sie entstanden sein könnte, so bleibt nur die Annahme übrig, daß ein Gott nach seiner Willkür sie erregt habe. Aber auch Gutes wird den himmlischen Mächten verdankt. Die übermäßige Stärke, auf die Achill pocht, hat ein Gott ihm verliehen (*A* 178); Menelaos hält es *P* 101 nicht für schimpflich vor Hektor zurückzuweichen, ἐπεὶ ἐκ θεόφιν πολεμίζει. Wie Telemach von Menelaos Abschied nimmt, fliegt ein Adler der eine Gans geraubt hat nach rechts über sie hinweg; der König zweifelt, was das zu bedeuten habe, doch Helena weiß schnellen Rat (*o* 172 f.):

> κλῦτέ μευ, αὐτὰρ ἐγὼ μαντεύσομαι, ὡς ἐνὶ θυμῷ
> ἀθάνατοι βάλλουσι καὶ ὡς τελέεσθαι ὀίω.

Wir empfinden die Berufung auf die Götter, die ihr das erklärende Wort eingegeben haben, hier wie eine stereotype Formel; und schwerlich hat es der Dichter des *o* anders gemeint. Aber ursprünglich muß doch in solchen Äußerungen ein bestimmter, kraftvoller Sinn gelegen haben. Wünsche, Vermutungen, Erkenntnisse stiegen in der Seele auf, ohne daß man sagen konnte, woher sie kamen; Homer wußte, was in unserer klugen Zeit mancher vergessen hat, daß der Mensch nicht immer denkt, was er will, sondern oft Gedanken sich einstellen und Beachtung fordern, als ob sie von einer unbekannten fremden Macht geschickt werden. Vor anderen sind es natürlich die Seher und Dichter, die solche innere Wirkung erfahren, wie denn Phemios sein Verhältnis zur Poesie treffend erklärt (*χ* 347 f.): αὐτοδίδακτος δ᾽ εἰμί, θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἴμας παντοίας ἐνέφυσεν.

Die schöpferische Einbildungskraft der Sänger ist dann dazu übergegangen, das unbekannte Gebiet, aus dem alle jene geheimnisvollen Wirkungen herzukommen schienen, in bestimmten Farben auszumalen. Sie dachten sich und beschrieben in ihren

Liedern ein überirdisches Reich voll Pracht und Herrlichkeit, bevölkert von göttlichen Männern und Frauen, die in ungetrübter Freude mit einander das Dasein genossen und auf das ängstliche, wirre Treiben der Erdenbewohner mit überlegener Teilnahme hinabschauten. Etwa so, wie es die Eingangsverse von *Δ* schildern:

> Οἱ δὲ θεοὶ πὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἠγορόωντο
> χρυσέῳ ἐν δαπέδῳ, μετὰ δέ σφισι πότνια Ἥβη
> νέκταρ ἐῳνοχόει· τοὶ δὲ χρυσέοις δεπάεσσιν
> δειδέχατ' ἀλλήλους Τρώων πόλιν εἰσορόωντες.

Was hier unmittelbar folgt, Athenes Gang ins trojanische Lager, die ὁρκίων σύγχυσις zu der sie den Anstoß giebt, gehört freilich einer viel späteren Stufe der Poesie an, mit deren Erzeugnissen bei Homer die ursprünglichen Anschauungen unlösbar verschmolzen sind. Das zeigt sich auch bei der Gelegenheit, wo der Sinn der alten Religion noch am deutlichsten hervortritt, in der Psychostasie in *X* (208 ff.):

> ἀλλ' ὅτε δὴ τὸ τέταρτον ἐπὶ κρουνοὺς ἀφίκοντο,
> καὶ τότε δὴ χρύσεια πατὴρ ἐτίταινε τάλαντα·
> 210 ἐν δ' ἐτίθει δύο κῆρε τανηλεγέος θανάτοιο,
> τὴν μὲν Ἀχιλλῆος, τὴν δ' Ἕκτορος ἱπποδάμοιο.
> ἕλκε δὲ μέσσα λαβών· ῥέπε δ' Ἕκτορος αἴσιμον ἦμαρ,
> ᾤχετο δ' εἰς Ἀΐδαο. λίπεν δέ ἑ Φοῖβος Ἀπόλλων.

Düntzer, Niese (EHP. 103) u. a. halten Vers 213 für interpoliert, weil er auf eine Darstellung vom Ende Hektors hinweise, die sich mit der Abwägung der Todeslose nicht recht vertrage. Die Beobachtung ist richtig, der daraus gezogene Schluß falsch; mit Streichung eines einzelnen Verses ist in solchem Falle nicht geholfen. Dem Dichter selber, der unsere Ἕκτορος ἀναίρεσις geschaffen hat, war die Bedeutung des alten Bildes, der Schicksalswage in den Händen des Götterkönigs, nicht mehr recht lebendig, so daß er es mit fremdartigen Zügen vermengte, die der Geschmack seiner Zeit ihm vorzeichnete. Er und seine Zuhörer dachten sich die Götter nicht mehr völlig geschieden von den Menschen, aus der Ferne mit verborgener Kraft regierend; man war gewohnt zu hören und zu erzählen, daß sie selbst an dem irdischen Treiben teilnähmen, in menschlicher Verkleidung, wohl

auch in ihrer wahren Gestalt vom Himmel herabstiegen und sich unter die Sterblichen mischten.

Wie diese veränderte Anschauung aufgekommen war, läßt sich einigermaßen noch erkennen. Wer von dem Dasein und Walten der Götter recht lebhaft überzeugt war, dem lag, wo er Wunderbares erlebte, der Gedanke nahe, daß wohl ein Gott seine Hand im Spiel habe. So erklärt sich die Besorgnis der Freier (*ϱ* 484), der fremde Bettler könne ein verkappter Gott sein, weil ja oft Götter in Menschengestalt die Städte durchwanderten um Frevelmut und Rechtschaffenheit der Menschen zu erproben. Als die Troer im Kampfe siegreich vordringen, wird unter den Argeiern die Vermutung laut, einer der Unsterblichen sei vom Himmel herabgekommen jenen zu helfen; so stark wurden sie bedrängt (*Z* 108 f.). Von solcher Denkweise aus begreift sich auch eine Außerung wie die des greisen Phönix, er werde seinen Achill nicht verlassen, selbst wenn ein Gott verspräche ihm das Alter zu nehmen und ewige Jugend zu verleihen (*I* 445). Jetzt war es ein zwar wichtiger, doch nicht mehr schwieriger Schritt vorwärts, das, was bisher nur als Möglichkeit die Gedanken beschäftigt hatte, als wirklich vorzustellen, als geschehen zu erzählen: man sprach von Göttern und Göttinnen, die wirklich ihren Lieblingen ewige Jugend und andere übermenschliche Vorzüge geschenkt hätten. Besonders lockend aber war es, die Verantwortung für das Böse, das Menschen gethan hatten, den Himmlischen zuzuschieben; so giebt Achilleus dem Zeus die Schuld an der Verblendung, die ihn und Agamemnon entzweit hat (*T* 270); und die freundliche Entschuldigung, die Priamos für Helena bereit hat (*Γ* 164), nimmt sie bald darauf selbst für sich in Anspruch, indem sie meint (*Z* 357), Zeus habe ihr und ihrem Gatten das schlimme Schicksal auferlegt, ὡς καὶ ὀπίσσω ἀνθρώποισι πελώμεθ' ἀοίδιμοι ἐσσομένοισιν. Der ihr diese Worte in den Mund legte, kannte die Triebkraft des Gesanges und mochte wissen oder doch fühlen, wie die Sagen entstanden. Einen Mann, der durch Schönheit und einschmeichelnde Kunst, die Gaben der Aphrodite (*Γ* 54), vor anderen glänzte, machte die Phantasie der Dichter zum persönlichen Günstling der Göttin und malte es aus, wie sie selbst ihm erschienen sei und ihre Hülfe gewährt habe. Aus dem Willen des Zeus, der all das Böse über Troer und Achäer verhängt hatte, wurde ein durchdachter

Ratschluß, nach dem er von Anfang bis zu Ende den Krieg leitet und durch Vermittelung anderer Götter seine Wechselfälle herbeiführt.

Von da blieb immer noch ein weiter Weg bis zu der Erfindung, die in den Kyprien durchgeführt ist; nur der Boden war bereitet, auf dem Menschen und Götter sich begegnen konnten. Fürs erste waltete eine fromme Scheu und bewahrte den Sinn der Dichter vor Ausschreitungen. Nicht in ihrer wirklichen Gestalt ließen sie die Unsterblichen auftreten, sondern in irdischer Verhüllung, durch die hindurch höchstens beim Scheiden den staunenden Menschen ein Blick gewährt wurde. So ergab es sich von selbst, daß die Erzählungen von Göttern, die mit Sterblichen verkehrt hätten, ihrem äußeren Verlauf nach sich in das menschliche Treiben zwanglos und natürlich einfügten. Doch auf dieser Stufe blieb man nicht stehen. Götterscenen solcher Art wurden nach und nach etwas Gewohntes; für ein nachkommendes Geschlecht gehörten die Gestalten der Olympier so gut zu dem Personenbestande des Epos wie die Helden selbst. So ging dem Dichter allmählich das Bewußtsein verloren, daß er hier etwas Wunderbares erzähle, für dessen Einführung es mildernder Kunstmittel bedürfe, und er fing an die Götter als solche erscheinen zu lassen, ohne der Einbildungskraft seiner Zuhörer durch die Angabe zu Hülfe zu kommen, welches menschlichen Bildes sie sich bedient hätten. Auf der andern Seite verlangte eben die Phantasie des Publikums immer neue Reizungen. Es war hier geschehen, was sich später oft wiederholt hat: die wahren, echten Wunder, die Geheimnisse der Natur und der menschlichen Seele, durch deren Andeutung die Sänger der Vorzeit den Sinn erfreut hatten, waren den Leuten alltäglich geworden; es bedurfte grellerer Farben, stärkerer Töne, wenn sie mit gespannter Neugier dem Vortrage folgen sollten. Dieser Verfall des Geschmacks war vor Abschluß unserer beiden Epen schon weit genug gediehen, und wir werden nachher Beispiele davon kennen lernen. Er konnte in der ionischen Periode der Poesie um so ungehinderter sich vollziehen, weil der Glaube an die olympische Welt nicht mehr lebte, ihre Bewohner zum freien Eigentum der Dichtkunst geworden waren, die nun mit ihnen und ihren Schicksalen ein schrankenlos heiteres Spiel treiben mochte. So ist schließlich der glänzende Apparat göttlicher

Wesen ausgebildet worden, den die Nachahmer Homers vorfanden; und sie hätten keine Nachahmer sein müssen, um nicht gerade an diese Übertreibungen mit Vorliebe anzuknüpfen.

3. A. Wenn wir jetzt versuchen den gewonnenen Maßstab anzuwenden, so tritt zunächst im Allgemeinen der Unterschied zwischen Odyssee und Ilias wieder deutlich hervor. In dem älteren Epos sind zwar die Göttererscheinungen viel zahlreicher und massenhafter als in dem jüngeren; aber sie lassen sich, wie schon erwähnt wurde, ohne wesentlichen Schaden für den Gang der Handlung, ausscheiden. Und obwohl wir es nicht billigen konnten (oben S. 221), daß Niese diese Möglichkeit dazu benutzte, um sie alle insgesamt für unursprünglich zu erklären, so finden wir nun doch so viel bestätigt, daß mehrere Hauptgruppen, die von Niese und anderen mit Rücksicht auf die Komposition gestrichen worden sind, auch durch die Art, wie darin die Götter auftreten und wirken, den jüngeren Charakter verraten. Dahin gehört die übertreibende und dadurch herabwürdigende Schilderung der Götter in *Θ*: die Wage des Schicksals hier (70 ff.) noch weniger verstanden als in *X*, der Wechsel des Sieges (77. 130 f. 245 ff. 335) unmotiviert und sprunghaft, Blitz und Donner im Sinne einer gespenstischen Maschinerie gemißbraucht (133. 170), ganz zu schweigen von dem renommistischen Tone, den Zeus in der Versammlung zu Anfang und nachher wiederholt (399 ff. 447 ff.) anschlägt. Unzweifelhaft spätere Eindichtung ist die Διὸς ἀπάτη mit allem was unmittelbar zu ihr gehört, der Götterkampf in *Υ* und *Φ*, die Hülfe, die Achill während des Kampfes am Flusse von Poseidon, Athene, Hephästos erfährt. — In der Odyssee sind die Beziehungen zur Götterwelt viel fester in den Gang der Handlung eingefügt: die Nekyia erkannten wir als eines der ältesten Stücke; wenn wir die Verwandlung des Odysseus in Bettlergestalt aus *ν π* wegdenken, so fällt die ganze Dichtung auseinander. In den Irrfahrten des Helden nimmt das märchenhafte Element einen breiten Raum ein und dient mit dazu den Abstand zwischen Erde und Olymp zu überbrücken. Denn während in der Ilias die eine Thetis dem Leben der Götter und der Menschen zugleich nahesteht, sind hier Kalypso und Kirke als Wesen solcher mittleren Art ausführlich geschildert, Göttinnen die auf Erden wohnen und nach menschlicher Weise leben; und ganze Völker, wie Kyklopen und Phäaken, dürfen

sich als Verwandte der Olympier fühlen (ε 35. η 205 f.). — Einen weiteren Fortschritt in der Ausbildung und damit zugleich Vergröberung des Götterapparates stellen die Hymnen dar. Die Sagen von Anchises und Tithonos und der Gunst, die sie von Göttinnen erfahren haben, sind in dem Lied auf Aphrodite breit und realistisch ausgemalt; als die Tochter des Zeus unter dem Bilde einer Sterblichen dem Anchises begegnet, ist er sogleich bereit sie für eine Göttin zu halten und zählt (93 f.) die Namen derer auf, an die sich etwa denken ließe. Man halte diese Stelle mit der anmutigen Huldigung in Odysseus' Ansprache an Nausikaa (ζ 51 f.) zusammen, und man wird den Unterschied des Stiles mit Händen greifen können. Schlichter ist die Behandlung des Göttlichen im zweiten Hymnos: Hermes' wie Apollons Begegnung mit dem Alten in Onchestos (87. 187) hat nichts Wunderbares, abgesehen davon daß der Dichter nicht für nötig hält anzugeben, in welcher Gestalt Apollon erscheint, also stillschweigend ihm so gut wie dem Knaben Hermes menschliche Bildung beilegt. Im Apollon-Hymnos wird erzählt (397 [219] ff.), wie der Gott sich in einen Delphin verwandelt um kretische Schiffer nach Delphi zu bringen. Ganz zauberhaft ist der Inhalt des Hymnos auf Dionysos und der Kern der Erzählung von Demeter. Diese ganze Gattung der Poesie hat das Wunder im späteren, phantastisch entwickelten Sinne recht eigentlich zum Gegenstand.

B. Unter den Gesichtspunkten, nach denen die einzelnen Scenen beurteilt werden müssen, kommt vor allem die Frage in betracht, in welcher Gestalt die Götter in die Handlung eingreifen: ob unsichtbar oder in menschlicher Verkleidung oder unverwandelt. Die erste Weise fügt sich am leichtesten in die Erzählung ein und darf als die älteste angesehen werden. Der Gedanke, daß ein plötzlich gefaßter kluger Entschluß, eine Zusammenraffung der Kräfte in äußerster Gefahr durch göttliche Hülfe verliehen werde, ist der natürliche Ausfluß einer religiösen Gesinnung. Und umgekehrt, wenn ein tapferer Streiter sich zur Flucht wendet, so ist es Zeus, der ihm ἀνάλκιδα θυμὸν ἐνῆκεν (*Π* 656), ohne der künstlichen Veranstaltung zu bedürfen, die nachher der Dichter von *Θ* dazu erfunden hat. Zeus zerreißt die Senne dem Teukros (*O* 461), der eben den Pfeil gegen Hektor schleudern will; Athene lenkt die Gedanken der Pene-

lope ab (τ 479), während Odysseus von Eurykleia erkannt wird: diese und zahlreiche ähnliche Eingriffe sind denkbar, ohne daß der Gott körperlich nahe kommt, ja sie vertragen sich nach der ursprünglichen Auffassung garnicht mit solchem Auftreten. Das haben spätere Dichter nicht mehr empfunden. Wenn es ϱ 360 ff. heißt: Ἀθήνη ἄγχι παρισταμένη Λαερτιάδην Ὀδυσῆα ὤτρυν', ὡς ἂν πύρνα κατὰ μνηστῆρας ἀγείροι, oder σ 70 von derselben Göttin erzählt wird, daß sie nahe herantretend dem Helden die Glieder stärkte, so hat der Dichter die Vorstellung des persönlichen Auftretens, die ihm von anderen Gelegenheiten her geläufig war, zur Unzeit hereingezogen; sie würde hier, wenn die Phantasie dabei verweilen wollte, den Zusammenhang nur stören. Benno Diederich nimmt mit Recht daran Anstoß[55]), wie Athene σ 190 ff. um Verschönerung und Schmuck der Fürstin bemüht ist; aber das Ungeschickte liegt nicht in dieser Fürsorge an sich — wie schön fanden wir einen ähnlichen Gedanken ζ 229 ff. ausgeführt! — sondern darin, daß der Dichter meint und andeutet (193. 197), die Göttin sei zu diesem Zwecke selbst vom Olymp herabgekommen. Daß Aphrodite Γ 374 ihren Liebling rettet, indem sie den Helmriemen, an dem der Gegner ihn würgt, zerreißen läßt, ist für die ursprüngliche homerische Denkart etwas Natürliches; auch daß sie ihn in Nebel einhüllt und dem Kampfgetümmel entreißt (Γ 380 f.), würde noch derselben Stufe entsprechen: erst dadurch verrät sich der Verfasser von Γ als einen Spätling, daß er hinzufügt (382): κὰδ δ' εἷσ' ἐν θαλάμῳ εὐώδεϊ κηώεντι. Zu diesem vergröberten Zuge stimmt dann auch der nachfolgende Verlauf ihres Gespräches mit Helena.

Von den vielen Beispielen dafür, daß Götter eine bestimmte, ihnen sonst fremde körperliche Gestalt annehmen und in dieser sich zeigen, müssen zunächst einige Stellen in Abzug gebracht werden, an denen man wohl durch Mißverständnis eine Verwandlung zu finden gemeint hat, während der Dichter bloß einen Vergleich hatte anstellen wollen. Weder als Falke Τ 351 noch als Sternschnuppe Δ 75 kommt Athene vom Himmel herab; nur die blendende Schnelligkeit ihres Fluges soll durch die Erinnerung an beide bezeichnet werden. Das Gleiche gilt von

55) *Quomodo dei in Homeri Odyssea cum hominibus commercium faciant.* Dissert. Kiel 1894. S. 79.

Apollon *O* 237. Es heißt zwar: βῆ δὲ κατ' Ἰδαίων ὀρέων ἴρηκι ἐοικὼς ὠκέι φασσοφόνῳ, ὅς τ' ὤκιστος πετεηνῶν; aber nachher in der Begegnung mit Hektor ist er durchaus nicht als Vogel gedacht. Was zum Irrtum verführen kann, ist nur der Ausdruck ἐοικώς, die adjektivische Wendung statt der adverbiellen; aber eben diese Schiebung des Gedankens treffen wir bei Homer sehr oft: einen Begriff, der im Grunde so gemeint ist daß er die Handlung näher bestimmt, schließt der Dichter an das persönliche Subjekt oder Objekt an, weil dieses ihm zunächst lebhaft vor Augen steht und seiner Phantasie den festeren Anhalt bietet. So will er auch von den troischen Greisen *Γ* 151 nicht sagen, daß sie wie Cikaden ausgesehen hätten, obgleich er sie ἀγορηταὶ ἐσθλοί, τεττίγεσσιν ἐοικότες nennt; nur ihre Stimme soll durch den Vergleich beschrieben werden [56]. Das rechte Verständnis für diesen Sprachgebrauch ist allerdings schon früh ermattet; und so hat irgend ein Pedant des Altertums zu *ε* 353 die Ergänzung 337 hinzugefügt. Wenn Leukothea als Wasserhuhn Abschied nimmt, muß sie doch auch als Wasserhuhn gekommen sein, meinte er, und merkte nicht, daß hier nur, ebenso wie *N* 62 und *α* 320, ein plötzliches Verschwinden anschaulich gemacht werden soll. Auf der andern Seite giebt es einige Stellen, an denen wirklich von uns verlangt wird, daß wir Götter in Vogelgestalt uns vorstellen sollen: Apollon und Athene als Geier das Schlachtfeld beobachtend (*H* 59), der Schlafgott der in ähnlicher Verwandlung an Zeus heranschleicht (*Ξ* 290), Athene als Schwalbe im Gebälk des Daches sitzend um dem Freiermorde zuzusehen (*χ* 240). An einer Stelle (*γ* 372) kann man zweifelhaft sein, ob die Göttin, die φήνῃ εἰδομένη von den Pyliern enteilt, nach der Meinung des Dichters der Gestalt eines Adlers oder nur der Kraft seines Fluges sich bedient hat. Und vielleicht dürfen wir hier ein Symptom des Überganges erkennen, der unmerklich die poetische Einbildungskraft von der frischen und doch maßvollen Vorstellung eines Vergleiches, den die überlieferte Sprache bot, weiterführte zu der Neigung stärker aufzutragen und das angedeutete Bild im wörtlichen Verstande aus-

---

56) Über diese Stelle wie über die allgemeine Beobachtung die hier herangezogen werden mußte vgl. meine Bemerkungen im Rhein. Mus. 47 (1892) S. 88 f. 91.

zumalen. Übrigens hat sich die Ausartung nach dieser Seite hin doch immer in sehr bescheidenen Schranken gehalten. Ihr Bestand ist mit den angeführten Beispielen erschöpft, und für diese läßt sich immer noch die Auffassung festhalten, mit der Nägelsbach sie rechtfertigte[57]: sie sind »als Versuche zu be»trachten, die dem menschlichen Verstand unbegreifliche Plötz»lichkeit und Unmittelbarkeit des Da- und Verschwundenseins »oder die nicht minder unbegreifliche unsichtbare Gegenwart »und Augenzeugschaft des Gottes einigermaßen erklärlich und »probabel zu machen.«

Daß überhaupt ein Gott, wenn er sich zu den Menschen herabgelassen hat, sich ihnen schnell wieder entzieht und erst beim Fortgehen zu erkennen giebt, ist für eine noch nicht verbildete und abgestumpfte Phantasie das Natürliche. In dieser Beziehung stehen die Erscheinungen der Athene in *γ* und auch in *α* fast auf der Höhe ursprünglicher Frömmigkeit und Reinheit des Denkens. Noch leiser angedeutet ist die verborgene Natur des Gottes an einer Stelle wie *B* 807, wo Iris als Späher Polites gestaltet die Nachricht vom Heranrücken der gesamten Achäermacht gebracht hat und nun bloß hinzugefügt wird: Ἕκτωρ δ' οὔ τι θεᾶς ἔπος ἠγνοίησεν. Ähnlich in *P* bei der Begegnung zwischen Apollon und Äneas. Als Herold Periphas hat der Gott tadelnde zugleich und ermutigende Worte an den Helden gerichtet; dann heißt es (333 f.): ὣς ἔφατ', Αἰνείας δ' ἑκατηβόλον Ἀπόλλωνα ἔγνω ἐσάντα ἰδών· μέγα δ' Ἕκτορα εἶπε βοήσας. Dem Genossen teilt er mit, was ein Gott ihm offenbart habe (338); aber jenem selbst gegenüber wird die Schranke der Ehrfurcht nicht überschritten, die Thatsache garnicht erwähnt, daß ein Wesen höherer Art mit einem Menschen in Verkehr getreten ist. Aber woher weiß Äneas, daß es nicht der wirkliche Periphas war, der zu ihm sprach? Diesen Zweifel haben auch die Griechen der homerischen Zeit empfunden und die Dichter sich bemüht ihn zu lösen. Die einfachste Antwort, daß die Kraft und Zuversicht der Sprache den übermenschlichen Geist durchfühlen lasse, genügte einem späteren, wundersüchtigen Geschlechte nicht mehr: in körper-

57) Homerische Theologie[2] (1861) S. 161. Im ganzen weicht die Art, wie Nägelsbach das Göttliche versteht und bei Homer nachzuweisen sucht, zu sehr von meinen Anschauungen ab, als daß eine fortlaufende Auseinandersetzung mit ihm hätte unternommen werden können.

lichen Merkmalen des Scheidenden mußte die göttliche Natur hervortreten, wie dies *N* 71 in bezug auf Poseidon-Kalchas ausgeführt ist. Dieselbe Vorstellung benutzt der Dichter von *Γ*, um Aphrodite von Helena erkennen zu lassen, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß dies nicht beim Weggehen geschieht, vielmehr die Göttin nun als solche das Gespräch fortsetzt und erst durch Aufbietung ihrer ganzen Autorität den gewünschten Erfolg sich verschafft. Dies ist ein neuer Schritt vorwärts und abwärts; denn nach der älteren, respektvolleren Auffassung war es nicht möglich, daß ein Gott erkannt unter Menschen verweilte. Dafür hat noch der Dichter von *Ω* das Gefühl nicht ganz verloren; sein Hermes nennt sich zwar selbst dem Priamos, aber erst in dem Augenblick wo er ihn verlassen will (461).

In unseren beiden Epen sind nun bereits die Fälle nicht selten, in denen eine verkleidete Gottheit im Zusammensein mit Menschen sich zu erkennen giebt: so Poseidon und Athene dem Achilleus (*Φ* 290), demselben gegenüber Apollon (*X* 7), der vorher in Agenors Gestalt vor ihm geflohen ist. Auch ohne die scheltenden Worte, die der Gott hier (15. 20) von dem Sterblichen hinnehmen muß, würde es klar sein, daß erst eine überreif entwickelte Kultur an Scenen dieser Art sich wagen konnte. Zu ihnen gehört denn auch das Gespräch zwischen Odysseus und Athene in *ν*, so geschickt und psychologisch fein es im übrigen ausgeführt ist. Der Dichter dieses Gesanges empfindet nichts mehr von heiliger Scheu vor den Göttern; Pallas Athene ist ihm eine Person in seiner Handlung kaum anders als Odysseus, dem sie selbst sich in freundlicher Schätzung seines Verdienstes gleichstellt (297 f.) und der mit ihr 417 wie ein Gleichberechtigter hadert. Wenn sie nachher von ihm während des Kampfes mit den Freiern (*χ* 210), obwohl sie wieder Mentors Gestalt angenommen hat, ohne weiteres erkannt wird, wenn gar der Herold Medon den Ithakesiern berichten kann, daß die Göttin als Mentor erscheinend dem Könige geholfen habe (*ω* 446), oder wenn in *δ* (654) Noëmon von der Möglichkeit, daß in Mentor der ihm begegnet war die Göttin verborgen gewesen sei, wie von einer ganz natürlichen Sache spricht: so hat Diederich in der vorher (Anm. 55) angeführten Dissertation allerdings recht, diese Züge als Spuren relativ späten Ursprungs der umgebenden Partien anzusehen (p. 27. 30 f.). Aber das Entscheidende hier-

für liegt nicht, wie er meint, darin, daß Noëmon Odysseus Medon etwas wissen, was nur dem Dichter bekannt sein kann; vielmehr ist dies eine unwillkürliche Verschiebung, die gerade zu dem altertümlichen Charakter der homerischen Poesie, wie wir sehen werden, sehr gut paßt. Nur daß der Erzähler selbst das Auftreten der Göttin so garnicht als etwas Besonderes ansieht und seinen Personen nicht das geringste Erstaunen darüber beilegt, darin zeigt sich, daß zu seiner Zeit die epische Poesie ihren Höhepunkt längst überschritten hatte.

Das Ende wurde damit erreicht, daß man sich überhaupt nicht mehr die Mühe gab eine Gestalt zu ersinnen, unter der ein Gott auf Erden erschienen sei; der Vorgang selbst war so häufig erzählt worden, daß es einer Milderung des Wunderbaren darin garnicht mehr zu bedürfen schien. Zugleich war die Kraft der poetischen Phantasie im Erlahmen: wenn frühere Dichter nichts erzählt hatten, was sie sich nicht selbst vollkommen anschaulich vorstellen konnten, so waren die späteren in diesem Punkte weniger streng, weil sie sich nicht so sehr von der eigenen Einbildungskraft wie von den überlieferten Formen der poetischen Technik leiten ließen. So ist in der Odyssee ganz unanschaulich Athenes Besuch in Sparta (*ο* 9) und vollends ihre Dienstleistung im Anfang von *τ*, wo sie mit goldener Lampe (34) dem Odysseus und seinem Sohne bei der Arbeit leuchtet, eine Stelle, die unter Modernen ihre Bewunderer gefunden hat trotz des treffenden Humors, mit dem sie von Kirchhoff charakterisiert worden ist. In *Ω* kommt Iris unverkleidet zu Priamos (159 ff.) und bestellt ihm einen Auftrag von Zeus, sehr anders als *B* 791, wo sie die Gestalt des Polites annahm, oder als *B* 22, wo Zeus seinen Willen dem Agamemnon durch ein Traumbild zu erkennen gab. Derselben späten Stufe gehört es an, wenn Apollon *O* 243 ff. und *Y* 375 ohne weiteres an Hektor herantritt um ihn aufzurichten oder ihm einen Rat zu geben. Auch die Erscheinung der Athene in *Α*, wo sie nur von Achilleus gesehen wird (198), verrät sich dadurch als eine ziemlich späte Erfindung, daß der Dichter ihr keine irdische Hülle giebt, sondern voraussetzt, Achill werde auch ohne eine solche ihren Anblick ertragen. Der Held ist denn zwar etwas erstaunt über ihr Kommen, aber keineswegs so wie bei einer übernatürlichen Offenbarung, und, was besonders deutlich gegen ein höheres

Alter dieser Scene spricht, er erkennt die Göttin auf den ersten Blick. Im übrigen ist diese Begegnung mit Geschick und psychologischem Verständnis ausgeführt. Und das bedarf ja wohl überhaupt keiner besonderen Versicherung, daß auch in den späteren Perioden der Dichtung noch eigentümliche Kräfte aufkommen und entwickelt werden konnten; nur ergab es sich dann natürlich, daß eine starke poetische Begabung in anderer Richtung sich bethätigte, als die der älteren, keuscheren Denkart gemäß gewesen war. Das auffälligste Beispiel hierfür haben wir in *E*. Die Schilderung der Götter in diesem Buche entbehrt in sofern der Anschaulichkeit, als uns garnicht gesagt wird, in welcher Gestalt sie kommen; dem Dichter war das Hantieren mit dem olympischen Personal etwas längst Gewohntes. Aber mit lebhaftem Sinn und mit durchaus persönlichem Geschmack hat er nun versucht die verblaßten Bilder aufzufrischen: er läßt Athene den sterblichen Helden zum Kampf gegen eine Schwestergottheit aufreizen (131); aus eigenem Übermut wagt es Diomedes auch gegen Apollon zu streiten (434); als nachher Athene zu ihm auf den Wagen steigt, kracht die hölzerne Axe unter dem Gewicht der Göttin (838). Auch das Zusammentreffen der Götter selbst, wobei Athene sich durch den Helm des Hades unsichtbar macht (845), dann den ehernen Ares mit der Lanze verwundet, daß er vor Schmerz so laut brüllt wie neuntausend oder zehntausend Männer zusammen: das alles ist, indem es ins Großartige gesteigert werden sollte, zum Grotesken verzerrt, eine ferne Abirrung von der naiven Frömmigkeit jener Zeiten, die den epischen Stil geschaffen hatten.

C. Trotz der stark hervortretenden Rolle, welche die Götter in *E* spielen, fehlt es an einer erkennbaren Wirkung ihres Eingreifens: »weder die Achäer noch die Troer haben schließlich »durch sie irgend einen Vorteil errungen; die Handlung schreitet »durch die Götter um nichts in der Entwickelung fort, und »wenn im Anfange des sechsten Gesanges das Forttoben der »Schlacht ohne die Götter wieder gemeldet wird, so hebt dieses »gleichsam wie von neuem an, als wären die Götterscenen gar »nicht vorausgegangen. Fast sieht es so aus, als wenn die »anfangs so viel Geräusch machenden Götter schließlich nichts »Besseres zu thun wissen, als sich selbst aus dem Kampfe zu »vertreiben und die Menschen allein sich selbst zu überlassen.«

So urteilt Kammer[58]) und bezeichnet damit eine weitere Schwäche der Διομήδους ἀριστεία; wenn die Götterscenen ein lebendiges Glied im Gange der Handlung sein sollen, so muß eine Wendung der Ereignisse sich erkennen lassen, die durch sie herbeigeführt ist. Andrerseits aber darf diese Wendung keine allzu plötzliche sein, sie muß ihrer Art nach auch die Auffassung zulassen, daß alles auf natürlichem Wege wenn auch nicht in platter Alltäglichkeit sich entwickelt habe, daß Entschlüsse gefaßt und Thaten geschehen seien, die zwar über das Durchschnittsmaß menschlicher Leistungen sich erheben und dadurch wunderbar erscheinen, aber nichts der menschlichen Natur in ihrem innersten Wesen Widersprechendes enthalten. Diese Forderung, die der wirklich gläubige Dichter unwillkürlich erfüllen mußte, ist uns vorher (S. 222 ff.) durch den Vergleich mit Vergil deutlich geworden. In ihr haben wir ein neues Mittel, um die Echtheit zwar nicht sogleich der einzelnen Scenen, aber der ihnen zu Grunde liegenden Anschauungen zu prüfen.

Beispiele von derjenigen Art, die hier den Ausgangspunkt gebildet hat, sind zum Teil schon vorher erwähnt worden: der Traum des Agamemnon im Anfang von *B*, dem sich aus demselben Gesange die Botschaft anreihen läßt, die Iris-Polites an Priamos und Hektor ausrichtet (796); die Verführung des Pandaros durch Athene in *Δ*, die Wirkung ihres Zuspruches auf den Mut des jungen Telemach in *α*. Gewiß hat Wilamowitz recht: wer nach Kirchhoffs Beweis »noch bestreitet, daß die »Partie des *α*, die er seinem Bearbeiter zuweist, eine Flickarbeit »ist, mit dem ist eigentlich nicht zu reden« (HU. 6). Aber die Art, wie die Göttin hier auftritt und verschwindet, wie sie in der Seele des Jünglings Gedanken weckt, die unbewußt schon in ihr gelegen haben, die hat der Bearbeiter entweder aus seiner Vorlage übernommen oder in deren Geiste gut nachgebildet. So weit diese Vorlage unser *β* gewesen ist, können wir uns kaum wundern, daß sie den Nachahmer zum Guten angeregt hat; denn auch hier ist die Vorstellung der göttlichen Hülfe, besonders in der Begegnung am Meeresufer (267), vortrefflich durchgeführt. Daß die Erscheinung in *Δ* nicht ganz auf dieser Höhe steht, wurde schon hervorgehoben; der Dichter hat sich

58) In dem oben Anm. 47 citierten Kommentar zur Ilias. S. 165 f.

Was hier mitgeteilt wurde, sind natürlich nur Proben und Andeutungen; aber auch sie werden ausreichen, um die Aufgabe klar zu machen, die gestellt werden könnte: durch Vergleichung der Art, wie da und dort die Götter wirkend gedacht sind, ein neues Merkmal zu gewinnen, nach dem die Schichtungen des Epos geschieden und abgestuft werden können. In der schon erwähnten Schrift von Diederich ist das für die Odyssee unternommen worden. Aber der Verfasser hat den Erfolg seiner Arbeit dadurch beeinträchtigt, daß er sich nicht entschließen, konnte den Gegenstand der Untersuchung zunächst rein für sich zu nehmen. Er holt die Entscheidungsgründe nicht so sehr aus der inneren Beschaffenheit der Stücke, die er betrachtet, als aus dem Verhältnis sei es des Widerspruchs oder der Übereinstimmung, in dem sie zu vorhergehenden und nachfolgenden Partien stehen. Freilich ein verzeihlicher Fehler, wenn man bedenkt, mit welcher einseitigen Vorliebe überall dieser Zweig der »höheren Kritik« bisher gepflegt worden ist, als ob sich von ihm allein Früchte gewinnen ließen. Konnte es doch geschehen, daß ein so vortrefflich angelegter Plan wie der von Louis Erhardt, bei Homer einer Entwickelung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, doch schliesslich nur dazu geführt hat, daß die vorhandenen Analysen der Ilias um eine neue vermehrt sind. Gar zu sehr sind noch die Geister von der Meinung beherrscht, daß nur von den Fugen der Komposition aus die Forschung vordringen könne. Daß dies ein Irtum ist, dürfte durch die bisherigen Kapitel dieses Buches klar geworden sein; daß wir uns aber hüten wollen in den entgegengesetzten zu verfallen, soll die nachfolgende Erörterung zeigen.

Viertes Kapitel.

Homerische Komposition.

Die Methode der kritischen Behandlung alter Volksepen, der griechischen so gut wie der deutschen, die durch Lachmann begründet ist, besteht im wesentlichen darin, daß in dem überlieferten Texte sachliche Widersprüche aufgespürt und dann die Stücke, welche widersprechende Angaben enthalten oder doch auf widersprechenden Voraussetzungen beruhen, verschiedenen Autoren zugewiesen werden. Bei solchem Verfahren geht man von der Überzeugung aus, daß die epischen Dichter schon der ältesten Zeiten über dasjenige Maß von Klarheit und Konsequenz des Denkens verfügt haben, das man bei einem modernen Schriftsteller wenn auch wohl nicht immer findet, doch zu erwarten berechtigt ist. Der größte von Lachmanns Nachfolgern, Kirchhoff, erklärt ausdrücklich (Od.² S. 252): »Nie können »die Besonderheiten der Entwickelungsstufe, der eine geistige »Schöpfung entsprang, ein Ausnahmeverfahren in der Beurteilung »derselben in der Weise begründen, daß sie als den allgemeinen »Gesetzen und Formen des menschlichen Denkens aller Zeiten »und Bildungsstufen nicht unterworfen betrachtet wird. Diese »Gesetze haben dieselbe Verbindlichkeit und bieten damit in »demselben Grade Anhaltspunkte für das Urteil bei Homer wie »bei Thukydides, gelten notwendig als Voraussetzungen für einen »jeden Text, der als das Produkt gesetzmäßigen Denkens und »Vorstellens aufgefaßt und verstanden werden soll, sind nicht »subjektiver sondern objektiver Natur.« In ähnlichem Sinne hatte früher Müllenhoff (Zur Geschichte der Nibelunge Not, S. 4) für das Nibelungenlied den Einwand zurückgewiesen, daß Lachmann bei seiner Kritik durch eine übertriebene Vorstellung von der Vollkommenheit der alten Volkslieder geleitet worden sei. Er verlangte, daß man die Unvollkommenheit des ursprünglichen Epos erst beweise, hielt es aber im voraus für unmöglich, daß dieser Beweis gelänge. Die Ansicht beider Männer hat auch mir lange Zeit als durchaus richtig gegolten. Als vor zehn Jahren

die scharfsinnigen Untersuchungen von Wilamowitz erschienen, habe ich in einer ausführlichen Kritik dieses Buches (Wochenschrift für klass. Philologie 1885 Nr. 17. 18) zwar mancherlei Ungenauigkeiten und Übereilungen in der Anwendung der Kirchhoff'schen Methode nachweisen zu können geglaubt, die Methode selbst aber schien mir unanfechtbar. Erst nachher sind mir, allmählich und mit immer wachsender Stärke, Bedenken aufgestiegen, die zunächst mit den Fragen der sogenannten höheren Kritik nichts zu thun hatten, sondern von der Beobachtung einzelner Züge in der altepischen Redeweise und Denkart ausgingen, schließlich aber zu einer wesentlich geänderten Grundansicht von der logischen Vollkommenheit der ursprünglichen Dichtung und zu einem neuen Maßstabe für die Beurteilung der uns überlieferten Texte geführt haben. Damit diese Ansicht nachher desto klarer entwickelt werden könne, ist es gut etwas weiter auszuholen.

I. a. Eckermann erzählt, Goethe habe ihm einmal (Bd. III, 18. April 1827) eine Landschaft von Rubens vorgelegt und ihn zunächst aufgefordert zu sagen, was er auf dem Bilde sehe. Mit der gegebenen Schilderung sei er dann zwar zufrieden gewesen, habe aber gemeint, die Hauptsache fehle noch; es komme darauf an, von welcher Seite die Figuren in der Landschaft beleuchtet seien. »Sie haben das Licht«, sagte Eckermann, »auf der »uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild »hinein. Besonders die nach Hause gehenden Feldarbeiter im »Vordergrunde sind sehr im Hellen, welches einen trefflichen »Effekt thut.« Goethe machte ihn dann weiter darauf aufmerksam, wie diese schöne Wirkung dadurch hervorgebracht sei, daß die hellen Gestalten auf einem dunkeln Grunde erscheinen. Und nun bemerkte Eckermann mit Erstaunen, daß der dunkle Grund, von dem sich die hellbeleuchteten Menschen abheben, durch den mächtigen Schatten gebildet werde, den eine große Baumgruppe nach vorn werfe, dem Beschauer entgegen, während der Schatten von den Figuren in das Bild hineinfalle. »Da haben »wir ja«, rief er aus, »das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, »welches aber ja gegen alle Natur ist.« Lächelnd erwiderte Goethe: »Das ist es eben, wodurch Rubens sich groß erweist »und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste über der Natur »steht und sie seinen höhern Zwecken gemäß traktiert. Das

»doppelte Licht ist allerdings gewaltsam, und Sie können immer-
»hin sagen, es sei gegen die Natur. Allein wenn es gegen die
»Natur ist, so sage ich zugleich, es sei höher als die Natur, so
»sage ich, es sei der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf
»geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen
»Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre
»eigenen Gesetze hat.« — Die wertvollen Aufklärungen, die sich
im Gespräche weiter anschlossen, mag man an Ort und Stelle
nachlesen; das Entscheidende liegt in den angeführten Worten.
Beispiele dafür, daß ein Künstler von der Natur, die er doch
darstellen will, mit Bewußtsein abweicht und einzelne Teile
eines Ganzen so bildet, wie er selber sie nie gesehen hat, finden
sich nun auch sonst. Auf ein solches hat neuerdings Erwin
Pollack hingewiesen[59]). Die Alten waren gewohnt in der Renn-
bahn nur nach links herum zu fahren und zu reiten, weil sie
die Pferde immer nur so galoppieren ließen, wie es den Tieren
von Natur das Bequemere ist, mit Voranwerfen des linken Vorder-
fußes. Trotzdem sind in antiken Reliefs rennende Pferde eben-
sowohl im Rechts- wie im Linksgalopp dargestellt, und zwar im-
mer im Rechtsgalopp wenn sie von rechts nach links springend
erscheinen, nur im umgekehrten Fall in der damals allein
üblichen Gangart. Pollack erklärt dies überzeugend durch Ver-
gleichung mit dem Bestreben der Schauspieler, so zu stehen und
sich so zu bewegen, daß nicht ein Teil ihrer Glieder den Anblick
des übrigen Körpers zudeckt, also, wenn sie nach links sprechen,
die rechte Schulter vorzunehmen, und umgekehrt. Um einen
ungeschickten und häßlichen Eindruck zu vermeiden, sind also
die alten Reliefbildner mit Bewußtsein von der ihnen bekannten
Wirklichkeit abgewichen und haben die strenge Wahrheit der
Rücksicht auf die Darstellungsmittel ihrer Kunst untergeordnet.

b. Aber es giebt auch Fälle, in denen etwas Ähnliches
geschehen ist, ohne daß den Künstler eine bewußte Absicht
leitete, wo er vielmehr nur deshalb den genauen Anschluß an
die Natur aufgab, weil er die Mittel seiner Kunst nicht voll-
kommen beherrschte und namentlich noch nicht gelernt hatte
die verschiedenen Teile eines Bildes zu einander in das rechte

59) In seiner vortrefflichen Dissertation *Hippodromica* (Leipzig 1890)
Kap. II.

Verhältnis zu setzen. Nicht bloß bei den Ägyptern, sondern auch in reichlicher Menge auf griechischem Boden haben sich Malereien und Reliefdarstellungen erhalten, die bei aller Lebendigkeit der Ausführung im Einzelnen doch einen großen Fehler haben: der Standpunkt der Betrachtung ist nicht für alle Teile derselbe, es fehlt an Perspektive. Wenn wir etwa eine archaische Relieffigur sehen, deren Füße seitwärts gestellt sind, während die Brust nach vorn gerichtet, der Kopf wieder im Profil dargestellt ist und in ihm die Augen in voller Breite mandelförmig sitzen, so wird es uns nicht schwer ein so wunderliches Gebilde zu erklären. Es ist ja ganz natürlich, daß der Künstler jeden Körperteil so dargestellt hat, wie es ihm am bequemsten war oder wie er ihn am häufigsten gesehen hatte; die einzelnen Teile zu einander in richtige Beziehung zu bringen hat er noch nicht verstanden. So giebt es alte Zeichnungen und Kupferstiche, auf denen die Stücke einer Landschaft, Bäume und Büsche, Häuser und Berge, alle gleich groß dargestellt sind, als ob sie alle gleich weit vom Standpunkte des Betrachters entfernt wären; man hatte eben noch nicht gelernt, die Perspektive, die im Auge unbewußt sich bildet, mit dem Gedanken zu erfassen und in der Nachahmung wiederzugeben.

c. Je mehr die Kunst nach dieser Seite hin Fortschritte machte, desto sicherer wurde sie gegen Fehler wie die hier zuletzt angedeuteten; dafür trat eine andere Gefahr ein, die früher nicht bestanden hatte. Indem jeder neue Künstler von seinen Vorgängern zu lernen suchte, um die Technik, die sie bereits erworben hatten, nicht erst neu wieder schaffen zu müssen, konnte er leicht dahin geraten, die Dinge gar zu sehr mit den Augen seiner Lehrmeister anzusehen und ihre Bilder, nicht die Natur selbst, zum Gegenstand seiner Nachahmung zu machen. Sobald es eine Schule in der Kunst gab, gab es auch ein konventionelles Element, das dem minder Begabten seine Thätigkeit erleichterte, in die Werke aber, die zu stande kamen, einen Zug von Starrheit hineinbrachte und das lebendige Verhältnis zur Wirklichkeit störte. Man braucht nur die vielen modernen Villen anzusehen, die mitten im Häusermeer einer Großstadt mit Aussichtstürmen und Erkern geschmückt sind, als ob sie auf hoher Bergeswarte lägen und freien Ausblick in eine offene Landschaft gewährten. Oder, um zur Malerei und gerade z. B. zu Rubens

zurückzukehren, in seiner Kreuzabnahme sieht man, wie der eine Arm des Toten, der eben vom Holze gelöst ist, in auffallender Weise hochgehalten wird, eine Fürsorge, die sich aus der Situation des Bildes nicht erklären läßt, dagegen in der Vorführung eines Passionsspieles bei dem lebenden Körper sehr angebracht war. Bei solchen Gelegenheiten hatte man diesen kleinen Zug oft beobachtet, und von da aus ist er in die Darstellungen der Maler, in die er eigentlich nicht hineingehörte, eingedrungen und lange festgehalten worden.

d. Wieder von etwas anderer Art sind Anstöße, die dadurch entstehen, daß nicht nur ein fremdes Motiv in ein Kunstwerk aufgenommen wird, sondern eine fremde Hand in seine Ausführung eingreift, sei es nun hemmend oder hinzufügend. Daß mehrere Maler an einem Bilde arbeiten, wie es der Königslieutenant den Frankfurter Meistern zumutete, wird nicht allzu oft vorgekommen sein; wo es aber einmal geschehen war, da ist sicher auch die Folge nicht ausgeblieben, daß die Teile des fertigen Werkes nicht vollkommen zu einander stimmten. Unter den großen Bauwerken giebt es viele, die, wie etwa der Dom in Naumburg, durch ihre Stilmischung dem kundigen Betrachter die Geschichte eines allmählichen Entstehens erzählen. Goethe berichtet in »Dichtung und Wahrheit« (Buch 11), wie er durch aufmerksames Studium des Münsterturmes zu der Erkenntnis gekommen sei, die ihm dann auf Grund der Originalrisse bestätigt wurde, daß auch der eine fertige Turm nicht ganz ausgeführt ist: »die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten »darauf noch vier leichte Turmspitzen gesollt, so wie eine höhere »auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.« —

Vier Wege haben wir erkannt, auf denen Anstöße und innere Widersprüche in ein Kunstwerk hineinkommen können. Ganz dieselben Erscheinungen wiederholen sich auf dem Gebiete der Poesie und überhaupt der Litteratur. Die Beispiele, die ich dafür beibringe, sind zum großen Teile schon von anderen beobachtet worden[60]).

60) Um nachher nicht immer im einzelnen citieren zu müssen, nenne ich hier die Hauptfundstätten: E. Buchholz, *Vindiciae carminum Homericorum* I (1885) § 240 f. — Alfred Schöne, Zu Lessings Emilia Galotti; Zeitschr. für deutsche Philologie 26 (1893). — Jellinek und Kraus, Widersprüche in Kunstdichtungen; Zeitschr. für d. österr. Gymn. 1893 S. 673 ff. — C. Rothe, Die

A. Im Verlauf des vorher herangezogenen Gespräches mit Goethe warf Eckermann selbst die Frage auf, ob sich nicht »ähnliche kühne Züge künstlerischer Fiktion wie das doppelte Licht von Rubens in der Litteratur finden ließen«, und erhielt zur Antwort eine Stelle aus Shakespeares Macbeth. Goethe fand es durchaus berechtigt, »daß der Dichter seine Personen jedesmal das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob diese Worte vielleicht mit einer andern Stelle in scheinbaren Widerspruch geraten möchten.« Der Verfasser des Faust wußte selbst von diesem Rechte Gebrauch zu machen und erwähnte eine Probe davon einige Monate später wieder gegen Eckermann (Bd. I, 5. Juli 1827): bei dem Trauergesang, den der Chor über Euphorions Ende anstimmt, »fällt er ganz aus der Rolle; er ist früher und durchgehends antik gehalten oder verleugnet doch nie seine Mädchennatur, hier aber wird er mit einemmal ernst und hoch reflektierend und spricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können«. Goethe freute sich im voraus darauf, was die deutschen Kritiker dazu sagen würden, und bezweifelte, ob sie Freiheit und Kühnheit genug haben könnten darüber hinwegzukommen. — Nicht so ausdrücklich bezeugt, aber doch auch nicht zu bezweifeln ist die bewußte Absicht in der Scene der Braut von Messina, in der die Nachricht von Beatricens Entführung gebracht wird und nun sowohl Isabella wie ihre beiden Söhne sich aufs wunderlichste betragen, und sich so betragen müssen, wenn nicht der Zusammenhang sofort aufgedeckt und damit die ganze spätere Verwickelung abgeschnitten werden soll. Rothe hat dieses Beispiel hervorgehoben und richtig beurteilt. Auf einen anderen Widerspruch bei Schiller hat zuerst Ludwig Friedländer hingewiesen: in der zweiten Scene von »Wallensteins Lager« wird davon gesprochen, daß die Truppen heute die doppelte Löhnung erhalten haben; nachher aber, in der elften Scene, sagt eben der Trompeter, an den diese Äußerung gerichtet war: »Hat man uns nicht seit vierzig Wochen Die Löhnung immer umsonst versprochen?« — was dann in der Verhandlung mit Questenberg

---

Bedeutung der Widersprüche für die Homerische Frage (Berlin, Progr. du Collège Français 1894) S. 15 f. 22 f.

durch Buttler bestätigt wird. Für beabsichtigt halte ich auch, abweichend von Schöne, die Verschiedenheit in dem, was Emilia (II 6) zu ihrer Mutter, und dem, was später (III 5) der Prinz über den Verlauf der Begegnung in der Kirche sagt. Eine unbewußte Inkonsequenz wäre zwar auch bei Lessing nicht unmöglich; aber das andere ist doch wahrscheinlicher.

B. Den Fehler, daß der Autor aus seinem Werke herausguckt, daß er seine Personen Dinge sagen und thun läßt, die von ihrem Standpunkte aus nicht motiviert erscheinen und in Wahrheit nur durch die weiteren Folgen veranlaßt sind, die der Dichter dadurch vorbereiten will, dies hat Lessing selbst in der Hamburgischen Dramaturgie (St. 45), wo er die Merope Voltaires mit der italienischen des Maffei vergleicht, scharf gerügt und wohl als erster klar erkannt. Also ist anzunehmen, daß, wo er selbst einen ähnlichen Verstoß zu machen scheint, er mit Bewußtsein und nicht aus Versehen sich über die Regel hinweggesetzt hat. Aber eine sichere Entscheidung ist hier natürlich nicht zu fällen; auch die vorher gegebenen Schiller'schen Beispiele, die wir für beabsichtigt halten, wird vielleicht mancher anders beurteilen wollen. Minder zweifelhaft ihrer Natur nach sind ähnliche Fälle, wo sie außerhalb der Poesie, etwa in einer historischen Darstellung vorkommen. Herodot wußte (I 140), ὡς οὐ πρότερον θάπτεται ἀνδρὸς Πέρσεω ὁ νέκυς πρὶν ἂν ὑπ' ὄρνιθος ἢ κυνὸς ἑλκυσθῇ. Aber in der warnenden Rede, die er vor Beginn des Feldzuges von 480 dem Artabanos in den Mund legt, läßt er den Perser aus der Rolle fallen, der hier als ein schreckliches Zukunftsbild ausmalt Μαρδόνιον ὑπὸ κυνῶν τε καὶ ὀρνίθων διαφορεύμενον ἤ κου ἐν γῇ τῇ Ἀθηναίων ἢ ἐν τῇ Λακεδαιμονίων (VII 10 gegen Ende). Zwei weitere Beispiele aus Herodot habe ich bei anderer Gelegenheit besprochen, als es sich darum handelte den Stil des ungenannten Autors der Londoner Ἀθηναίων πολιτεία verständlich zu machen [61]), der nun freilich in dem naiven Mangel an »logischer Perspektive« weiter geht als sich für den Schüler eines Aristoteles schicken will. Mit dem soeben gebrauchten Namen kann man wohl die Kunst bezeichnen, vermöge deren ein Redner oder Schriftsteller jedes einzelne Glied

61) Aristoteles' Urteil über die Demokratie, Jahrb. Philol. Pädag. 145 (1892), S. 590 f.

in einem Gedankengefüge so gestaltet, daß es in den Zusammenhang paßt und sich der Idee des Ganzen auf natürliche Art unterordnet, wie ein Bild nur dann gut gemalt ist, wenn die Linien so gegen einander gerichtet, die Farben so abgetönt sind, daß das Ganze aus einem bestimmten Augenpunkte aufgefaßt erscheint. Diese Fähigkeit wurde in der Sprache so gut wie in der Malerei erst allmählich von den Menschen erworben; und wir dürfen erwarten sie bei einem einzelnen Schriftsteller um so sicherer angewandt zu finden, je höher entwickelt die Litteratur zu seiner Zeit bereits ist. Abweichungen von dieser Regel auf Grund individueller Schwäche finden sich natürlich überall; und dafür mag auch noch ein römischer Vertreter, Livius, genannt werden, der z. B., als er die Stimmung des Senates vor Beginn des zweiten punischen Krieges schildert, als einen der Gründe zur Besorgnis angiebt: *cum orbe terrarum bellum gerendum in Italia ac pro moenibus Romanis* (XXI 16, 6), als hätte man damals in Rom gewußt, daß Hannibal die Alpen übersteigen und in Italien einfallen würde.

C. Als Muster der dritten Art von Verstößen, derjenigen die durch gedankenlose Festhaltung eines übernommenen Motivs entstehen, braucht nur Vergil genannt zu werden. Zu den zahlreichen Proben, die in meiner früher (Anm. 53) erwähnten Abhandlung gegeben sind, mag hier nur noch etwa das Beiwort *resupinus* erwähnt werden, das III 624 Polyphem sehr zur Unzeit erhält und das schwerlich in etwas anderem als der Beschreibung des Trunkenen bei Homer (ἀνακλινθεὶς πέσεν ὕπτιος) seinen Grund gehabt hat, dann aber weiter Anlaß geworden ist, daß Ovid (Met. XIV 207) erzählt, der Cyklop habe liegend sein scheußliches Mahl eingenommen. Auf die Seltsamkeit, daß die Sibylle den Äneas auffordert sein Schwert zu ziehen, während sie doch vorher weiß daß er es garnicht gebrauchen kann (VI 260. 292), hat Ernst Brandes hingewiesen[62]) und diesen Widerspruch richtig damit erklärt, daß der trojanische Held auch hierin nach dem Muster des Odysseus verfahren muß, der seinerseits (κ 535. λ 48) zu sehr bestimmtem Zwecke der Waffe be-

62) Zum sechsten und achten Buche der Aeneis, Jahrb. Philol. Pädag. 141 (1890) S. 63. — Zu den nachfolgenden Bemerkungen über Horaz vgl. meine Schrift »Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz« (1892) S. 49 f.

darf. — Bemerkenswert ist, daß Vergil gelegentlich auch solche Züge in eine neue und fremdartige Umgebung bringt, die er selbst vorher in anderem und natürlicherem Zusammenhange geschaffen hat, daß er dadurch so zu sagen sein eigener Nachahmer wird. Auch hierfür verweise ich auf jene ältere Schrift (S. 17), namentlich auf die Geschichte des Ausdruckes *uber agri*, der zwar nach homerischem Muster gebildet, aber zunächst (Aen. III 95) richtig gebildet worden ist und erst innerhalb der vergilischen Poesie zu weiterer Nachahmung und damit zu einer völlig umgestaltenden Entwickelung den Anlaß gegeben hat. Stellen, an denen Horaz auf frühere Äußerungen in seinen eignen Gedichten anspielt, hat man öfter gesammelt. Daß es auch diesem Dichter nicht überall gelungen ist sein Citat glatt und zwanglos anzubringen, zeigt das Schicksal des Verses *ornatus viridi tempora pampino* (IV 8, 33), der gerade von Lachmann, Haupt, Kießling, die sonst mit besonders scharfem Verständnis auf dergleichen Beziehungen geachtet haben, für unecht erklärt worden ist. Eine Selbstkopie bei Euripides bespricht Wilamowitz zum Herakles 1195, wo Theseus fragt: φεῦ φεῦ· τίς ἀνδρῶν ὧδε δυσδαίμων ἔφυ; Das erinnert an die Frage Agamemnons Hekab. 785: φεῦ φεῦ· τίς οὕτω δυστυχὴς ἔφυ γυνή; worauf die greise Königin antwortet: οὐκ ἔστιν, εἰ μὴ τὴν Τύχην αὐτὴν λέγοις. Wilamowitz überlegt, welcher von beiden Versen das Urbild des anderen sei, und entscheidet sich wohl mit Recht für den in der Hekabe.

D. Wie Goethe aus dem Anblick des Münsterturmes, so haben Dahlmann und Kirchhoff aus der überlieferten Form des herodotischen Geschichtswerkes den Schluß gezogen, daß die Vollendung durch äußere Ursachen unterbrochen worden ist. Und in ähnlicher Art wird die Kritik oft ihr Urteil dahin zu sprechen haben, daß in dem scheinbar abgerundeten und glatt verlaufenden Texte eines litterarischen Werkes doch Lücken vorhanden sind, die nur von dem erkannt werden können, der sich in den Plan des Ganzen verständnisvoll hineingedacht hat. Wichtiger im allgemeinen und auch fruchtbarer ist die entgegengesetzte Aufgabe: das, was wirklich vorhanden ist, seinem Ursprung nach zu erklären und auf seine verschiedenen Quellen zurückzuführen. Verhältnismäßig einfach, obwohl immer noch schwierig genug, ist diese Arbeit bei solchen Werken, für die nicht nur die Einheit des Verfassers im voraus sicher ist, sondern

auch feststeht, daß er dem Werke abschließend die Form gegeben hat, in der wir es kennen. Das trifft z. B. für Goethes Faust zu, wo dann die Frage nach dem verschiedenen Ursprung darauf hinausläuft, zu untersuchen, wie sich die Partien des fertigen Werkes auf das Leben des Dichters verteilen und durch welche Erlebnisse und inneren Erfahrungen sie im einzelnen angeregt sind. Auch aus dem Egmont läßt sich Ähnliches anführen. Als der Unglückliche nachts im Gefängnis dadurch aus dem Schlaf aufgeschreckt wird, daß Silva, von Gewaffneten begleitet, eintritt, glaubt er zuerst, man wolle ihn ermorden; wie ihm dann das Urteil vorgelesen wird, fährt er auf bei den Worten, daß dem Herzog von Alba auch über die Ritter des goldenen Vließes die Gerichtsbarkeit übertragen sei: offenbar ist er ganz überrascht und weiß nichts von einer vorhergegangenen Gerichtsverhandlung. Und doch sagt nachher Ferdinand zu ihm, er habe in den Akten die einzelnen Anklagepunkte gelesen und dazu Egmonts Antworten: »Gut genug, dich zu ent»schuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreien.« Goethe war mit diesem Trauerspiel bereits beschäftigt, als er nach Weimar kam; vollendet hat er es in Italien: so ist es sehr begreiflich, daß sich in manchen Punkten die Voraussetzungen, auf denen das Drama beruhte, während der Ausführung verschoben haben.

Viel schwieriger wird die Aufgabe der Kritik, wenn es sich um ein Werk aus alter Zeit handelt, bei dem gezweifelt werden kann, ob solche Stücke, die den Zusammenhang stören, vom Autor selbst aus einer fremden Vorlage bei Gelegenheit der ersten Ausarbeitung aufgenommen oder erst später in sein vollendetes Werk, sei es nun auch wieder von ihm selbst oder von anderen, hineingebracht worden sind. Seit wir gelernt haben mit der Möglichkeit zu rechnen, die im Grunde gar keines Beweises bedurft hätte, daß ein Autor sein eigenes Werk interpolieren kann, ist manche Diskussion, die schon geschlossen zu sein schien, von neuem eröffnet worden; so die über das Verhältnis der Verse in Sophokles' Antigone 905—913 zu der Erzählung bei Herodot III 118 f. Kirchhoffs scharfsinnige Behandlung dieser Frage[63]) verliert dadurch etwas an Sicherheit,

63) Über die Entstehungszeit des herodotischen Geschichtswerkes[2] (1878) S. 8 f.

daß er es als selbstverständlich annimmt, der Dichter müsse jene Verse gleich bei der ersten Aufführung der Tragödie eingefügt haben, während es doch ebensowohl nachträglich geschehen sein kann. Natürlich giebt es auch einfachere Probleme, die eine glatte Lösung zulassen. Wenn Nitzsch (Rhein. Mus. 27) nachgewiesen hat, daß Herodot bald für Athen bald für Sparta, bald für die Alkmeoniden bald für ihre Gegner eingenommen erscheint, weil er, um unparteiisch zu verfahren, verschiedenartige Berichte gesammelt und aneinandergereiht hat, so wird gewiß niemand den Einwand erheben, Herodots Darstellung sei zuerst einheitlich gewesen und das Schwanken des Standpunktes in unserem Texte beruhe auf Interpolation. Umgekehrt versteht es sich in der pseudaristotelischen Ἀθηναίων πολιτεία von selbst, daß der Zusatz (43, 2) κατὰ σελήνην γὰρ ἄγουσιν τὸν ἐνιαυτόν, den Rühl, Lipsius, van Herwerden als fremdartig erkannt haben, nicht zur Zeit als die Schrift verfaßt wurde, irgend einem äußeren Anlaß zufolge, gemacht sein kann. Doch eben dieses Werk bietet uns ein Beispiel, wie verwickelt unter Umständen die Ursprungsfragen sein können und wie vorsichtiger Formulierung sie bedürfen. Daran wird bald niemand mehr zweifeln, daß die Angaben über eine Verfassung Drakons in Kap. 4 nicht aus historischer Überlieferung geschöpft, sondern einem politischen Pamphlet aus der Zeit der oligarchischen Revolution entnommen sind; aber ob man dem Verfasser unsrer Schrift selber zutrauen könne, daß er eine so trübe Quelle so kritiklos benutzt hat, oder ob hier eine spätere Interpolation anzusetzen sei, wird vielleicht nie ganz entschieden werden.

II. Nachdem wir durch Analogien der bildenden Kunst und dann an litterarischen Beispielen vier Arten kennen gelernt haben, wie Schiefheiten und Verstöße in der Ausführung eines Kunstwerkes entstanden sein und nun rückwärts erklärt werden können, läßt sich die Stärke wie die Schwäche der seit Lachmann geübten Homerkritik kurz bezeichnen: man hat mit Aufbietung von viel Fleiß und Scharfsinn den vierten der angegebenen Wege ausgebaut, die drei anderen kaum beachtet. Dabei blieb der Meinungsverschiedenheit immer noch ein breiter Raum geöffnet, je nachdem als das Ursprüngliche eine Einheit angesehen wurde, die nachher durch Zusätze entstellt sei, oder eine Mannigfaltigkeit, aus der erst später ein scheinbares Ganze geschaffen worden

wäre; wobei man dann wieder streiten konnte, ob die eigentliche und echte poetische Kraft auf der früheren Stufe der Einzellieder oder bei dem nachfolgenden Geschäfte des Zusammenfassens sich bethätigt habe. Gegen die Ansicht nun, die all diesen Untersuchungen gleichmäßig zu Grunde lag, richteten sich die Bedenken, die ich im Eingang dieses Kapitels angedeutet habe und die vor drei Jahren in einem Aufsatze des Rheinischen Museums: »über eine eigentümliche Schwäche der homerischen Denkart« (47 [1892] S. 74—113) veröffentlicht worden sind. Einen Teil der dort gegebenen Ausführungen darf ich zunächst, in etwas anderer Gruppierung, wiederholen.

1. Homer denkt mehr anschaulich als logisch; indem seine Phantasie von einem Bilde zum andern weiter eilt, läßt sie die besorgte Erwägung nicht aufkommen, ob auch die Hörer im stande sein werden ebenso schnell zu folgen. So lesen wir in der Schilderung des Ringkampfes zwischen Odysseus und dem Telamonier Ψ 725 ff.:

> ὣς εἰπὼν ἀνάειρε. δόλον δ' οὐ λήθετ' Ὀδυσσεύς·
> κόψ' ὄπιθεν κώληπα τυχών, ὑπέλυσε δὲ γυῖα,
> κὰδ δ' ἔπεσ' ἐξοπίσω· ἐπὶ δὲ στήθεσσιν Ὀδυσσεὺς
> κάππεσε.

Hier haben außer der venetianischen fast alle Handschriften κὰδ δ' ἔβαλ' ἐξοπίσω, und auch in A ist ἔβαλ' als Variante beigeschrieben. Offenbar eine sehr alte Korrektur, der grammatischen Korrektheit zu Liebe gemacht und nun doch wieder gegen diese verstoßend wegen der Worte, die nachfolgen: ἐπὶ δὲ στήθεσσιν Ὀδυσσεὺς κάππεσε. — Viel jünger ist der unnötige Heilungsversuch an einer anderen, in der That etwas verwickelten Stelle, wo Hektor einen seiner Mitkämpfer ermuntert ihm gegen die Feinde zu folgen (*O* 556 ff.):

> — οὐ γὰρ ἔτ' ἔστιν ἀποσταδὸν Ἀργείοισιν
> μάρνασθαι, πρίν γ' ἠὲ κατακτάμεν ἠὲ κατ' ἄκρης
> Ἴλιον αἰπεινὴν ἑλέειν κτάσθαι τε πολίτας.

»Entweder wir töten sie oder sie nehmen Ilios, und dann fallen die Bürger«: das würde jeder verstehen. Daß ein solcher Gedanke, in den Infinitiv gesetzt, undeutlich wird und einer das Verständnis erleichternden Umformung bedarf, weiß ein moderner

Schriftsteller aus vielfacher Erfahrung; für den ganz in seinen eigenen Vorstellungen befangenen kindlichen Geist entsteht gar nicht die Frage, ob das Gesagte auch für jeden anderen deutlich sei. Deshalb hat nicht nur van Herwerden dem Texte Gewalt angethan (Hermes 16 [1881] S. 359), der 558 streicht und in 557 ἠὲ ἀλῶναι statt ἠὲ κατ' ἄκρης einsetzt; sondern auch die beiden holländischen Gelehrten, welche hier mit gelinderen Mitteln zu helfen meinten, van Leeuwen und Mendes da Costa (1889), haben ganz sicher den Dichter und nicht die Überlieferung korrigiert, indem sie die Infinitive vertauschten und 557 καταχτάσθ', 558 κτάμεναι schrieben.

Daß Homer, wo er Reden seiner Helden mitteilt, sich fast ausschließlich der direkten Form bedient, ist schon das Zeichen einer gewissen Ungelenkheit im Denken. Noch charakteristischer aber sind die wenigen Stellen, an denen er den Versuch gemacht hat, eine etwas längere Äußerung einer handelnden Person in abhängiger Form wiederzugeben: wenn er nicht, wie *ϑ* 514 ff., durch beständige Wiederholung das regierende Verbum im Bewußtsein festhält, so fällt er nach wenigen Sätzen in die viel bequemere direkte Rede zurück. Im Anfang der Odyssee giebt Zeus seinem Unwillen über die Schandthat des Ägisthos Ausdruck: »Er hat die rechtmäßige Gattin des Agamemnon geheiratet und diesen selbst getötet, obwohl er wußte, was ihm zur Strafe bevorstand. Denn wir hatten ihm den Hermes geschickt und ihn gewarnt, er solle jenen nicht töten noch seine Frau heiraten; denn von Orestes w i r d Rache für den Atriden kommen, sobald er herangewachsen ist.« *α* 39 f.:

> μήτ' αὐτὸν κτεῖναι μήτε μνάεσθαι ἄκοιτιν·
> ἐκ γὰρ Ὀρέσταο τίσις ἔσσεται.

Die Härte des Überganges ist durch nichts gemildert; die logische Auffassung versagte dem Dichter, seine Stärke lag in der lebendigen Vergegenwärtigung. Ganz das Gleiche haben wir *Δ* 303 in einer Rede Nestors und *Ψ* 855, wo nur zwei Worte des Achilleus (ἧς τοξεύειν) grammatisch abhängig (von ἀνώγει) gebildet sind, alle übrigen unvermittelt in direkter Form nachfolgen. — Wenn der Dichter die Worte einer Person durch eine andere wiederholen läßt[64]), so entsteht leicht eine syntaktische Schwierig-

64) Vgl. darüber Pfudel, Die Wiederholungen bei Homer. I. Beabsichtigte Wiederholungen. (Progr. der Ritter-Akademie zu Liegnitz, 1891. Dazu meine Besprechung Berl. philol. Wochenschr. 1891 Sp. 1641 ff.

keit, über die dann der Redende stolpert. So sagt Zeus, als er Iris zum Poseidon abschickt, vollkommen korrekt (*O* 163 ff.):

φραζέσθω δὴ ἔπειτα κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν,
μή μ' οὐδὲ κρατερός περ ἐὼν ἐπιόντα ταλάσσῃ
165 μεῖναι, ἐπεί εὑ φημὶ βίῃ πολὺ φέρτερος εἶναι
καὶ γενεῇ πρότερος· τοῦ δ' οὐκ ὄθεται φίλον ἦτορ
ἶσον ἐμοὶ φάσθαι, τόν τε στυγέουσι καὶ ἄλλοι.

Doch in der Botschaft, welche die Göttin an Poseidon ausrichtet, klingt es anders:

180 — — σὲ δ' ὑπεξαλέασθαι ἀνώγει
χεῖρας, ἐπεὶ σέο φησὶ βίῃ πολὺ φέρτερος εἶναι
καὶ γενεῇ πρότερος· σὸν δ' οὐκ ὄθεται φίλον ἦτορ
ἶσόν οἱ φάσθαι, τόν τε στυγέουσι καὶ ἄλλοι.

Iris denkt aber gar nicht daran, den Vorwurf in ihrem eigenen Namen zu erheben; es ist dem Dichter bloß nicht gelungen sie so sprechen zu lassen, daß klar würde, er sei noch ein Teil vom Auftrage des Zeus. — Derselben Mißdeutung ist der Charakter der Iris, die doch als Botin gern freundlich vermittelt und dafür *O* 207 das Lob des Poseidon erntet, noch an einer zweiten Stelle ausgesetzt. Zeus entsendet sie, um Here und Athene vom Kampfe zurückzurufen, mit starker Drohung (*Θ* 404 ff.):

οὐδέ κεν ἐς δεκάτους περιτελλομένους ἐνιαυτοὺς
405 ἕλκε' ἀπαλθήσεσθον, ἅ κεν μάρπτῃσι κεραυνός·
ὄφρ' εἰδῇ γλαυκῶπις, ὅτ' ἂν ᾧ πατρὶ μάχηται.
Ἥρῃ δ' οὔ τι τόσον νεμεσίζομαι οὐδὲ χολοῦμαι·
αἰεὶ γάρ μοι ἔωθεν ἐνικλᾶν ὅττι κεν εἴπω.

Wie nachher Iris den beiden Göttinnen den Befehl des Vaters verkündet, macht sich bis 406 (= 420) alles ganz natürlich; aber nun fügt sie recht unehrerbietig hinzu (421 f.):

Ἥρῃ δ' οὔ τι τόσον νεμεσίζεται οὐδὲ χολοῦται,
αἰεὶ γάρ οἱ ἔωθεν ἐνικλᾶν ὅττι κεν εἴπῃ.

Und hier läßt sich der Dichter selbst von der durch sein syntaktisches Ungeschick geschaffenen Situation fangen, indem er, noch höher trumpfend, der Botin die weiteren Worte in den Mund legt (*Θ* 423 f.):

ἀλλὰ σύ γ' αἰνοτάτη, κύον ἀδδεές, εἰ ἐτεόν γε
τολμήσεις Διὸς ἄντα πελώριον ἔγχος ἀεῖραι.

Aristarch hat die letzten fünf Verse (420—424) gestrichen: ὅτι ἐκ τῶν ἐπάνω μετάκεινται· ἱκανὸν δὲ ἦν εἰπεῖν ὅτι οὐκ ἐᾷ ὁ Ζεύς. καὶ ἀποκαθίσταται (so Lehrs für ἀποσυνίσταται) ἐπιεικὲς ὂν τὸ τῆς Ἴριδος πρόσωπον· οὐ γὰρ ἂν εἶπεν 'κύον ἀδεές'. Viele neuere Herausgeber, u. a. Bekker in beiden Ausgaben, Düntzer, die beiden Holländer, sind dem Alexandriner gefolgt; andere, wie La Roche Nauck Christ, haben die Verse beibehalten, sicher mit Recht. Denn wenn auch zugegeben werden muß, daß sie den Leser geradezu stören und daß durch ihren Wegfall die bescheidene Sinnesart der Iris glücklich wieder hergestellt werden würde, so müssen wir doch fragen, ob ein Fehler in der Charakteristik unter den gegebenen Verhältnissen wirklich etwas Unerhörtes wäre. Vielmehr werden wir ihn dem Verfasser von *Θ*, einem der schwächsten Mitarbeiter des Epos, um so eher zutrauen, wenn, wie vorher geschehen ist, die Entstehung des falschen Zuges psychologisch erklärt werden kann. Dieser Zug ist dann im Bilde der Iris haften geblieben und hat vielleicht zu dem συνθέλω δ' ἐγώ den Anlaß gegeben, durch das sie im Herakles (832; vgl. 841. 855) sich mit der Götterkönigin identificiert.

Das unmerkliche Hinübergleiten aus der obliquen Form des Gedankens in die gerade ist doch nicht bloß ein Zeichen mangelnder Gewandtheit; oft liegt darin auch eine besondere Kraft des Ausdrucks. So braucht man *N* 676 ff. den Satz τάχα δ' ἂν bis αὐτὸς ἄμυνεν nur in Parenthese zu setzen, um anstatt einer Unklarheit eine sehr wirksame Wendung zu bekommen: die Gefahr wird dem Hörer fühlbarer, wenn der Erzähler sie ihm unmittelbar vorhält, während doch zugleich das Zeichen des Gedankenstriches oder, richtiger gesagt, ein bedächtiges Innehalten im Vortrage daran erinnert, daß der Satz noch mit in den Bereich dessen gehört, was Hektor nicht wußte. Überhaupt möchte ich nicht dahin verstanden werden, daß es meine Absicht sei den Wert der homerischen Dichtung herabzusetzen, indem ich ihre »Schwächen« nachweise. Dieser Vorwurf ist, wenn auch in freundlichster Form, von Fraccaroli erhoben worden, der in der Einleitung seines schönen Buches über Pindar [65]) auf meine Abhandlung zu sprechen kommt. Im Wesentlichen der Beurteilung weiß ich mich mit ihm eins; was wir an Homer bewundern ist

65) *Le odi di Pindaro*, *dichiarate e tradotte da* Giuseppe Fraccaroli, Verona 1894; p. 60 segg.

die unmittelbare Frische des Ausdrucks, die plastische Kraft und zugleich nie ermüdende Beweglichkeit der Phantasie. Aber wenn diese Vorzüge in so reichem Maße nur der Dichter einer Zeit und eines Volkes besitzen konnte, denen litterarische Kultur und die damit verbundene Schulung des Verstandes fremd war, so versteht es sich von selbst, daß mit der sinnlichen Fülle ein gewisser Mangel an nüchterner Reflexion verbunden sein mußte. Und wenn wir uns bemühen diesen zu erkennen, so soll das natürlich nicht aus Lust am Kritisieren geschehen, sondern im Gegenteil, um durch den Einblick in jene notwendige Wechselwirkung zu verhüten, daß an die alte Dichtung der Maßstab moderner Verständigkeit und Korrektheit angelegt werde. Nur läßt es sich nicht vermeiden, daß wir, um die Eigentümlichkeit von Homers Denkart zu beschreiben, eben die Ausdrücke gebrauchen, die, auf den Stil eines modernen Schriftstellers bezogen, einen Tadel enthalten würden. Wenn Eumäos dem Telemach erzählt (*π* 142 ff.):

αὐτὰρ νῦν, ἐξ οὗ σύ γε ᾤχεο νηὶ Πύλονδε,
οὔ πώ μιν φασὶν φαγέμεν καὶ πιέμεν αὔτως
οὐδ' ἐπὶ ἔργα ἰδεῖν, ἀλλὰ στοναχῇ τε γόῳ τε
145 ἧσται ὀδυρόμενος, φθινύθει δ' ἀμφ' ὀστεόφιν χρώς —

oder wenn derselbe der Königin berichtet (*ϱ* 525 ff.):

525 — — στεῦται δ' Ὀδυσῆος ἀκοῦσαι
ἀγχοῦ, Θεσπρωτῶν ἀνδρῶν ἐν πίονι δήμῳ,
ζωοῦ· πολλὰ δ' ἄγει κειμήλια ὅνδε δόμονδε —

so begeht er wirklich einen Denkfehler, da er im Verlauf seiner Mitteilung das φασίν und das στεῦται ganz vergißt und Dinge, die er nur von Hörensagen weiß, so weitergiebt, als wären es Thatsachen. Einen Fehler nennen wir das vom Standpunkte einer entwickelten Logik aus, die freilich nicht gehindert hat, daß dieselbe Verwechslung auch heute noch, und zwar nicht bloß auf dem Boden der poetischen Rede, ihr Wesen treibt: dem naiven und ungeschulten Denken der homerischen Zeit dürfen wir keinen Vorwurf daraus machen, daß ein Unterschied unbeachtet blieb, für dessen Bezeichnung noch nicht die ausgebildeten Formen einer scharf durchdachten Syntax zu Hilfe kamen.

Aus dem Gebiete der nominalen Ausdrücke gehören hierher gewisse Unebenheiten in der Bildung der Apposition. Ares und Enyo werden beschrieben, wie sie dem Heere der Troer voranschreiten, *E* 592 ff.:

— ἦρχε δ' ἄρα σφιν Ἄρης καὶ πότνι' Ἐνυώ,
ἡ μὲν ἔχουσα κυδοιμὸν ἀναιδέα δηιοτῆτος,
Ἄρης δ' ἐν παλάμῃσι πελώριον ἔγχος ἐνώμα.

Die Form der Apposition ist im zweiten Gliede aufgegeben und statt ihrer ein neues Verbum finitum gesetzt. Ebenso *E* 145 ff., *Σ* 536 f., *ι* 339. Daß solches Ausbiegen vom geraden Wege nicht durchaus etwas Altertümliches war, würde sich durch einen Vergleich etwa mit Sophokles leicht beweisen lassen. Nur die Gelehren sind von jeher bereit gewesen an der zwanglosen Redeweise sich zu ärgern. Das erkennen wir z. B. *λ* 81 ff.:

νῶι μὲν ὣς ἐπέεσσιν ἀμειβομένω στυγεροῖσιν
ἥμεθ', ἐγὼ μὲν ἄνευθεν ἐφ' αἵματι φάσγανον ἴσχων,
εἴδωλον δ' ἑτέρωθεν ἑταίρου πόλλ' ἀγόρευεν.

So haben die meisten Handschriften. Aber nicht nur findet sich in einigen ἀγορεῦον, sondern diese pedantische Konjektur war schon dem Didymos bekannt, der sie mit richtigem Takte verwarf. Barnes, Buttmann, Dindorf bewiesen geringeres Verständnis für die Eigenart homerischen Denkens, wenn sie ἀγορεῦον für das Ursprüngliche erklärten. Auch hier ist der grammatische Anstoß untrennbar verbunden mit jener heiteren Lebhaftigkeit des Geistes: das, was gerade vorliegt, beschäftigt ihn ganz; er mag sich nicht zwingen, um nebenher an die Beziehung zu denken, in die es zu etwas früher Ausgesprochenem gebracht werden müßte.

Die sogenannte abgekürzte Vergleichung beruht darauf, daß eine Eigenschaft, die einer Person oder Sache zukommt, nicht der entsprechenden Eigenschaft einer anderen, sondern dieser anderen Person oder Sache selbst gegenübergestellt wird. Κόμαι Χαρίτεσσιν ὁμοῖαι *P* 51 und, wie es *ν* 89 vom Schiffe der Phäaken heißt,

ἄνδρα φέρουσα θεοῖς ἐναλίγκια μήδε' ἔχοντα,

sind oft citierte Musterbeispiele. Auch diese Inkonsequenz des Ausdruckes ist nicht auf Homer beschränkt, sondern findet sich bei Dichtern aller Zeiten und Völker und begegnet besonders oft noch heute in der Sprache des täglichen Lebens. Durch dies letzte wird bestätigt, daß wir es hier mit einer Eigentümlichkeit

des ungeschulten Denkens zu thun haben, wie ja durchweg demjenigen, der die homerische Redeweise lebendig nachempfinden will, die natürliche Sprache des Volkes, dem er angehört, mehr Hilfe leistet als die kunstmäßig gebildete in der Litteratur. Homer geht in der Freiheit des Abkürzens so weit, daß spätere Geschlechter seines eigenen Volkes ihn nicht überall verstanden haben. Davon haben wir ein treffliches Beispiel in einer Stelle der Odyssee, die allerdings keine Vergleichung enthält, aber in der Fassung koordinierter Glieder genau die Schiefheit zeigt, welche das Wesen der *comparatio compendiaria* ausmacht. Als Antikleia in der Unterwelt von Odysseus gefragt wird, wie sie gestorben sei, antwortet sie (λ 202 f.):

ἀλλά με σός τε πόθος σά τε μήδεα, φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ,
σή τ' ἀγανοφροσύνη μελιηδέα θυμὸν ἀπηύρα.

»Die Sehnsucht nach dir, deiner Klugheit und deiner Sanftmut«, so übersetzen wir heute. Aber die Scholien erklären: σά τε μήδεα] ἅπερ κακῶς ἐβουλεύσω τὸν Κύκλωπα τυφλώσας, καὶ ὑποβληθεὶς τοιαῖσδε ὑπὸ τοῦ Ποσειδῶνος κακώσεσιν. Also nicht dadurch sollen die klugen Gedanken des Odysseus die Mutter getötet haben, daß sie sich zu sehr nach ihnen sehnte, sondern dadurch, daß sie ihm die Feindschaft des Poseidon und weiter die langen Irrfahrten einbrachten, die ihn, zum Schmerz der Mutter, von der Heimat fern hielten.

Das Gemeinsame aller bisher beobachteten Erscheinungen besteht darin, daß der Dichter während des Sprechens keinen festen Standpunkt für die Betrachtung einnimmt und in einem mehrgliedrigen Ausdruck entweder überhaupt das gegenseitige Verhältnis der Begriffe nicht scharf erfaßt oder doch das Bewußtsein einer zu Anfang übernommenen logischen Abhängigkeit nicht dauernd festhält. Diese Eigenheit zeigt sich nun nicht bloß in grammatischen Dingen. Die zuletzt berührte Gruppe von Beispielen mag uns zu den Gleichnissen hinüberleiten. Über diese ist viel verhandelt worden, was Homer eigentlich mit ihnen bezweckt habe und wie es komme, daß bei vielen von ihnen das *tertium comparationis* in einem ganz nebensächlichen Punkte liegt. Ein Beispiel aus Dutzenden. Die Masse des Fußvolkes, dem die beiden Aias vorangehen, wird Δ 274 mit einer Wolke verglichen; dann heißt es: wie wenn der Hirte von

hoher Warte aus eine Wolke bemerkt, die über das Meer heranzieht, vom Westwind getrieben; ihm erscheint sie von ferne schwärzer als Pech, wie sie über das Meer hinwandelt; starken Sturm bringt sie mit, deshalb erschrickt er beim Anblick und treibt seine Herde zum Schutz in eine Felshöhle — so sahen die Scharen aus, von denen die beiden Aias umwogt waren. Der Dichter hatte hier wie in allen ähnlichen Fällen gar nicht die Absicht, die ihm von den Erklärern zugeschrieben worden ist, einen Vorgang dadurch anschaulich zu machen, daß er ihn mit einem andern verglich. Dies steht schon an sich deshalb fest, weil fast immer die Scene, die zum Vergleich den Anlaß gab, ebenso sehr dem Gebiete des sinnlich Wahrnehmbaren angehört und den Zuhörern ebenso leicht vorstellbar war wie diejenige, die zum Vergleich herangezogen wurde; Situationen des Kampfes waren den Griechen der homerischen Zeit nicht minder vertraut als Naturerscheinungen. Vielmehr, während der Sänger den einen Vorgang schilderte, tauchte vor seiner beweglichen Phantasie das Bild eines irgendwie ähnlichen auf, das er nun sogleich in der Freude seines Herzens mit lebhaften Farben daneben malte, ohne zu überlegen, ob dadurch die Deutlichkeit der Hauptdarstellung gefördert oder geschädigt wurde. Gelegentlich trifft es sich dabei so, daß die abschweifende Schilderung des Verglichenen an einen Punkt gerät, von dem aus eine ungezwungene Rückkehr in den Gang der Haupterzählung sich bietet. So heißt es *O* 623 ff. von Hektor:

αὐτὰρ ὃ λαμπόμενος πυρὶ πάντοθεν ἔνθορ᾽ ὁμίλῳ,
ἐν δ᾽ ἔπεσ᾽, ὡς ὅτε κῦμα θοῇ ἐν νηὶ πέσῃσιν
625 λάβρον ὑπὸ νεφέων ἀνεμοτρεφές· ἣ δέ τε πᾶσα
ἄχνῃ ὑπεκρύφθη, ἀνέμοιο δὲ δεινὸς ἀήτη
ἱστίῳ ἐμβρέμεται, τρομέουσι δέ τε φρένα ναῦται
δειδιότες· τυτθὸν γὰρ ὑπὲκ θανάτοιο φέρονται·
ὣς ἐδαΐζετο θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν Ἀχαιῶν.

Hier haben wir zwei *tertia comparationis:* das Eindringen Hektors und der Woge, die Furcht der Achäer und der Schiffer. Nur das erste schwebte dem Erzähler vor, als er den Vergleich anfing, aber er besaß dann Aufmerksamkeit und Gewandtheit genug, auch das zweite zu benutzen, als es im Verlauf seiner Schilderung auftauchte. Daß dieses Zusammentreffen auf Zufall

beruht, wird durch die große Menge der Fälle bewiesen, in denen ein zweiter Vergleichungspunkt fehlt, so daß der Vortrag mit fühlbarem Sprunge zu seinem eigentlichen Gegenstande zurückkehrt, wie in dem vorher angeführten Gleichnis von der Wolke. Dies Verhältnis können wir uns klar machen, ohne das Geringste von dem Vergnügen einzubüßen, das wir aus der Fülle mannigfaltiger Bilder gewinnen. Homer ist eben kein Dichter unserer Zeit; was bei diesem ein Stilfehler sein würde, ist bei jenem natürlich und unvermeidlich, also auch berechtigt.

Wir erwarten von dem Verfasser eines erzählenden Werkes, daß er sich des Planes seiner Arbeit in jedem einzelnen Gliede bewußt bleibe; die Dichter alter Volksepen kannten diese Forderung nicht, sie würden sie nicht verstanden haben, wenn jemand sie ausgesprochen hätte. Wenn im Nibelungenliede so gut wie in der Odyssee das Alter der Personen von Anfang bis zu Ende unverändert bleibt, Penelope 20 Jahre nach der Geburt ihres Sohnes noch in jugendlicher Schönheit strahlt, Giselher 36 Jahre, nachdem er zum ersten Male aufgetreten ist, immer noch »das Kind« genannt wird, so ist auch dies an sich kein Vorzug, wie man seltsamer Weise behauptet hat, sondern wirklich ein Mangel: während der Dichter bei einer Partie seines Werkes verweilt, hat er die übrigen aus den Augen verloren. Wie Herwig und Gudrun am Strande zusammentreffen, erkennen sie einander nicht (Str. 1234 f.), weil 13 leidenreiche Jahre (1090) darüber hingegangen sind, daß sie sich nicht gesehen haben; trotzdem spricht nachher, wo es sich um die Ausstattung von Herwigs Schwester handelt, der Fürst von Seeland so (1654), als ob der Einfall des Karadiners, der jener früheren Zeit vor der Wegführung der Jungfrauen angehört, ganz neuerdings erfolgt wäre. In dem Gespräch am Strande haben dann beide endlich ihre Namen genannt und Erkennungszeichen ausgetauscht; aber als am folgenden Tage die Jungfrau vom Fenster aus bittet, man möge Hartmut im Kampfe verschonen, fragt Herwig von neuem, wer sie sei (1486). Ja, bei jener ersten Unterredung wird dem Hörer oder Leser zugemutet sich vorzustellen, daß Gudrun zwar den Namen Ortwein, mit dem einer der beiden fremden Ritter angeredet wird, deutlich vernimmt, ihren eigenen Namen aber, der unmittelbar danach ausgesprochen worden ist, nicht hört (1238. 1240).

Anstöße der zuletzt beschriebenen Art sind es nun gerade, die von altersher zu einer scharfen Kritik geführt und nicht selten verführt haben. Bei den Wettspielen zu Ehren des Patroklos bestimmt Achill den Preis für den Lanzenkampf demjenigen (Ψ 805 f.),

> ὁππότερός κε φθῇσιν ὀρεξάμενος χρόα καλόν,
> ψαύσῃ δ' ἐνδίνων διά τ' ἔντεα καὶ μέλαν αἷμα.

Aristarch wie neuerdings Bekker[1] und van Leeuwen wollen 806 ausscheiden; und man muß zugeben, daß die Aufforderung den Charakter des Spieles schlecht wahrt. Aber daß die Athetese nicht das richtige Mittel ist solche Anstöße zu erledigen, wird gerade hier durch die nachfolgende Schilderung deutlich bewiesen, da in der That (821) Diomedes den Kampf gegen Aias so führt, als ob er im Ringen um blutige Entscheidung einem Feinde gegenüber stände. Diesen zweiten Vers, der sich freilich nicht wie 806 aus dem Text aussondern lässt, haben Aristarch und Bekker unangetastet gelassen. Daß Helios, ὃς πάντ' ἐφορᾷ καὶ πάντ' ἐπακούει, den Frevel der Gefährten des Odysseus nicht selbst bemerkt, war dem Alexandriner aufgefallen; und dies war einer der Gründe, welche ihn bestimmten die Verse μ 374—390, in denen die Meldung der Nymphe Lampetie und das Gespräch zwischen Helios und Zeus erzählt werden, für unecht zu erklären. Dagegen bemerkt Kirchhoff (Odyss.[2] S. 292): diese Ausstellung »beruht auf völligem Verkennen der naiven Weise alter»thümlicher Religionsanschauung, deren Vorstellungen notwendig »unklarer und unbestimmter Art waren«. Und Wilamowitz sagt in anderer Form dasselbe, wenn er (HU. S. 126) ausruft: »Der stumpf»sinnige Rationalismus, der sich weise dünkt, wenn er sagt, daß »der allsehende Helios keinen Boten brauche, verdient nichts als »die Antwort in seinem Stile, daß gerade eine Wolke über »Thrinakia stand«. — Noch an einer zweiten Stelle hat Kirchhoff einen sachlichen Widerspruch, der anderen Forschern Anlaß zu Korrekturen gegeben hat, für erträglich gehalten. Als Odysseus auf der Flucht vor dem Kyklopen mit seinem Schiffe so weit entfernt ist, daß er sich jenem gerade noch vernehmlich machen kann, richtet er höhnende Worte an ihn. Polyphem, zur Wut gereizt, schleudert einen Felsblock, der die Fliehenden zwar nicht trifft, aber das Meer so aufregt, daß das Schiff wieder ans Ge-

stade getrieben wird. Mit Mühe entrinnen sie dem Verderben. Und als sie nun doppelt so weit wie vorher vom Ufer entfernt sind, redet Odysseus den Kyklopen von neuem an und wird auch diesmal verstanden. Um die Unmöglichkeit, die hierin liegt, zu beseitigen, haben einige Kritiker, wie Eduard Kammer und Bergk, die erste der beiden Reden (*ι* 475—501) für interpoliert erklärt, andere, wie Nitzsch und Lehrs, das anstößige δὶς τόσσον (491) durch Konjektur zu tilgen gesucht. Kirchhoff ist über die Unklarheit stillschweigend hinweggegangen, ohne Zweifel deshalb, weil er glaubte, daß wir dem alten Sänger Gewalt anthun würden, wenn wir sein harmloses Geplauder mit dem Maßstabe unserer selbstgerechten Logik messen wollten.

An diesen drei Stellen aus *Ψ*, *μ*, *ι* ist die logische Perspektive dadurch verletzt, daß der Erzähler etwas, was er im Grunde wußte, nicht streng im Sinne behielt. Auch das umgekehrte kommt vor: er erinnert sich zur Unzeit an das, was er weiß, seine Personen aber nicht wissen, so daß er genau genommen davon absehen müßte. Daß Diomedes und Odysseus den trojanischen Späher, der ihnen zur Nachtzeit begegnet, kennen, war schon den Alten aufgefallen; Aristarch (zu *K* 447) erklärte es damit, daß Dolon der Sohn eines bekannten Mannes, eines Heroldes, sei, dessen Name während eines zehnjährigen Krieges recht wohl den Gegnern habe zu Ohren kommen können. Noch genauere Kenntnis verrät ein griechischer Held im dreizehnten Buche. Dort wird der Tod des Othryoneus erzählt und dabei erwähnt, er sei von auswärts nach Troja gekommen und habe sich erboten, die Griechen aus dem Lande zu treiben, wenn ihm Priamos seine Tochter Kassandra zur Frau geben wolle. Idomeneus, der ihn tötet, ruft dem Fallenden spottend zu (*N* 374 ff.): »Jetzt erfülle einmal dem Priamos dein Versprechen. Oder komm lieber zu uns; wir wollen dir die schönste von Agamemnons Töchtern zuführen, wenn du uns hilfst die Stadt zu zerstören.« Hier begnügte sich Aristarch (zu *Ξ* 45, wo wieder etwas Ähnliches vorliegt) die Thatsache zu konstatieren: ἐξάκουστα ἐγίγνετο παρὰ τοῖς πολεμίοις. Ähnlich wird er die Scene (*Ξ* 463—475) beurteilt haben, wie Aias einen trojanischen Krieger tötet und dann höhnisch sagt, es sei wohl ein Bruder oder Sohn des Antenor, weil er diesem so ähnlich sehe. Wenn dazu der Dichter bemerkt, Aias habe so gesprochen, obwohl er den Sohn Ante-

nors wohl kannte, so bleibt es wieder dem Leser überlassen sich zu denken, daß im Laufe eines langen Krieges viele einzelne Personen von beiden Seiten bekannt geworden sein können. Daß der Teichoskopie in Γ eine ganz andere Annahme zu Grunde liegt, braucht uns nicht zu stören und würde uns nicht nötigen für dies Buch spätere Entstehung zu behaupten; der Dichter macht jedesmal die Voraussetzung, die ihm bequem ist. Es giebt aber auch Stellen, für die sich eine erklärende Voraussetzung überhaupt nicht finden lässt. Im Wettkampfe der Wagen hat Athene den Pferden des Diomedes besondere Kraft verliehen, um ihrem Liebling zum Siege zu verhelfen (Ψ 399 f.). Nun feuert Antilochos seine Tiere an (403 ff.):

ἔμβητον καὶ σφῶι· τιταίνετον ὅττι τάχιστα.
ἤ τοι μὲν κείνοισιν ἐριζέμεν οὔ τι κελεύω
405 Τυδεΐδεω ἵπποισι δαΐφρονος, οἷσιν Ἀθήνη
νῦν ὤρεξε τάχος καὶ ἐπ' αὐτῷ κῦδος ἔθηκεν·
ἵππους δ' Ἀτρεΐδαο κιχάνετε, μηδὲ λίπησθον.

Aristonikos bemerkt: ἀθετοῦνται οἱ δύο (405. 406)· πῶς γὰρ τὸ ἐκ τῆς Ἀθηνᾶς γενόμενον οἶδεν ὁ Ἀντίλοχος; Die meisten neueren Herausgeber sind diesem Urteil nicht gefolgt. Sehr mit Recht. Wir sollen aus einem Fall wie dem vorliegenden lernen, daß auch in den vorher besprochenen die Erklärbarkeit nur eine zufällige ist, daß die von den Kritikern zu Hilfe genommene Voraussetzung nicht im Bewußtsein des Dichters gelegen hat, der seinerseits nicht ahnte und nicht ahnen konnte, daß man ihn einmal wegen unglaubwürdiger Aussagen in ein peinliches Verhör nehmen würde.

2. Als ich den Aufsatz, dem die vorstehenden Erörterungen entnommen sind, zum erstenmal für den Druck vorbereitete, war bereits Carl Rothe, auch er ein Schüler Kirchhoffs und von dessen Grundanschauungen ausgehend, mit ähnlichen Gedanken hervorgetreten. Den ersten Gegenstand seiner Arbeit bildete »die Bedeutung der Wiederholungen für die Homerische Frage«[69]). Er regte den Zweifel an, ob wir berechtigt seien aus der Wiederkehr

66) In der »Festschrift zur Feier des 200 jährigen Bestehens des Französischen Gymnasiums«. Berlin 1890. S. 123—168. Auch besonders erschienen bei Fock in Leipzig. — Eine Fortsetzung dazu brachte vier Jahre später das schon oben (Anm. 60) erwähnte Programm über »die Bedeutung der Widersprüche«. Ich bezeichne weiterhin die ältere Arbeit mit Wdhl., die jüngere mit Wdspr.

gleicher Versteile, Verse und Versgruppen darauf zu schließen, daß diese Stücke an der einen Stelle auf Nachahmung der andern Stelle beruhen, eine Methode die vielfach, neuerdings besonders von Sittl und Albert Gemoll, geübt worden war. Nicht selten zeigt sich ein Gedanke, der in zwiefachem Zusammenhange vorkommt, in einer Beziehung das erstemal passend und das zweitemal unpassend, in einer anderen Beziehung aber umgekehrt. So ist in der Frage πῶς ἂν ἔπειτ᾽ Ὀδυσῆος ἐγὼ θείοιο λαθοίμην, die *K* 243 und *α* 65 steht, in *K* das ἔπειτα passend, ἐγώ auffallend, in *α* dagegen ἔπειτα wunderlich, ἐγώ ganz natürlich. Welche Stelle ist nun die ursprüngliche? Rothe nimmt einen anerkanntermaßen sehr jungen Gesang, den letzten der Odyssee, und prüft, ob die Parallelstellen, die sich in ihm zu anderen (älteren) Büchern finden, wirklich alle in jenen fester sitzen und den Eindruck der Ursprünglichkeit machen. Es stellt sich heraus, daß dies nicht der Fall ist. Zwar in bezug auf *ω* 128—146 = *β* 93—110 muß ich Pfudel (S. 8) beistimmen, der gegen Rothe geltend macht, daß diese Partie eher in *ω* als in *β* auf Nachahmung zu beruhen scheine. Aber für mehrere andere Stücke (z. B. *ω* 422—438 = *β* 15—35; *ω* 315—317 = *Σ* 22—24) ist es unzweifelhaft richtig, daß, wenn sie an einer von beiden Stellen durch Nachahmung der anderen entstanden sein sollen, in *ω* das Original vorliegen muß. Auch erinnert Rothe daran, daß bereits Kirchhoff (Od.[2] 197) zugegeben hat, die Verse *ω* 479 f. = *ε* 23 f.

οὐ γὰρ δὴ τοῦτον μὲν ἐβούλευσας νόον αὐτή,
ὡς ἦ τοι κείνους Ὀδυσεὺς ἀποτίσεται ἐλθών,

seien in *ω* mit größerem Geschicke verwendet als in *ε*, und daß Wilamowitz (HU. 71) geradezu den Vers *ω* 308 für das Vorbild von *α* 185 erklärt hat. Rothe war der erste, der aus dem geschilderten Thatbestande den richtigen Schluß zog: wo sich wörtliche oder fast wörtliche Übereinstimmung zwischen zwei Stellen findet, da braucht nicht eine der anderen nachgeahmt zu sein; sondern die Übereinstimmung kann dadurch entstanden sein, daß die Verfasser beider Stellen aus dem überkommenen Sprach- und Gedankenschatze der epischen Poesie ein fertiges Stück sich zu nutze machten, wobei es sehr wohl möglich war, daß dann und wann gerade dem jüngeren Sänger die Einfügung des angeeigneten Verses oder Satzes besser und täuschender glückte.

Der Ausführung dieses Gedankens ist der letzte Abschnitt der Rothe'schen Schrift gewidmet. Hier gewinnen wir denn eine Ansicht, in der ja etwas von Resignation liegt, die uns aber andrerseits von manchen Widersprüchen, in die wir uns sonst verwickeln müßten, befreit: eine Ähnlichkeit wie die zwischen den Schmerzausbrüchen des Achilleus (*Σ* 22—24) und des Laërtes (*ω* 315—317) bietet keinen Anhalt, aber auch kein Hindernis, für die Beurteilung des Altersverhältnisses beider Gesänge. Sie erklärt sich aufs einfachste daraus, daß »menschliche Leidenschaften »wesentlich immer mit denselben Worten und in derselben Form »besungen und die Änderungen, die die augenblickliche »Lage notwendig machte, dabei auf das geringste Maß be»schränkt wurden« (Wdhl. 157). Damit haben wir deutlich die dritte der im vorigen Abschnitt entwickelten Arten, wie Unklarheiten oder Widersprüche in einem Werke der redenden Kunst entstehen können. Ganz unbeachtet war sie auch früher nicht geblieben. Rothe selbst erinnert daran, daß Lehrs (Arist.[2] 466) die Reise der Götter zu den Äthiopen, die in *A* weniger geschickt als in *α* und ganz bedeutungslos in *Ψ* 206 angebracht ist, als ein konventionelles Kunstmittel erkannt hat. Aber im allgemeinen war man doch wenig geneigt diese Methode der Erklärung, die man für Vergil gelten lassen mußte, auch auf Homer anzuwenden; und als Peppmüller sie für *Ω* durchführte, erntete er bitteren Spott. Erst nach und nach, und wohl noch jetzt nicht allgemein, hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß ein homerischer Gesang zugleich einer der jüngsten und einer der schönsten sein kann. So führt uns Rothes Arbeit auf den Gedanken zurück, der schon oft in dem vorliegenden Buche, mit fremden wie mit eigenen Worten, ausgesprochen worden ist: auch in den ältesten Teilen der homerischen Gedichte sind bereits Darstellungsmittel verwendet, die von den Verfassern nicht mehr unmittelbar und lebendig verstanden wurden, auch diese Teile zeigen schon in formelhaften Wendungen einen konventionellen Stil, der durch vorhergehende lange Kunstübung entstanden sein muß.

Die sogenannten schmückenden Beiwörter würden allein hinreichen dies zu erläutern und zu beweisen. In einzelnen Fällen erkennen wir noch jetzt, wie der Dichter mit Sorgfalt ein Epitheton gewählt hat. Achill heißt oft πόδας ταχύς, aber *Φ* 527 und *X* 92 πελώριος (mit gleicher Silbenmessung), weil an der

einen Stelle die Angst des Priamos, an der anderen Hektors Mut hervorgehoben werden soll. Polydamas wird Ξ 449 im Kampfgetümmel ἐγχέσπαλος genannt, aber Σ 249 bei der Beratung der Troer πεπνυμένος, obwohl auch hier beide Epitheta gleich gut in den Vers paßten und von anderen Gelegenheiten her dem Dichter gleich geläufig waren[67]. Wenn wir andrerseits finden, daß die Hunde nicht nur ξ 29 ὑλακόμωροι heißen, wo sie den Bettler anfallen, sondern auch π 4, wo sie den Herrensohn freundlich umwedeln »und nicht bellen«, daß die Gewänder, die Nausikaa mit ihren Mägden waschen soll, wiederholt als σιγαλόεντα gepriesen werden, daß der Dichter einen Frevler wie Eurymachos »göttergleich« nennt, den Sauhirten einen »Beherrscher der Männer«: so müssen wir annehmen, daß auch diese Beiwörter ihren Ursprung von solchen Stellen herleiten, an denen sie in den Zusammenhang paßten, und erst durch vielfachen Gebrauch und durch allmähliche Erstarrung zu stehenden, bedeutungslosen Attributen geworden sind. Und nachdem wir uns dies recht klar gemacht haben, werden wir weder dem Aristarch beistimmen, der Γ 352 und Ψ 581 deshalb athetierte, weil hier in Scheltreden die Epitheta δῖος und διοτρεφές angewandt sind, noch die Schwierigkeit mit empfinden, welche die Verbindung Ἀπόλλωνα διίφιλον Α 86 neueren Herausgebern und Erklärern gemacht hat. Nennt doch auch bei Sophokles (Phil. 344) Neoptolemos den Odysseus δῖος, indem er Schlechtes von ihm erzählt. Die Erstarrung hat in diesen Beispielen einen besonders hohen Grad erreicht; begonnen aber und sogar ziemlich weit fortgeschritten ist sie schon in den ältesten und reinsten Partien des Epos.

Ilias und Odyssee gehören einer Periode des Überganges an und zeigen in deutlicher Mischung Spuren des Verfalls und Spuren des Aufblühens. Das Wachstum des epischen Stiles hat bei den Äolern seinen Höhepunkt erreicht, lange vor der Entstehung derjenigen größeren Dichtungen, die den beiden uns erhaltenen Werken zu Grunde liegen. Diese selbst sind von Ioniern geschaffen, welche einen fertigen Schatz von Formen und Formeln übernahmen und weiter benutzten, obwohl sie für viele einzelne dieser Formen kein lebendiges Verständnis mehr hatten. So sehen

67) Ich entnehme diese beiden Beispiele der inhaltreichen Dissertation von Karl Franke, *De nominum propriorum epithetis Homericis* (Greifswald 1887). Vgl. dazu Berliner philol. Wochenschr. 1888 Sp. 517 ff.

wir innerhalb des Zeitraumes, den unsere Analyse umspannen kann, die schöpferische Kraft der Sprache mehr und mehr erlahmen. Dafür aber beginnt ein neuer Trieb sich zu regen und erstarkt, je mehr er sich bethätigt: die Fähigkeit, einen weiteren Zusammenhang der Handlung mit der Phantasie zu umfassen und nach größerem Plane ein Epos anzulegen. Dieser Gedanke war es, wie wir früher (S. 125) vermuten mußten, mit dem die Sänger ionischer Zunge in die Geschichte der epischen Poesie eingriffen; durch die in ihm liegende gestaltende Kraft gelang es ihnen den Sprach- und Sagenstoff eines fremden Stammes nicht bloß äußerlich in ihren Besitz zu zwängen sondern mit ihrem Geiste zu durchdringen. Beide Bewegungen, jene absteigende und diese aufsteigende, gehen lange nebeneinander her, vielfach sich berührend und verschlingend. Die Originalität des Ausdruckes ist nicht mit einem Schlage verloren und die Kunst der Komposition nicht mit einem Schlage gewonnen. Es giebt Stücke, welche beide Tugenden in hohem Grade vereinigt zeigen; aber wir dürfen uns auch nicht wundern Lieder zu finden, in denen Verstösse gegen die logische Perspektive, welche noch von der Naivetät des Dichters zeugen, mit solchen sich mischen, die daraus entstanden sind daß es schon eine konventionelle Kunst war, mit deren Mitteln er operierte. Manchmal ist es schwer zwischen beiden Auffassungen zu entscheiden. Die Art, wie Andromache *X* 487 ff. das künftige Los ihres verwaisten Sohnes schildert, paßt nicht zu den Umständen, unter denen, so lange Troja noch stand, der Enkel des Priamos heranwachsen sollte. Deshalb hat Aristarch die Verse bis 499, Lehrs auch die bis 505, für interpoliert erklärt, und ihm sind Düntzer und Christ gefolgt; auch Erhardt glaubt, daß »hier eine umfängliche Erweiterung Platz gegriffen« habe. Aber wenn wir Lehrs (Arist.[2] 436) recht geben, daß »die Schilderung eines verlassenen und verstoßenen Waisenknaben als allgemeine vortrefflich, die Andichtung hier für den Astyanax« mangelhaft — nur nicht gleich »ohne alle Überlegung«! — ist, so sind wir doch weit entfernt eine Interpolation anzuerkennen. Konnte denn nicht der Dichter dieses Liedes selber die Klage einer Frau um den gefallenen Gatten, die schon oft gesungen war, aus überkommenem Bestande aufnehmen? Andrerseits wäre auch möglich, daß die Verse wirklich erst für diesen Zusammenhang geschaffen sind; nur müßte man dann annehmen, daß der

Verfasser die besonderen Verhältnisse des vorliegenden Falles nicht von Anfang bis zu Ende klar vor Augen behalten hat. Und damit würden wir ihm nicht mehr zugestehen, als was Goethe in bezug auf den Trauergesang des Mädchenchores im Faust für sich in Anspruch nahm.

3. Dieser Vergleich erweckt nun aber ein neues Bedenken. Bei Shakespeare, Schiller, Lessing mußten wir die Frage offen lassen, ob ein Verstoß gegen die logische Perspektive unbewußt oder mit Willen gemacht sei. Ist es bei Homer ganz überflüssig danach zu fragen? Ich glaube in der That, daß auch in Ilias und Odyssee, wiewohl nicht in großer Zahl, sich Fälle nachweisen lassen, in denen der Dichter mit vollem Verständnis für das was er that einen Teil der Voraussetzungen, die sich aus dem Zusammenhang ergaben, ignoriert, also ganz das Verfahren geübt hat, dessen Anwendung in der Rubens'schen Landschaft den Ausgangspunkt für unsere Betrachtungen bildete. Dahin rechne ich das für nüchterne Erwägung höchst auffallende Verhalten des Odysseus und seiner Wirte in η und ϑ. Die Frage der Königin, wer er sei (η 238), läßt der Gast unbeantwortet; Heimsendung wird ihm versprochen und vorbereitet; er erwähnt (ϑ 220), daß er vor Troja mitgekämpft hat: trotzdem weiß und ahnt Alkinoos noch am zweiten Abend nichts von seiner Herkunft (ϑ 550.577), und Odysseus scheint zu meinen, die Phäaken könnten ihn in seine Heimat bringen, auch ohne zu wissen wo sie sei. Diese, so wie wir sie hier geschildert haben, unerträgliche Verwirrung hat den gelehrten Kritikern zu mannigfaltigen Heilversuchen Anlaß gegeben. Unbefangene Leser aber werden heute so gut wie einst die Zuhörer des Dichters an dem spannenden Gang der Erzählung sich freuen, ohne etwas von der Unwahrscheinlichkeit zu merken. Und die Steigerung von der ersten Scene am Abend an durch die Ereignisse des folgenden Tages und besonders durch das zweimalige Weinen des Unbekannten bis zu dem Augenblick, wo er mit schwerem Entschluß sich nennt: εἴμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης, dieser Verlauf ist so wirksam und spannend dargestellt, daß eine bestimmte Absicht in der Erfindung kaum bezweifelt werden kann. Auch Rothe (Wdspr. 25 f.) erkennt sie an, giebt ihr nur eine andere Deutung.

Unter den Gründen, die für jüngeren Ursprung der Teichoskopie in Γ angeführt werden, ist auch der, daß hier im

Widerspruch zu der Situation eines zehnten Kriegsjahres angenommen wird, die Führer des griechischen Heeres seien den Trojanern unbekannt. Daß ich dieses Argument nicht gelten lasse, ist schon (S. 267) erwähnt. Im Gudrunliede findet sich etwas Ähnliches: wie Hartmut die Wappenzeichen der heranrückenden Feinde seinem Vater erklärt (Str. 1366 ff.), obwohl dieser sie von dem früheren gemeinsamen Zuge her ebensogut kennen müßte wie er selbst. Ob der Dichter von Γ in diesem Punkte naiv oder planmäßig gehandelt hat, wird sich mit Sicherheit nie ausmachen lassen; undenkbar jedenfalls ist auch das zweite nicht. Denn dieser Gesang zeigt ein ungewöhnliches Maß von Reflexion und bewußter Technik, nicht nur in der kunstvollen Variation des Verses, mit dem die Antworten der Helena auf Priamos' Fragen eingeführt werden (171. 199. 228), woran einst Lachmann (Betrachtg.[3] S. 15) so schweres Ärgernis nahm, sondern auch in einem wichtigeren, grundlegenden Zuge. Die zwanglose Weise, wie der Schauplatz zwischen Troja und dem Felde draußen wechselt, um die Stücke einer doppelten Handlung in einander greifen zu lassen, zeigt ein vollendetes poetisches Können. Nachdem Hektor den Vorschlag seines Bruders mitgeteilt hat und die Griechen ihn angenommen haben, werden von beiden Seiten Herolde abgeschickt, um Opfertiere zu holen und den König Priamos herbeizurufen. So entsteht in dem was draußen geschieht eine Pause (hinter 120), und diese benutzt der Erzähler, um die unbeschäftigte Phantasie seiner Zuhörer anderswohin zu führen, ins Gemach der Helena, die von Iris aufgefordert wird die Stadtmauer zu besteigen und dem Kampfe zuzusehen. Daran schließt sich die Begegnung mit den Greisen und das längere Gespräch über die achäischen Helden, das der Dichter, wieder sehr geschickt, nicht plötzlich abbricht, sondern mit einer eigenen Bemerkung — über Kastor und Polydeukes (243 f.) — ausleitet. So wird er gewissermaßen wieder Herr der Situation, in deren Mittelpunkt zuletzt Helena gestanden hat, und ergreift das Wort um es weiter zu führen. Denn inzwischen haben die Herolde ihren Auftrag ausgeführt, und Idäos kommt, um den König hinabzuholen (249). Beide begleitet der leicht folgende Sinn des Zuhörers und gelangt so unmerklich und ohne Sprung auf das Schlachtfeld zurück, wo der Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern beginnen soll.

Wenn wir uns entschließen in dieser Weise den Absichten des Dichters nachzugehen, so wird sich noch mancher Anstoß, den die Kritik mit künstlichen oder gewaltsamen Mitteln zu heben versucht hat, von selbst erledigen. In der Erzählung, die der Bettler im Gespräch mit Penelope von dem Schicksal ihres Gemahls, das er bei den Thesproten erfahren habe, giebt (τ 275 ff.), wird der Verlauf so dargestellt, als sei Odysseus von Thrinakia aus gleich zu den Phäaken, nicht erst nach Ogygia gekommen. Da nun dieser Bericht inmitten aller Erdichtung doch der Hauptsache nach richtige Angaben enthält, so hat man sich gewundert, wie es denn komme daß hier der erste Schiffbruch, der nach der Abfahrt von Thrinakia, mit dem zweiten, den der Held auf der Reise von Ogygia aus erlitt, verwechselt sei. Kammer meinte (Einheit der Odyssee S. 646), die falsche Angabe sei eine »Gedankenlosigkeit«, die er »nicht dem Odysseus selbst, wohl aber »einem späteren Rhapsoden zutraue, dem bei der kunstreichen »Anordnung des Stoffes im ersten Teil eine solche Flüchtigkeit »wohl passieren konnte«; er hält deshalb 279—286 für eine »den Zusammenhang störende Interpolation«. Auch Kirchhoff (Od.[2] 523) glaubt hier einen Zusatz seines Redaktors zu erkennen, führt ihn aber dem Inhalte nach auf eine ältere Vorlage zurück, in welcher es Kalypso und Ogygia nicht gab, Odysseus vielmehr von der Insel des Helios aus direkt nach Scheria gelangte. Dieser Auffassung haben sich Niese (EHP. 185), Wilamowitz (HU. 128) und, sehr überraschend, auch Rothe (Wdspr. 33) angeschlossen; und die Existenz einer ursprünglichen Odysseus-Dichtung, von deren Zusammenhang sich hier in τ eine Spur erhalten hätte, fängt bereits an zu den anerkannten Thatsachen gezählt zu werden. Ein Schüler von mir, Herr Hermann Laakmann, der auf meine Veranlassung die erfundenen Erzählungen des Odysseus vergleichend behandelte, schrieb (im Jahre 1892): »Dasselbe Erleb»nis, das der Bettler in ξ als das seinige dem Eumäos darstellt, »schreibt er der Penelope gegenüber dem Odysseus zu und »greift, ohne von der Wahrheit abzuweichen, noch einige Zeit »zurück und erzählt von dem Frevel seiner Genossen an den »Rindern des Sonnengottes. Jedoch läßt er den Aufenthalt bei »der Nymphe Kalypso fortfallen, um Penelope zu schonen.« Die Erklärung ist von frappierender Einfachheit und, was mich am meisten dabei ergötzt hat: alle gelehrten Freunde, denen ich sie

vorlegte, fanden sie selbstverständlich und lächelten nur, daß man so etwas nicht längst erkannt habe.

4. Wenn ich in jener älteren, vorher im Auszuge wiedergegebenen Charakteristik des epischen Stiles das Element der bewußten Kunst unterschätzt und die Annahme der Naivetät übertrieben hatte, so ist Rothe nach einer anderen Seite zuweit gegangen. Schon durch seine erste Schrift sah sich Pfudel[68]) veranlaßt zu warnen: aus dem bisherigen Gange der Untersuchung folge noch nicht, daß die Vergleichung wiederkehrender Verse und Versgruppen aus dem Beweismaterial für eine Analyse des Epos ganz zu streichen sei, sondern nur, daß man dieses Mittel mit größter Vorsicht gebrauchen müsse. Wenn die unhöfliche Frage, ob die Fremden Seeräuber seien, in der Rede des Kyklopen (ι 254) angemessener steht als in der Nestors (γ 73), so wäre es allerdings voreilig hieraus zu folgern, daß γ aus ι borge. Wenn sich aber bei genauester Prüfung für irgend einen Abschnitt herausstellen sollte, daß die Zahl der Parallelstellen, die in ihm durch den Zusammenhang besser befestigt sind als da wo sie sonst vorkommen, besonders groß ist, während umgekehrt in einem anderen Abschnitt die überwiegende Menge der Parallelstellen die er bietet den bestimmten Eindruck nachträglicher Verwendung macht, so sind wir nach wie vor berechtigt und verpflichtet den einen für relativ alt, den anderen für relativ jung zu halten. Rothe meinte (Wdhl. 158) sogar die offenkundig zusammengestoppelte Einleitung von ε als einen Teil der ursprünglichen Dichtung retten zu können. Davon wird im nächsten Kapitel weiter die Rede sein.

Seitdem hat sich der scharfsinnige Gelehrte in dem Mißtrauen gegen die analytische Kritik noch mehr befestigt. In der neueren Arbeit, die von den Widersprüchen handelt, citiert er mit lebhafter Zustimmung Oskar Jäger, der mit seinen Homerischen Aphorismen[69]) »durchaus« auf dem Standpunkt stehe, den auch er, Rothe, für den richtigen halte. Nun kann man gern sich des liebenswürdigen Humors freuen, mit welchem Jäger manche Ausartungen der Gelehrsamkeit verspottet und für einen unbefangenen Genuß der Dichtung, wie sie einmal ist, eintritt;

68) In dem oben Anm. 64 citierten Programm, S. 7.

69) In seiner Schrift *Pro domo* (Berlin 1894) S. 177—233.

aber daß man deshalb all die Arbeit, die Wolf, Lachmann, Grote, Kirchhoff und viele andere seit Generationen gethan haben, für verfehlt halten und die Hoffnung, etwas von der Geschichte des griechischen Epos zu erkennen, aufgeben solle, das wird Jäger selbst nicht verlangen. Auch Rothe ist in seiner Resignation doch nicht konsequent. Zwar den Glauben, daß die Erzählungen des Odysseus in *κ μ* aus der dritten in die erste Person umgesetzt seien, den er vor vier Jahren noch kräftig verteidigte (Wdhl. 162), ist er jetzt halb und halb geneigt aufzugeben (Wdspr. 8). Aber er benutzt, wie schon erwähnt wurde, in *τ* das Schweigen des Bettlers über Kalypso ganz in der Weise, die er principiell bestreitet; er nimmt daran Anstoß (Wdspr. 25), daß der Königin Arete durch die Worte der Nausikaa wie der Göttin Athene »eine Bedeutung gegeben ist, die mit ihren Thaten »im Widerspruch steht«, und konstruiert (S. 33 f.) den ursprünglichen Plan der Odyssee mit einer rücksichtslosen Kühnheit, deren sich keiner der Gelehrten, die er bekämpft, zu schämen hätte. Und dann wieder wird uns (Wdspr. 31. 35.) zugemutet den ganzen wesentlichen Bestand der Ilias als das Werk éines kunstvoll schaffenden Dichters zu begreifen, und zu glauben daß es eine Ilias »ohne Gesandtschaft an Achilleus und ohne die Schilderung »der Vorgänge, die jetzt in *B—H* enthalten sind, nie gegeben »habe«.

Das alles sage ich nicht um Rothe zu tadeln oder nur sein Verdienst zu verkleinern. Wir befinden uns im Übergang aus einer überlieferten Anschauung, von der wir uns zu befreien suchten, in eine andere, die noch nicht feststeht sondern gebildet werden soll. Es kommt darauf an, diejenigen Elemente der überwundenen Theorie zu erkennen, die berechtigt waren und in die neue aufgehen müssen. Das gelingt nicht mit einem Schlage. Wenn bisher die Wissenschaft mit gar zu großer Zuversicht und einseitigem Eifer Anstöße, die der Inhalt eines alten Epos bietet, dadurch zu erklären meinte, daß sie verschiedenen Ursprung der widersprechenden Teile annahm, so müssen wir uns bemühen diesen Fehler zu vermeiden; aber wir dürfen nicht an der Aufgabe irre werden, die durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte mit zunehmender Klarheit gestellt worden ist: die ursprünglich verschiedenen Schichten herauszuerkennen, durch deren Ablagerung Ilias und Odyssee nach und nach entstanden sind.

Für die Lösung dieser Aufgabe bedeuten die von Rothe und mir entwickelten Bedenken scheinbar ein Hemmnis; in Wahrheit sollen sie uns helfen das Ziel desto sicherer zu erreichen. Denn indem für die Thatsachen, die sich der Beobachtung darbieten, nicht wie bisher éin allezeit bereites Erklärungsprincip angewandt, sondern zwischen verschiedenen Möglichkeiten die Wahl sorgfältig erwogen wird, muß es in höherem Grade gelingen den Irrtum auszuschließen. Und wo doch, was oft genug geschehen wird, Zweifel offen bleiben, da werden wir auf die mancherlei anderen Merkmale und Entscheidungsgründe zurückkommen müssen, die aus früheren Abschnitten dieses Buches gewonnen sind. Wie dieses Werk des Abwägens und Zusammenfassens angegriffen werden könne, soll jetzt noch an einigen der Streitpunkte gezeigt werden, die für den Aufbau jedes der beiden Epen grundlegende Bedeutung haben.

Fünftes Kapitel.

Ilias und Odyssee.

Zu dem bisherigen Gang unserer Betrachtungen würde es passen, daß wir das jüngere Epos zuerst besprächen; aus praktischen Gründen weiche ich davon ab. Die Verhältnisse liegen bei der Ilias, deren Handlung weniger kunstvoll aufgebaut ist, einfacher und offener, so daß die gemeinsamen Grundbegriffe hier leichter entwickelt werden können. — Zuvor erinnern wir uns noch einmal, daß es nach allem, was die früheren Untersuchungen über Sprache, Stil, Religionsanschauung, Kulturzustand ergeben haben, nicht unsre Absicht sein kann, einen Gegensatz von Echt und Unecht zu finden. Alles was die beiden Epen umfassen ist, von geringfügigen Interpolationen abgesehen (vgl. S. 205), insofern »echt« als es aus der kontinuierlichen Entwickelung der homerischen Poesie noch mit erwachsen ist; innerhalb dieser Entwickelung dürfen nur relative Unterschiede des Alters

gesucht werden. Dabei wird an jeder einzelnen Stelle, die durch ihre Beschaffenheit dazu auffordert eine Scheidelinie zu ziehen, immer erst überlegt werden müssen, ob es nicht psychologisch begreiflich wäre, daß die Stücke, die wir zu trennen im begriff sind, derselbe Dichter, nur mit unbewußter oder auch gewollter Verschiebung der vorausgesetzten Situation verfaßt hätte, oder ob der Inhalt es wahrscheinlich macht, daß wir die assimilierende Einarbeitung eines überlieferten Motivs in vergilischer Weise vor uns haben.

I. 1. Anerkanntermaßen das jüngste Stück der Ilias ist der Schiffskatalog, der die Bekanntschaft mit allen übrigen Teilen des Epos verrät und dabei solche politische Zustände voraussetzt, wie sie erst im siebenten Jahrhundert v. Chr. gewesen sind. Dies ist mit Scharfsinn und im wesentlichen richtig von Niese dargelegt worden. Weiter gilt mit gutem Grunde als ein sehr junger Gesang die Δολώνεια. Auch wenn die Angabe des Eustathios und der Townleyanischen Scholien (oben S. 88), daß erst Peisistratos diesen Gesang eingefügt habe, nicht wörtlich richtig sein sollte, so zeigt sie doch, daß sich ein Bewußtsein von der besonderen Stellung des *K* bis in die Zeit der gelehrten Bearbeitung hinein lebendig erhalten hatte. Und dazu stimmt auch der Stil des Buches und vor allem die Art, wie sein Inhalt in den Gang der Handlung eingeordnet ist: das Abenteuer des Odysseus und Diomedes soll in derselben Nacht stattgefunden haben, in der bereits die Bittgesandtschaft an Achilleus gegangen und nach längerer Verhandlung zurückgekehrt war. Während sich nun *K* ohne Schwierigkeit und glatt ausscheiden läßt, gilt dasselbe nicht mehr von zwei anderen, ebenfalls noch recht jungen Büchern, *Ψ* und *Ω*. Daß die Ἕκτορος λύτρα nachträglich zugesetzt sind, bestreitet heute wohl kaum jemand. Sprache und Stil tragen alle Spuren des Verfalles; aber sie haben hier noch einmal einem wirklichen und großen Dichter als Werkzeug gedient. Diesem ist es denn auch gelungen, nicht eine Episode zu schaffen oder einen Anhang, der ebenso gut entbehrt werden könnte, sondern einen organischen Fortsatz der Haupthandlung selbst, der nun wie ein notwendiger Abschluß empfunden wird. Man hat sich hierauf berufen, um zu versichern, daß es niemals eine Ilias ohne dies *Ω* gegeben haben könne; und vieles, was in diesem Sinne gesagt worden ist, können wir uns aneignen, nur

daß wir darin nicht Beweise für die ursprüngliche Einheit des Planes, sondern Zeugnisse für die Genialität eben dieses Fortsetzers erkennen. Nicht auf der gleichen Höhe stehen die Ἆθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ; aber auch sie sind doch viel fester in den allgemeinen Zusammenhang eingearbeitet als die Δολώνεια. Ihr Verfasser hat an eines der ältesten Stücke der Ilias, das Totenopfer für Patroklos, angeknüpft und es in so geschickter Weise weitergebildet, daß *Ψ* nun fast den Eindruck einer einheitlichen Schöpfung macht. Davon war schon früher (S. 213) kurz die Rede.

Die drei besprochenen Gesänge sind in gewissem Sinne »Einzellieder«, aber nicht von der Art wie sie Lachmann gedacht hatte; denn sie gehören nicht der Vorstufe vor einer zusammenhängenden epischen Dichtung an, sondern haben ihrerseits den Bestand einer solchen zur Voraussetzung. Dabei ist dann der Unterschied, daß zwei von ihnen von vorne herein auf eine bestimmte Stelle des Ganzen bezogen und im Anschluß an sie erfunden sind, während für *K* nur im allgemeinen die Kriegslage vorausgesetzt wird, die man aus den mittleren Büchern der Ilias kannte. Dieses Buch eignete sich also mehr als die beiden anderen zu isoliertem Vortrag.

Dürfen wir die Πρεσβεία als viertes Beispiel anreihen? Seit Grote pflegt angenommen zu werden, daß auch sie nachträglich in einen fertigen Zusammenhang eingeschoben sei, und dafür macht man besonders die beiden Stellen in *Λ* und *Π* geltend, an denen der Versöhnungsversuch trotz naheliegender Veranlassung nicht erwähnt wird. Als Achill seinen Freund abschickt, um sich zu erkundigen welchen Verwundeten Nestor vom Schlachtfelde wegführt, sagt er (*Λ* 609 ff.):

νῦν οἴω περὶ γούνατ' ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιοὺς
610 λισσομένους, χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός.
ἀλλ' ἴθι νῦν, Πάτροκλε διίφιλε, κτλ.

Und als nachher Patroklos all das Unglück berichtet, von dem die Achäer betroffen sind, und dem Peliden seine Hartherzigkeit vorwirft, antwortet dieser (*Π* 54 ff.): er könne die Kränkung nicht vergessen, die ihm Agamemnon durch Wegnahme seines Ehrenpreises zugefügt habe; doch wolle er dem Gefährten erlauben in den Kampf einzutreten. Dann malt er sich mit innerer Befriedigung die Gefechtslage aus, wie sie jetzt ist (*Π* 69 ff.):

— — Τρώων δὲ πόλις ἐπὶ πᾶσα βέβηκεν
70 θάρσυνος, οὐ γὰρ ἐμῆς κόρυθος λεύσσουσι μέτωπον
ἐγγύθι λαμπομένης. τάχα κεν φεύγοντες ἐναύλους
πλήσειαν νεκύων, εἴ μοι κρείων Ἀγαμέμνων
ἤπια εἰδείη· νῦν δὲ στρατὸν ἀμφιμάχονται.

Man muß zugeben, daß es an beiden Stellen natürlich gewesen wäre eine vergebliche Bitte Agamemnons, wenn sie vorhergegangen war, zu erwähnen; aber begreifen lassen sie sich doch auch ohne das. Àchill ist eben mit der gebotenen Genugthuung nicht zufrieden, es giebt für ihn keine Genugthuung, den Versuch dazu ignoriert er. Sehen wir nur, wie die Verhandlung in *I* verlaufen ist! Die Fürsprache des alten Phönix weist er mit der Begründung zurück, es gezieme sich nicht für einen Mann, der ihm so nahe stehe, dem Atriden zu Liebe sich zu bemühen: καλόν τοι σὺν ἐμοὶ τὸν κηδέμεν, ὅς κ' ἐμὲ κήδῃ (*I* 615). Agamemnon gilt ihm also noch immer schlechthin als der Beleidiger, von seiner Abbitte ist garnicht die Rede. Und ebenso nachher in den letzten ablehnenden Worten an Aias (646 ff.):

ἀλλά μοι οἰδάνεται κραδίη χόλῳ, ὁππότ' ἐκείνων
μνήσομαι, ὥς μ' ἀσύφηλον ἐν Ἀργείοισιν ἔρεξεν
Ἀτρεΐδης, ὡς εἴ τιν' ἀτίμητον μετανάστην.

Das ist ganz dieselbe Gesinnung die er in *Π* äußert, in dem Schlußbilde (*Π* 59) sogar wörtlich übereinstimmend. »Die an»gethane Schmach ist zu einem Gespenst geworden, das ihm Tag »und Nacht vor den Augen steht«, sagt Hermann Grimm mit glücklichem Ausdruck. So halte ich das nicht mehr aufrecht, was ich noch vor drei Jahren zugab, daß der Verlauf der Darstellung in den auf *I* folgenden Büchern sich mit dem Inhalt von *I* nicht vertrage. Andrerseits reichen aber auch die Stellen, an denen auf die Bittgesandschaft bezug genommen wird, nicht aus um sie als ursprünglich zu erweisen. Denn wenn wir einmal annehmen, die Episode sei nachträglich hineingebracht worden, so müssen wir denken, daß sie von der Zeit an eben einen Teil der Ilias bildete und auf die Gestalt, die deren spätere Partieen bei immer erneuter Wiederholung des Vortrages erhielten, mit ihren Einfluß übte. So ist die Erwähnung der versuchten Abbitte in den Bericht hineingekommen, den Thetis dem Hephästos giebt (*Σ* 448 f.). Und was die Μήνιδος ἀπόρρησις

betrifft, in der zweimal (141. 194) daran erinnert wird, daß die Geschenke, die Agamemnon geben will, schon gestern durch Odysseus ihm angeboten waren, so braucht man weder mit Niese (EHP. 65) zu glauben, daß die ganze Versöhnungsscene »nach dem Vorgange der Gesandtschaft und mit ihrer Benutzung »gedichtet« sei, noch mit Friedländer [70]) diese Anspielungen durch Athetese zu beseitigen. Es verstand sich ja von selbst, daß die Πρεσβεία, sobald sie einmal da war, für alle nachkommenden Sänger ein Stück der Situation ausmachte, die sie voraussetzten, wo dann unwillkürlich, in allmählicher Umbildung, die Versöhnung so dargestellt wurde, daß man dabei des vorhergegangenen Versuches gedachte.

Das Entscheidende für die Stellung von *I* liegt in dem inneren Charakter des Buches und in der Art, wie es vorbereitet wird. In ersterer Beziehung mag hier nur noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die peloponnesische Heimat Agamemnons, die ja durch ionische Umdeutung des Namens Ἄργος erst in das Epos hineingekommen ist (vgl. S. 159 f.), dem Dichter der Πρεσβεία schon deutlich bewußt gewesen sein muß: nicht nur läßt er Diomedes die Schiffe erwähnen, die dem Agamemnon von Mykene her gefolgt seien (44), sondern er nennt unter den Geschenken, die Agamemnon seinem Gegner anbietet, sieben messenische Städte einzeln mit Namen (150 ff.). Gehen wir dann in der Reihe der Ereignisse rückwärts und fragen, wie die Situation entstanden ist, die den Agamemnon so nachgiebig macht, so gelangen wir zu der Κόλος μάχη, über deren poetischen Charakter so ziemlich Einstimmigkeit unter den Gelehrten herrscht; auch Kammer in seinem Ästhetischen Kommentar findet hier »größtenteils spätere Dichtung«. Uns selbst hat sich besonders aus der Rolle, die das Göttliche in *Θ* spielt, aus der krassen Übertreibung älterer Motive worin der Dichter sich gefällt (S. 233), die Überzeugung ergeben, daß dieser Gesang in der Reihe der uns erhaltenen nach Alter und Wert einen der tiefsten Plätze einnimmt, wozu es denn nicht übel stimmt, daß er den besonderen Beifall von Hermann Grimm (Homer, S. 223. 234) gefunden hat. Aber, wenn wir *Θ* wegdenken, so schwebt die Πρεσβεία in der Luft; denn das Ergebnis des ersten Schlachttages war für die

70) Die Homerische Kritik von Wolf bis Grote (Berlin 1853) S. 37.

Achäer keineswegs ungünstig gewesen, für die Troer ein so bedenkliches, daß sie von neuem einen gütlichen Vergleich vorschlugen. Als ihr Herold den versammelten griechischen Fürsten die Botschaft seines Königs ausgerichtet hat, schweigen erst alle lange Zeit; dann sagt Diomedes (*H* 400 ff.):

400 μήτ' ἄρ τις νῦν κτήματ' Ἀλεξάνδροιο δεχέσθω
μήθ' Ἑλένην· γνωτὸν δέ, καὶ ὃς μάλα νήπιός ἐστιν,
ὡς ἤδη Τρώεσσιν ὀλέθρου πείρατ' ἐφῆπται.

Diese Auffassung eignet sich Agamemnon (407) ausdrücklich an; er kann also nicht gleich darauf δάκρυ χέων ὥς τε κρήνη μελάνυδρος (*I* 14) in einer neuen Ratsversammlung auftreten und den Vorschlag machen, daß man den Kampf aufgeben und nach Hause fliehen wolle. Deshalb hat Karl Ludwig Kayser zweifellos richtig geurteilt[71]), daß *Θ* gedichtet sei, um die Situation zu schaffen die für *I* notwendig war. Daß beide Bücher von demselben Verfasser sein könnten, wird niemand behaupten. Also muß wirklich die Πρεσβεία vorher als einzelnes Gedicht bestanden haben, dessen Autor nur ganz allgemein den Krieg um Troja und in ihm eine den Griechen ungünstige Wendung zum Ausgangspunkt nahm für das, was er frei erfinden wollte. Sein Lied gefiel, wurde weiter gegeben und später durch den Zusatz der Κόλος μάχη in den vorhandenen Rahmen der größten und bekanntesten Liederreihe, die denselben Gegenstand behandelte, eingefügt.

2. Ähnlich steht es nun mit dem größeren Abschnitt, den zuerst Düntzer und Grote in seiner Zusammengehörigkeit zugleich und Besonderheit erkannt haben. In den Büchern *B—H* ist zwar nicht Achilleus und sein Zorn (*B* 239. 377. 769. *Δ* 512. *E* 788. *Z* 99. *H* 228 f.), wohl aber der Entschluß des Zeus, um seinetwillen die Achäer zu schädigen, völlig vergessen. Man nahm deshalb an, daß diese Gesänge ein besonderes Epos gebildet hätten, das man als »Ilias« der »Achilleis« gegenüberstellte[72]). Bei genauerer Prüfung, wie sie besonders Niese vornahm, zeigte sich nun aber, daß dieser Komplex von Liedern

71) *De interpolatore Homerico*, Heidelberg 1842; wieder abgedruckt in seinen Homerischen Abhandlungen S. 47 ff.

72) Vgl. oben S. 144 und die vorher Anm. 70 citierte Schrift von Friedländer. Dazu Niese EHP. S. 70 ff.

als selbständige Dichtung nicht wohl existiert haben kann, hauptsächlich deshalb, weil jeder rechte Abschluß fehlt. Die Kämpfe, die hier geschildert werden, endigen zwar mit einem kleinen Vorteil für die Griechen, aber doch im Wesentlichen unentschieden, so daß die Lage am Schluß kaum anders ist als zu Anfang. Was dazwischen liegt, sind wechselvolle, zum Teil höchst wirksam ausgeführte Scenen, darunter zwei ausführlich geschilderte, einander in vielem ähnliche Einzelkämpfe, das Ganze *a splendid picture of the war generally*, wie Grote sagt, aber keine im Zusammenhang verlaufende und auf ein Resultat gerichtete Handlung. Das wird am besten deutlich, wenn man den Inhalt mit dem der übrigen Ilias, der es doch auch wahrhaftig an Abschweifungen und Wiederholungen nicht fehlt, in Vergleich stellt. Das einzige Bemerkenswerte, was am Schluß geschieht, ist der Mauerbau (*H* 337 ff. 436 ff.); aber dieser nimmt selbst einen geringen Platz ein, wird im Vorhergehenden durch nichts vorbereitet und macht ganz den Eindruck, als ob er nur im Hinblick auf die Τειχομαχία eingesetzt sei.

Aber auch der Anfang unseres Stückes sieht nicht so aus wie die Einleitung eines selbständigen Epos. Die ersten Verse von *B* mit dem Traum Agamemnons schließen sich so eng und natürlich an die Μῆνις an, daß man sich nicht gern dazu verstehen wird hier einen Schnitt zu machen; deshalb läßt Niese erst mit *Γ* die Eindichtung anfangen und rechnet ganz *B*, vom Schiffskatalog natürlich abgesehen, zum älteren Bestande. Aber das geht auch wieder nicht an. Zwischen der Rüstung zur Schlacht, die *B* 441—484 geschildert wird, und dem Ausrücken ins Feld, womit *Γ* 1 beginnt, ist keine Lücke und kein Absatz; die Erzählung verläuft in glattem Fluß und in bemerkenswerter Stetigkeit des Tones, dem hier wie dort Gleichnisse seine Färbung geben. Die einzige Stelle in *B*, an der ein Sprung gemacht wird, ist da, wo Agamemnon, den Zeus im Traum ermuntert hat den Kampf neu zu beginnen, seinen Entschluß verkündigt erst das Heer auf die Probe zu stellen (73), ἣ θέμις ἐστίν. »Wie es natürlich ist« — das pflegt man auch heute da zu sagen, wo man einen Gedanken oder Entschluß äußert, der in den Augen anderer recht sehr der Begründung bedürfte. In unserem Falle verrät sich hier die Empfindung des Dichters, daß er etwas erzähle, was nichts weniger als natürlich ist. Ein

bewußtes oder ungewolltes Ablenken von der Voraussetzung, mit der *A* schloß und die noch für den Traum in *B* bestand, ließe sich hier psychologisch nicht wahrscheinlich machen; auch ist es schwer glaublich, daß die πεῖρα ein beliebtes und öfter behandeltes Motiv gewesen sei, das der Dichter von *A B* hier mit einer kleinen Unebenheit für seinen Plan verwertet habe. So bleibt wohl nichts übrig, als in dem plötzlichen Wandel, den Agamemnons Entschlüsse durchmachen, die Spur einer nachträglichen Anfügung zu erkennen, den Traum des Königs noch mit *A* zu verbinden und den Beginn der großen Einlage vor *B* 73 zu setzen. Ungefähr so hat Fick die Dinge geordnet. Ein weiteres Merkmal desselben Zusammenhanges, wenigstens für unsere Auffassung, ergiebt sich noch aus *Λ*, das mit einem neuen Eingriffe des Zeus, um die Griechen zum Kampf zu ermuntern, beginnt; er schickt Eris ins Lager hinab, die vom Schiffe des Odysseus aus ihre Stimme erhebt und durch lauten Ruf die Griechen mit Mut erfüllt. Da nun, wenn *B*—*H* und außerdem *Θ I K* wegfallen, *Λ* unmittelbar hinter *A* zu stehen kommt, so muß entweder der Traum des Agamemnon oder das Auftreten der Eris gestrichen werden; also ohne Zweifel dieses letztere, bei dem sich die göttliche Einwirkung ebenso zauberhaft und unanschaulich vollzieht, wie an jener anderen Stelle schlicht und einleuchtend. Wir haben hier genau das gleiche Verhältnis, wie zwischen den beiden Versammlungen auf dem Olymp in *α* und *ε*.

Wenn sonach *B*—*H* ein selbständiges Ganze niemals ausgemacht haben, so können sie nur als Erweiterung des vorher vorhandenen Hauptepos angesehen werden, und so hat Niese sie verstanden. Der, welcher diese Partie eingefügt hat, fand das Gedicht, das mit Achills Zorn anhebt und bis zu Hektors Tode führt, schon fertig vor und bereicherte es um einige der schönsten Lieder, deren Inhalt dann nur so eingerichtet werden mußte, daß die Gesamtlage am Schluß wieder ungefähr die vorige war. Dabei wäre nun immer noch möglich, daß hier sehr alte Stücke benutzt und mit hineingearbeitet wären. Aber dem widerspricht alles, was wir bisher in diesem Abschnitt kennen gelernt haben: die eisernen Waffen in *Δ* und *H* (S. 186), die Tempel der Athene und des Apollon in *E Z H* (S. 203), die phantastische Zeichnung der Götter in *E*. So ist es denn doch wohl klar, daß wir in

all diesen Büchern eine auch ihrem inneren Gehalte nach jüngere Eindichtung haben. Auch in dieser werden sich bei genauerer Forschung noch wieder Stufen und Schichten unterscheiden lassen, wie das Niese bereits, nicht durchweg mit gutem Erfolg, versucht hat. Eine der Fragen, um die es sich dabei handelt, die nach dem Verhältnis der beiden Zweikämpfe in *Γ* und *H*, soll hier etwas genauer erörtert werden; die Art wie wir sie zu lösen meinen, mag als Probe dienen für die Grundsätze, nach denen ähnliche Untersuchungen von unserem Standpunkte aus geführt werden können.

3. Daß der Kampf zwischen Paris und Menelaos in *Γ* und der zwischen Hektor und Aias in *H* nicht unabhängig von einander gedichtet seien, wird man im voraus vermuten. Welcher der ältere sei, läßt Niese zweifelhaft, Leaf[73]) entscheidet sich für den in *H*; häufiger wird man das umgekehrte Urteil hören. Ähnlichkeiten in der Darstellung kann man nach beiden Richtungen verwerten; es kommt darauf an zu vergleichen, wie jede der beiden Scenen nach vorwärts und nach rückwärts in den Gang der Ereignisse eingefügt ist.

In *Γ* wird erzählt, wie die Heere gegen einander anrücken, Menelaos und Paris sich sehen, der Trojaner flieht. Von seinem Bruder gescholten, schlägt er den Zweikampf vor. Hektor spricht zu Troern und Achäern, Menelaos nimmt den Kampf an. Er verläuft in der bekannten Weise. Da, wo Paris durch Aphrodite entrückt wird, übt der Erzähler noch einmal die Kunst die wir an einer früheren Stelle in *Γ* (S. 273) gefunden haben: er reißt die Phantasie der Zuhörer mit fort und berichtet zunächst (380 ff.) von dem Zusammentreffen zwischen dem Geretteten und seiner Gemahlin; dann kehrt er (447 f.) mit höchst wirksamem Kontrast auf das Schlachtfeld zurück, wo Menelaos noch immer ἀν' ὅμιλον ἐφοίτα θηρὶ ἐοικώς, εἴ που ἐσαθρήσειεν Ἀλέξανδρον θεοειδῆ. Der Kampf ist unentschieden. Agamemnons Verlangen, daß jetzt Helena samt den Schätzen herausgegeben und obendrein Sühne geleistet werde, findet bei den Griechen lauten Beifall, von den Troern keine Antwort. Inzwischen steigt Pallas,

---

73) In den einleitenden Bemerkungen zu *H*: *we have a rational ground for holding that we have here the oldest form of the duel incident, subsequently developed into that between Menelaos and Paris.*

von Zeus gereizt, zur Erde herab und verführt den Pandaros, daß er auf Menelaos schießt. Jener wird verwundet, der Vertrag ist gebrochen. Im Bewußtsein, daß die Götter den Eidbruch strafen werden, eröffnen die Griechen den Kampf aufs neue. Die Ὁρκίων σύγχυσις ist ohne die Ereignisse in *Γ* nicht verständlich; die Lücke, die Lachmann hier fand, hat er selbst erst geschaffen. Von *Γ* 1 bis tief in *Δ* hinein ist ein tadelloser Verlauf, in dem immer ein Schritt den folgenden bedingt.

Nun in *H*, zunächst der Eingang! Hektor und Paris kehren auf das Schlachtfeld zurück und greifen sofort erfolgreich in den Kampf ein. Wie Athene sieht, daß sie den Argivern Schaden thun (18), steigt sie vom Olymp herab, aber nicht etwa um den Griechen zu helfen. Vielmehr haben sie und Apollon, der ihr begegnet, nur die Absicht eine Unterbrechung im Kampfe herbeizuführen (29. 34). Athene fragt, wie das geschehen könne, und Apollon schlägt vor, sie wollten Hektor veranlassen einen der Griechen zum Zweikampf herauszufordern. Dies Gespräch hört der Seher Helenos und teilt den Willen der Himmlischen seinem Bruder mit, der natürlich gehorcht. Seltsam ist hier zunächst der Wunsch eine Pause im Kampfe eintreten zu lassen; keine der beiden Parteien ist so erschöpft, daß sie der Erholung notwendig bedürfte. Und wenn Apollon sagt, sie wollten dadurch einen Stillstand herbeiführen, daß sie Hektor zum Zweikampf antrieben, so ist damit das wirkliche Verhältnis umgekehrt: der Zweikampf war der Zweck, um dessenwillen der allgemeine Kampf unterbrochen werden mußte, und dieses Zusammenhanges ist sich der Dichter doch wohl bewußt gewesen. Weiter entbehrt die Art, wie Hektor von dem Entschluß der Götter unterrichtet wird, jeder Anschaulichkeit. Helenos vernimmt auf wunderbare Weise den göttlichen Willen und sagt ihn dem Bruder. Dabei fügt er die ermutigenden Worte hinzu (52): οὐ γάρ πώ τοι μοῖρα θανεῖν καὶ πότμον ἐπισπεῖν. Sollte wirklich Helenos diese Versicherung für nötig halten, so würde das dem Hektor wenig Ehre machen; sie stimmt aber auch nicht zu dem Inhalte des Göttergespräches, das Helenos belauscht hat.

Hektor »freut sich sehr« über den Vorschlag (54), was hier viel weniger verständlich ist als *Γ* 76, wo ihn die Regung des Ehrgefühls in Paris und der Gedanke, daß der unselige Krieg

schnell beendet werden könne, freudig stimmte. Dann heißt es (55 ff.):

55 καί ῥ' ἐς μέσσον ἰὼν Τρώων ἀνέεργε φάλαγγας
μέσσου δουρὸς ἑλών, οἳ δ' ἱδρύνθησαν ἅπαντες·
κὰδ δ' Ἀγαμέμνων εἷσεν ἐυκνήμιδας Ἀχαιούς.

Hier begreift man nicht recht, daß alle sogleich Bescheid wissen, nicht nur die Troer, sondern auch Agamemnon und die Griechen; in *Γ* war das anders, da flogen dem Hektor, als er reden wollte, Steine und Pfeile um den Kopf, und Agamemnon hatte alle Mühe ihm Gehör zu verschaffen. Vielleicht erinnerte man sich jetzt jener ersten Scene; aber dann hatten die Griechen erst recht keine Veranlassung sogleich auf Hektors Wünsche einzugehen. — Nun begründet er seinen neuen Vorschlag (69 ff.):

ὅρκια μὲν Κρονίδης ὑψίζυγος οὐκ ἐτέλεσσεν,
70 ἀλλὰ κακὰ φρονέων τεκμαίρεται ἀμφοτέροισιν,
εἰς ὅ κεν ἢ ὑμεῖς Τροίην εὔπυργον ἕλητε,
ἢ αὐτοὶ παρὰ νηυσὶ δαμήετε ποντοπόροισιν.

Die Verse werden von vielen für interpoliert gehalten, und von Hektors Standpunkt aus sind sie wirklich recht unpassend. Aber was hilft ihr Fortfall? Dann fehlt jede Einleitung und Anknüpfung seiner Rede. Ganz anders erscheint die Sache, wenn wir uns auf den Standpunkt des Dichters stellen. Angenommen einmal, für diesen habe der Anlaß zu der folgenden Neudichtung wirklich in *Γ* gelegen, so erklären sich unsere Verse sehr gut: sie verraten in naiver Weise den Plan, ein Gegenstück zu dem Kampf des Paris und Menelaos zu schaffen. Jetzt wird nachträglich auch V. 52 verständlich: der Dichter hielt sich selbst im Bewußtsein, daß Hektor nicht fallen dürfe, und ließ diesen Hintergedanken durch Helenos ausplaudern, ähnlich wie vorher die beiden Götter seinen Wunsch verraten haben, daß im Kampf eine Pause gemacht werde, in welcher der neue Zweikampf Platz finden könnte.

Sollte unsre Vermutung richtig sein, so dürften wir erwarten, daß auch nachher, wo Hektor durch Aias doch in Lebensgefahr kommt, der Dichter seine Autorenfürsorge für ihn bethätigen werde. Um dies zu prüfen, betrachten wir jetzt den Ausgang, den der Streit nimmt.

Als beide die Speere verbraucht haben, Hektor gestürzt, aber durch Apollon wieder aufgerichtet ist, wollen sie zum Nahkampf die Schwerter erheben. Da treten die Herolde dazwischen, sowohl Talthybios wie Idäos, doch führt der trojanische das Wort (279 ff.):

μηκέτι, παῖδε φίλω, πολεμίζετε μηδὲ μάχεσθον·
280 ἀμφοτέρω γὰρ σφῶι φιλεῖ νεφεληγερέτα Ζεύς,
ἄμφω δ' αἰχμητά· τό γε δὴ καὶ ἴδμεν ἅπαντες.
νὺξ δ' ἤδη τελέθει· ἀγαθὸν καὶ νύκτι πιθέσθαι.

Der ernste Charakter des Streites war schon zu Anfang nur halb beachtet worden, wo zwar an den Tod eines der beiden Helden gedacht wurde, aber nicht wie in Γ an einen Siegespreis; hier tritt die Vorstellung, daß erbitterte Feinde mit einander ringen, ganz zurück. Die Herolde unterbrechen den Streit, als ob es ein Turnier wäre. Aias ist nicht abgeneigt ihnen nachzugeben, überläßt aber, wie billig, die Entscheidung dem Herausforderer, und dieser spricht nun vollends so, als habe es sich bloß um eine ritterliche Waffenprobe gehandelt. Er ist zufrieden konstatiert zu haben, daß Aias ein tüchtiger Kämpe ist, und schlägt zuletzt den Austausch von Geschenken vor, damit man auf achäischer wie auf troischer Seite sagen könne (301 f.):

ἠμὲν ἐμαρνάσθην ἔριδος πέρι θυμοβόροιο,
ἠδ' αὖτ' ἐν φιλότητι διέτμαγεν ἀρθμήσαντε.

Die Geschenke werden gegeben und empfangen, und auf beiden Seiten ist man mit dem Erfolg zufrieden. Der ganze Verlauf ist ebenso auffallend wie der umgekehrte in Ψ, wo der Speerkampf zwischen Aias und Diomedes eine tödliche Wendung zu nehmen droht. Dort erkannten wir (S. 265), wie der Dichter, dem ernsthafte Kämpfe so geläufig waren, mit seiner Phantasie von der vorausgesetzten Situation abglitt und vergaß, daß er ein Spiel schildern wollte. Und das war ein Beispiel unter vielen; zu derselben Art gehörten: die Annahme der Teichoskopie, daß die griechischen Helden noch im zehnten Jahre den Trojanern unbekannt sind, das unmögliche δὶς τόσσον ι 491 u. a. Aus der Ilias verdient noch der vielerörterte Widerspruch in Δ hervorgehoben zu werden, wo Athene durch Here gesandt vom Olymp herabkommt (195), obwohl sämtliche Götter gestern für zwölf

Tage zu den Äthiopen gereist sind (424). Unsere Stelle darf doch nicht ebenso beurteilt werden. Denn in jenen anderen Fällen kann man verfolgen, wie das Versehen des Dichters entsteht, gewissermaßen beobachten wie seine Gedanken abgelenkt werden; an jedem Punkte für sich ist die Motivierung einleuchtend, nur die von einander getrennten Punkte widersprechen sich. Hier aber ist am Anfang wie am Ende des Zweikampfes der Zusammenhang gestört, und es sieht wirklich so aus, als ob er in seine jetzige Umgebung erst nachträglich hineingedichtet sei.

Nehmen wir dies, wie schon vorher, versuchsweise an, so erklärt sich alles vortrefflich; was wir als Versehen des ursprünglichen Dichters nicht begreifen konnten, verstehen wir nun als die Fehler des erweiternden Nachahmers. Der Kampf in Γ mit seiner klaren Begründung und Wirkung lag vor und regte die Phantasie zu einer ähnlichen Dichtung an. Da es aber einen zwingenden oder nur wahrscheinlichen Anlaß zu einer neuen Herausforderung nicht gab, so wurde das Göttergespräch am Anfang erfunden, das Helenos vernimmt. Der Anlehnung an Γ, die wir im einzelnen, wie sie in vielen Versen hervortritt, nicht verfolgt haben, war sich der Autor selbst bewußt; das erkannten wir aus den scheinbar taktlosen Worten, die er 69 ff. dem Hektor in den Mund legt. Den Kampf mußte er ohne ernste Folgen auslaufen lassen, um den vorgefundenen Zusammenhang der Handlung nicht zu stören; das hatte er sich in den Worten klar gemacht, mit denen in V. 52 Helenos seinen Bruder zu beruhigen scheint, und das hat ihn weiter zu dem seltsamen Abbruch durch die Herolde gezwungen. Eine ganz ähnliche Bewandnis hat es im Nibelungenliede mit den beiden Scenen, in denen Hagen und Volker der streitlustigen aber feigen Menge der Heunen gegenüberstehen; auch von ihnen ist die eine, nachahmende mit erkennbarer Willkür, ohne Motivierung am Anfang und ohne Wirkung am Ende, in einen geschlossenen Gang der Ereignisse eingeschoben, während die andere, die als Vorbild gedient hat, nach vorwärts wie nach rückwärts in der Gesamthandlung befestigt ist. Was ich über diese beiden Aventiuren (30 und 29) anderwärts[74]) gesagt habe, mag dem hier für Homer Gebotenen

74) Das ursprüngliche Verhältnis der Nibelungenlieder XVI, XVII, XIX, in der Zeitschrift für deutsches Altertum 34 (1890) S. 126 ff.

zur Ergänzung dienen. Und beide Fälle zusammen mögen zeigen, daß der naive Mangel an logischer Perspektive, den wir für die alten Epen in Anspruch nehmen mußten, nicht als Schlagwort benutzt werden soll, mit dem jeder beliebige Anstoß entschuldigt werden dürfte.

4. Die Hauptmasse der Ilias, die wir bisher noch kaum berührt haben, umfaßt die Bücher *Λ* und *Λ—X*. Darin bietet die meisten Schwierigkeiten der lange Tag, der von *Λ* 1 bis zum Ende von Σ reicht. Daß es an ihm zweimal Mittag wird (*Λ* 86. *Π* 777), kann uns jetzt nicht mehr stören. Aber wie steht es mit dem Motiv, das sich durch die ganze Schilderung der Ereignisse dieses Tages, sie verbindend, hindurchzieht und dann doch wieder an Stellen, wo es berücksichtigt werden müßte, völlig zurücktritt: dem Botengange des Patroklos?

In *Λ* sieht Achill einen Verwundeten von Nestor aus dem Kampfe schaffen und schickt seinen Freund ab, um sich zu erkundigen wer es sei. Patroklos kommt in das Zelt, in dem Nestor und Machaon — das war der Verwundete — sich ausruhen, und will zurückeilen um Antwort zu bringen. Nestor hält ihn noch fest und ermahnt ihn, er möge den Peliden bitten, daß er ihn am Kampfe teilnehmen lasse und ihm seine Rüstung gebe; dann würden die Feinde ihn für Achill selber halten und im Kampf inne halten (*Λ* 799. Diese Begründung wird nachher vergessen; der Dichter will nur den Verlust der Rüstung und damit die Ὁπλοποιία vorbereiten). Patroklos eilt jetzt zum Achill, wird aber unterwegs durch den verwundeten Eurypylos aufgehalten und bleibt ohne Not lange bei ihm; erst in *O* (399 ff.) fällt ihm wieder ein, daß er zum Achill müsse, nicht um ihm über jenen Verwundeten Bescheid zu bringen, sondern um ihn nach Nestors Wunsche zum Kampfe zu bewegen. (Niese EHP. 87 hat richtig erkannt, daß der Dichter die Rückkehr des Patroklos zu Achilleus deshalb so lange verzögert, damit inzwischen erst die Wendung im Kampfe eintreten kann, die nachher seiner Bitte Nachdruck verleihen wird). Endlich *Π* 2 ist der Bote zurückgekehrt; er bittet den Freund mit Nestors Worten, daß er in die Schlacht eingreife oder wenigstens ihm dies zu thun erlaube und ihm dazu seine Rüstung borge. Weder von dem Verwundeten, nach dem Achill sich erkundigen wollte, noch überhaupt von seinem Gange sagt Patroklos irgend etwas.

Für die weiteren Folgen ist es wichtig, daß seine Bitte nicht früher ausgesprochen wird; denn jetzt erst sind die Achäer in so große Bedrängnis gekommen, daß Achill selbst es nicht über sich gewinnt alle Hilfe zu versagen (Π 64). Nach mannigfaltigen Schwankungen hat sich der Kampf dahin entwickelt, daß Aias dem Hektor kaum noch standhält und die Anzündung der Schiffe ganz nahe ist, die dann Π 112 ff. wirklich erfolgt und den Peliden veranlaßt, Patroklos sogar zur Eile anzutreiben. Aus dieser ganzen Sachlage hat man nun geschlossen, wie dies bei Niese scharfsinnig durchgeführt ist, daß in einen vorher fertigen und glatten Zusammenhang die Ὁπλοποιία, der Waffentausch, die Aufforderung Nestors an Patroklos und dessen ganzer Botengang später eingedichtet seien; trotz sorgfältiger Motivierung und Anknüpfung stimme dabei vieles einzelne nicht, weil der Dichter »durch die schon vorhandene Handlung in seiner Freiheit be»schränkt« war. Wir können von unserer Grundanschauung aus dieser Hypothese nicht mehr zustimmen. Ein Dichter, der mit Bewußtsein einen fertigen Zusammenhang durchbrach und die eingesetzten Stücke unter sich wie mit den schon vorhandenen künstlich verknüpfte, hätte gar keine Mühe gehabt im Anfang von Π auf den Besuch bei Nestor und auf den Botengang mit seinen Zwischenfällen Bezug zu nehmen. Darin, daß dies nicht geschieht, sehe ich gerade ein Zeichen naiver Vergeßlichkeit und Inkonsequenz: eine Motivierung wird überall versucht, aber jedesmal nur für den nächst vorliegenden Zweck benutzt, dann wieder aufgegeben; der Dichter hat noch nicht die Kraft der Koncentration, um neben der Ausmalung aller Einzelheiten einen durchgehenden Plan in der Vorstellung festzuhalten. Sein Mangel an Geschick ist im Grunde nicht verschieden von dem, den wir noch heute bei manchem dramatischen Dichter beobachten, wenn er das Kommen oder Gehen einer Person so motiviert, daß man seine Absicht und zugleich die Verlegenheit um einen guten Anlaß durchmerkt, eine Schwäche die Lessing an der schon früher citierten Stelle der Dramaturgie (45, 4) an Voltaire mit berechtigter Schärfe tadelt. Für Λ und Π hat, meine ich, Kammer das Richtige gesehen, der (Ästhet. Kom. S. 228 f.) die Verschlingung der Fäden ganz ähnlich wie Niese darlegt, dann aber abschließt: »Man gewahrt überall des Dichters eigenste Veranstaltungen, um »nach seinem Geiste den Knoten zu schürzen.«

Daß nicht alles, was zwischen Aussendung und Wiederkehr des Patroklos liegt, gleich alt ist, bedarf wohl nicht der Versicherung. Die Διὸς ἀπάτη ist ohne Zweifel jüngeren Ursprungs. Andrerseits ist sehr wohl möglich, daß auf früheren Stufen der epischen Poesie manche Stücke aus dem hier Erzählten für sich oder in anderer Umgebung gesungen worden waren; sie mögen oft umgestaltet worden sein, ehe der Verfasser von *Λ Π* sie in seine Dichtung verarbeitete. Vielleicht läßt sich bei fortgesetzter Forschung noch eines und das andere davon in ähnlicher Weise reinlich ausscheiden, wie das für den Zweikampf in *H* gelungen ist; aber sehr oft und in größerem Umfange wird sich dieses glückliche Verhältnis kaum wiederholen. Denn nur die jüngsten Schichten des Epos liegen so lose auf; alle älteren haben selbst schon für neue Ansätze die Grundlage gebildet und sind unter sich zu einem jetzt wohl untrennbaren Ganzen verwachsen.

II. Danach könnte es scheinen, als würde durch das jüngere Epos, die Odyssee, der Analyse eine leichtere Aufgabe gestellt. Aber das trifft nicht zu; durch eine vorgeschrittene Technik ist es den Dichtern, die an diesem Werke geschafft haben, viel besser als denen der Ilias, gelungen die Stücke in einander zu arbeiten und nach einem umfassenden Plane zu gestalten oder, wo es nötig war, umzugestalten. Kirchhoffs Hypothese, die nach wie vor den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden muß, ist im Jahre 1884 durch Wilamowitz mit bewundernswertem Spürsinn und scheinbar mit glänzendem Erfolge weitergebildet worden; an ihn anknüpfend habe ich selbst in der oben (S. 246) erwähnten Anzeige die gesicherten Resultate festzustellen gesucht, wobei sehr vieles, was er neu gefunden hatte, anerkannt, aber in manchen Punkten anders gedeutet und in einen abweichenden Zusammenhang gebracht wurde. Heute muß ich bekennen, daß ich nur noch weniges von dem glaube, was mir damals bewiesen zu sein schien; nicht deshalb, weil sich inzwischen eine wahrscheinlichere Konstruktion ergeben hätte, sondern weil ich zu der Überzeugung gelangt bin, daß unserem Wissen und damit doch auch dem Vermuten auf diesem Gebiete viel engere Grenzen gesetzt sind, als Wilamowitz und selbst als Kirchhoff annahm.

1. Als eines der gesichertsten Ergebnisse der Kritik galt es lange Zeit, daß die Erzählungen in *κ μ* ursprünglich in dritter Person abgefaßt gewesen und dann erst, um sich der Κυκλώπεια

anzupassen, in die erste umgesetzt worden seien. Odysseus fällt mehrmals stark aus der Rolle; der Dichter läßt ihn Dinge berichten, die der Held entweder überhaupt nicht wissen kann (wie das Gespräch der Gefährten über die Gabe des Äolos κ 34 ff., während dessen Odysseus schläft), oder die er naturgemäß in anderem Ausdruck und in anderer Anordnung gegeben haben würde (wie die Verwandlung der Gefährten κ 210 ff., bei der der König nicht zugegen war, und die Begegnung mit Hermes κ 275 ff., von dem gar nicht gesagt wird woher Odysseus ihn erkennt). Übrigens fehlt es auch in ι an ähnlichen Anstößen keineswegs. Dahin gehört der auffallende Wechsel, durch den beim Kikonen-Abenteuer plötzlich einmal die dritte Person eintritt (ι 54 f.):

> στησάμενοι δ' ἐμάχοντο μάχην παρὰ νηυσὶ θοῇσιν,
> βάλλον δ' ἀλλήλους χαλκήρεσιν ἐγχείῃσιν,

Verse, die deshalb von Kirchhoff (Od.[2] 312) u. a. für interpoliert (aus Σ 533 f.) gehalten werden. Weiter haben wir einen doppelten Wechsel des Subjektes ι 85 ff., bei der Landung im Gebiete der Lotophagen:

> 85 ἔνθα δ' ἐπ' ἠπείρου βῆμεν καὶ ἀφυσσάμεθ' ὕδωρ·
> αἶψα δὲ δεῖπνον ἕλοντο θοῇς παρὰ νηυσὶν ἑταῖροι.
> αὐτὰρ ἐπεὶ σίτοιό τ' ἐπασσάμεθ' ἠδὲ ποτῆτος,
> δὴ τότ' ἐγὼν ἑτάρους προΐην κτλ.

»Beim Wasserholen schließt er sich mit ein, das Mahl aber läßt »er die Gefährten allein nehmen, dagegen wird er mit satt (σίτοιο »ἐπασσάμεθα)«: so schrieb im J. 1890 Rothe (Wdhl. 162) und meinte ganz konsequent, daß ι dieselbe Umwandlung wie die beiden andern Bücher erfahren haben müsse.

Die Kraft der Folgerung, die zuerst Kirchhoff (Od.[2] 287) aus den für κ μ beobachteten Thatsachen gezogen hat, ruht auf zwei Sätzen: daß »der Dichter, der in poetischer Fiction seine Rolle »einem erzählenden Helden abtrete, verpflichtet sei, den Anfor»derungen an die Darstellung, welche aus dieser Fiction sich mit »Notwendigkeit ergeben, Rechnung zu tragen« (Od.[2] 303), und dem anderen, der nicht ausgesprochen wird, daß auch ein Dichter der homerischen Zeit schon die Fähigkeit gehabt haben müsse dieser Pflicht zu genügen. Das zweite ist gerade mit

Bezug auf die hier vorliegende Frage vielfach bestritten worden, zuletzt auch von Wilamowitz, der (HU. S. 123 ff.) sehr einleuchtend auseinandersetzt, wie bei der Verwendung direkter Rede für ganze lange Gedichte notwendigerweise Mißverhältnisse sich ergeben mußten, wenn der vom Dichter einem Erzähler in den Mund gelegte Stoff Elemente enthielt, welche dem als Berichterstatter gewählten Individuum gar nicht bekannt sein konnten. Danach kommt Wilamowitz zu dem Resultat, daß mit einer einzigen Ausnahme alles, was Kirchhoff anstößig findet, »durchaus erträglich oder vielmehr untadelig ist«. Sowohl dieses Urteil als die Art, wie im einzelnen Wilamowitz die Verletzungen der logischen Perspektive in den Erzählungen des Odysseus psychologisch erklärt, kann ich mir vollkommen aneignen und brauche seine Ausführungen nicht zu wiederholen. Daß der altertümlichen Sprache die Festhaltung wie des Kasus und Modus so der grammatischen Person schwer fiel, sehen wir auch sonst (*P* 250. 681); und selbst der Meister des vollendeten römischen Stiles konnte schreiben (ad fam. III 11): *M. Cicero Ap. Pulchro, ut spero, censori s. d.* Aber wie steht es mit der einen von Wilamowitz zugestandenen Ausnahme?

Sie betrifft die schon früher (S. 265) berührten Verse, in denen die Meldung des Rinderfrevels an Helios und das Gespräch zwischen diesem und Zeus enthalten ist. Wenn Aristarch diesen Abschnitt (μ 374—390) athetierte, so hat Kirchhoff ihn zu einem Hauptpfeiler für den Bau seines Beweises gemacht (Od.[2] 302); und Wilamowitz, der alle übrigen Stützen wegräumt, hält diese eine für feststehend und ausreichend. »Hier giebt »es«, so erklärt er (HU. 126), »keine Rettung vor Kirchhoffs bün»digen Schlüssen; hier hilft allein die Annahme einer poetischen »Vorlage, die nicht den Odysseus reden ließ.« Ihm scheint diese Scene von den anderen, in welchen der Erzählende aus der Rolle fällt, zunächst qualitativ verschieden zu sein, weil »nur »hier der Dichter sich veranlaßt fühlt, die Kenntnis des Odysseus »durch die dürftige und mit ε [79. 88] unvereinbare Bemerkung »zu erklären, daß er sie von Kalypso, diese von Hermes hätte.« Dies ist in der That wichtig. Die beiden abschließenden Verse μ 389 f.:

ταῦτα δ' ἐγων ἤκουσα Καλυψόος ἠυκόμοιο·
ἣ δ' ἔφη Ἑρμείαο διακτόρου αὐτὴ ἀκοῦσαι —

sehen wohl so aus, als wären sie von einem Bearbeiter hinzugefügt, der die Erzählung aus der dritten Person in die erste umsetzte und ein dadurch entstehendes Bedenken im voraus beseitigen wollte. Jedenfalls können sie der vorausgesetzten älteren Form, dem Berichte in dritter Person, nicht mit angehört haben. Wenn sie denn aber doch einmal interpoliert sein sollen, so zwingt uns nichts zu glauben, daß sie gerade von demjenigen interpoliert seien, der den vorhergehenden Anstoß geschaffen hatte. Nehmen wir an, dieser sei ursprünglich vorhanden gewesen, die ganze Erzählung also von vornherein in erster Person gedichtet worden, so läßt sich auch in diesem Falle ein pedantischer Bearbeiter denken, der sich über die Kenntnis des Odysseus von dem Göttergespräch wunderte und dem Dichter zu helfen glaubte, wenn er den seltsamen Umstand erklärte. Und dieser zweiten Möglichkeit werden wir geneigt sein den Vorzug zu geben, wenn wir daran denken, daß vielfach kurze Interpolationen aus dem übertriebenen Eifer entstanden sind, eine sachliche oder sprachliche Unklarheit, die im Texte vorzuliegen schien, aufzuhellen. Wenn dies anderwärts geschehen ist, ohne daß der Interpolator selbst es gewesen war der durch eine Umgestaltung des Textes die Unklarheit verursacht hatte, so haben wir keinen Grund gerade nur für unseren Fall dies zu behaupten. — Danach bleibt von Kirchhoffs Argumenten nur noch eines übrig, auf das ebenfalls Wilamowitz besonderes Gewicht legt, nämlich daß der Platz, an welchem das Gespräch der Götter eingeschoben ist, unzweckmäßig gewählt sei. Ohne Zweifel würde der Dichter geschickter verfahren sein, wenn er den Odysseus das Gespräch an der Stelle hätte anbringen lassen, wo er von seinem unheilvollen Schlafe berichten muß. Aber trotz allem, was Kirchhoff (Od.[2] 296 f.) über diesen Punkt gesagt hat, muß ich Niese (EHP. 183) Recht geben, daß dieser letzte Vorwurf eine Erzählung in dritter Person ebenso sehr treffen würde wie die uns vorliegende in erster. Also berechtigt auch er uns nicht, auf eine ältere Form der Darstellung zurückzuschließen. Es bleibt wirklich kein anderer Ausweg, und auch Rothe hat sich, wie schon (S. 276) erwähnt, jetzt dazu entschlossen: Kirchhoffs Hypothese von der Umformung der Bücher $\varkappa\ \mu$, so vortrefflich sie erdacht ist und so fest sie begründet schien, muß aufgegeben werden.

Unsere Vermutung über die Herkunft der Verse μ 389 f. wird unterstützt durch ein im Nibelungenliede erhaltenes Beispiel ganz derselben Tendenz eines Bearbeiters, die verwunderte Frage, die ein Leser thun könnte, im voraus zu beantworten. Auch die einzelnen Umstände dort sind denen in μ sehr ähnlich. Durch das Versprechen, daß er Nudungs Wittwe zur Gemahlin bekommen solle, hat sich Bloedel von Kriemhild gewinnen lassen den Kampf an der Herberge zu eröffnen. Aber er findet gleich zu Anfang seinen Tod durch Dankwart. Str. 1864 f. (Lm.):

Dô sluog er Bloedelîne einen swinden swertes slac,
daz im daz houbet schiere vor den füezen lac.
daz sî dîn morgengâbe', sprach Dancwart der degen,
zuo Nuodunges briute, der du mit minne woldest phlegen.

Man mac si morgen mehelen einem andern man:
wil er die brûtmiete, dem wirt alsam getân'. —
ein vil getriwer Hiune hete im daz geseit.
daz in diu küniginne riet sô groezlîchiu leit.

So lautet der Bericht in fast allen Handschriften. Nur in der Handschrift des Piaristen-Kollegiums in Wien (*k*), die zum großen Teil auf eine von der Hohenems-Lassbergischen Handschrift (*c*) unabhängige Gestalt des vollständigen Textes zurückgeht, lesen wir statt der beiden letzten Zeilen die folgenden (1971 *k*):

ich gib im morgengabe mit meinen waffen hie.
kein soldner von keim kunig solch gab enpfing vor nie'.

Dafür aber bringt *k* etwas weiter oben, hinter 1862 (Lm.), eine Strophe, die allen übrigen Handschriften fehlt (1968 *k*):

Auch waz er vor gewarnet der edel furst Dankwart:
im sagt ein trewer hewne, wi daz gelobet wart
Blodlein di guten marcke und auch des Neidungs weip,
daz er si all erschluge und brecht si umb den leip.

Aus diesem Thatbestande läßt sich, meine ich, erkennen, daß in dem ursprünglichen Texte keine Aufklärung darüber gegeben war, woher Dankwart von dem Versprechen der Kriemhild an Bloedel etwas wußte. Dies haben in früher Zeit zwei verschiedene Bearbeiter störend empfunden, aber mit verschiedenen Mitteln zu bessern gesucht: der eine strich die beiden letzten Zeilen

von 1865 und ersetzte sie durch eine Notiz über die Benachrichtigung Dankwarts durch einen treuen Heunen, der andere behielt 1865 in der älteren Form bei und schob kurz vorher eine besondere Strophe ein, um jene Notiz zu geben. Die erste Weise ist die herrschende geworden, die zweite liegt in *k* vor[75]).

2. Daß in den Apologen des Odysseus Sagen von sehr verschiedenem Ursprung zusammengeflossen sind, bestreiten wir natürlich nicht; aber sie sind, wenigstens in den Büchern ι κ μ, nicht erst für den Text unserer Odyssee durch redaktionelle Thätigkeit verbunden worden. Anders steht es für λ, hier läßt sich das allmähliche Anwachsen noch deutlich verfolgen. Und fast scheint es, als könnte die Ansicht, die wir darüber von andrer Seite her gewonnen haben (S. 214 ff.), uns helfen, um auch in dem weiteren Verlauf der Dichtung die ursprünglichen Elemente herauszufinden: diejenigen müssen es sein, in denen dieselbe Situation vorausgesetzt wird wie in den ältesten Teilen von λ, den Gesprächen mit Teiresias und Antikleia. Aber auch diese Hoffnung wird sich als trügerisch erweisen.

Daß die Prophezeiung des Teiresias in sich nicht gleichartig ist, wurde schon (S. 218) erwähnt. Das älteste Stück in ihr ist, wie Wilamowitz richtig erkannt hat, dasjenige, das in seiner jetzigen Umgebung am meisten unverstanden dasteht, die Vorschrift wie Poseidon versöhnt werden soll (121 ff. = ψ 268 ff.). Im Vorhergehenden giebt der Seher zuerst eine Warnung in bezug auf Thrinakia (104—113). Diese ist überflüssig, da sie μ 127 ff. zum Teil mit denselben Worten und genauer von Kirke gegeben wird; deshalb sind nicht nur Kammer (Einheit der Od. 491. 494), der die ganze Teiresias-Episode für eine späte Nachbildung des in δ von Proteus Erzählten hält, sondern auch Kirchhoff, Wilamowitz und Niese (EHP. 167) der Ansicht, daß der Abschnitt über Thrinakia in λ nicht hineingehört und aus μ interpoliert ist. Es bleiben die Verse 114—120, in denen Teiresias die Aufgaben andeutet, die den Helden zu Hause erwarten, wo seine Gattin von ungestümen Freiern bedrängt wird, die er töten soll. Dieses Stück hält Kirchhoff für echt und rechnet es seinem alten Nostos zu, während Wilamowitz (HU. 145) auch hier

75) Anders urteilte über den Ursprung der Abweichung Zarncke in seiner Ausgabe des Nibelungenliedes[5] (1875) S. 373.

Interpolation sieht, weil Odysseus gleich nachher seiner Mutter gegenüber von dem eben Gehörten nichts weiß und auch von ihr ganz andere Auskunft über Ithaka erhält. Wer von beiden Gelehrten nun auch recht hat, einen Maßstab zur Beurteilung anderer Teile der Odyssee erhalten wir in keinem Falle. Denn wenn der Dichter der Nekyia über die Freier und ihre Bestrafung Bescheid weiß, so steht er auf dem Boden derselben Anschauung, die in unserm Epos durchaus die herrschende ist; wenn wir aber, was mir unvermeidlich scheint, Wilamowitz beistimmen, so bleibt von der ganzen Prophezeiung nur ein Stück übrig, das in der Odyssee überhaupt isoliert steht, mit keiner Stelle in den späteren Gesängen durch gemeinsame Voraussetzung verbunden ist, also auch nicht dazu dienen kann, ältere und jüngere Bestandteile in ihnen zu scheiden.

Das, was Antikleia berichtet, klingt nun aber so, als verriete sich hier eine selbständige und dann doch wohl ältere Gestalt der Sage, wonach auf Ithaka tiefer Frieden herrscht. Sie spricht zuerst von Penelope, dann von Telemach (181 ff.):

> καὶ λίην κείνη γε μένει τετληότι θυμῷ
> σοῖσιν ἐνὶ μεγάροισιν· ὀιζυραὶ δέ οἱ αἰεὶ
> φθίνουσιν νύκτες τε καὶ ἤματα δάκρυ χεούσῃ.
> σὸν δ᾽ οὔ πώ τις ἔχει καλὸν γέρας, ἀλλὰ ἕκηλος
> 185 Τηλέμαχος τεμένη νέμεται καὶ δαῖτας ἐίσας
> δαίνυται, ἃς ἐπέοικε δικασπόλον ἄνδρ᾽ ἀλεγύνειν·
> πάντες γὰρ καλέουσι. πατὴρ δὲ σὸς κτλ.

Niese hat aus Beobachtungen, die er in τ machte, gefolgert (EHP. 162 ff.), daß der Freiermord und die ihn vorbereitenden Scenen, die das arge Treiben der übermütigen Gesellen zeigen, ursprünglich der Odyssee fremd gewesen und erst im Zusammenhange mit der Telemach-Dichtung in sie hineingekommen seien; und dieser Ansicht habe ich mich früher angeschlossen[76]. Dazu scheint es denn zu stimmen, daß der Dichter des ältesten Teiles der Nekyia von den zudringlichen Freiern überhaupt noch nichts weiß. Aber es scheint nur so. In Wirklichkeit setzt auch er den allbekannten Gang der Ereignisse voraus, den

76) Wochenschr. für klass. Philologie 1885 Sp. 523 f. Zeitschr. für das Gymnasialwesen 40 (1885) S. 52.

unser Epos darstellt, und hat einen ganz respektabeln, freilich nur halb gelungenen Versuch gemacht die Scene mit der Mutter auch chronologisch in diesen Gang einzuordnen. Die Bemühungen der Freier begannen nicht gleich im Jahre nach Trojas Fall, sondern erst drei bis vier Jahre vor der Rückkehr des Odysseus; das erfahren wir aus β 89. τ 152. Der Besuch im Hades aber liegt vor dem Aufenthalt bei Kalypso, also in einer Zeit in der Penelope noch nicht bedrängt war. Aber während der Dichter dies Verhältnis richtig beachtete, hat er sich in andern Beziehungen von den Vorstellungen nicht los machen können, die ihm aus der Schlußhandlung des Epos geläufig waren: er macht den Sohn des Odysseus schon zum Erwachsenen und läßt (187 ff.) das trostlose Dasein des Laërtes so beschreiben, wie es doch bei Lebzeiten seiner Gattin, der die Beschreibung in den Mund gelegt ist, noch nicht gewesen sein kann.

3. Setzen wir wieder an einer andern Stelle das Eisen ein, um zu sehen ob eine Fuge sich aufthut, eben in τ, aus dem Niese und Wilamowitz den Stoff zu einer glänzenden Hypothese genommen haben. Dieses Buch bringt ein Gespräch zwischen Odysseus und Penelope. Die Königin hat den fremden Bettler am Abend zu sich rufen lassen, durch kluge Erzählung hat er ihr Herz gerührt; nun will sie ihm etwas Gutes erweisen und heißt die Dienerinnen ihm ein Fußbad rüsten. Aber der Bettler lehnt das ab (τ 336 ff.): keine der frechen Dirnen solle seinen Leib berühren;

346 εἰ μή τις γρηῦς ἔστι παλαιή, κεδνὰ ἰδυῖα,
ἥ τις δὴ τέτληκε τόσα φρεσὶν ὅσσα τ' ἐγώ περ·
τῇ δ' οὐκ ἂν φθονέοιμι ποδῶν ἅψασθαι ἐμεῖο.

Eurykleia, die Amme des Odysseus, ist zur Stelle; ihr befiehlt Penelope den Fremden zu bedienen. Erst jetzt erinnert sich dieser der Narbe an einem Schienbein, die von der Verwundung durch einen Eber vor langer Zeit zurückgeblieben und gerade der Eurykleia bekannt ist. Er setzt sich mit dem Rücken gegen das Feuer, um sie zu verbergen; aber es hilft nichts, die Alte fühlt die Narbe, wie sie mit der flachen Hand darüber hinstreicht. Laut schreit sie auf, läßt den Fuß, den sie gehalten, fahren, daß klirrend das Waschbecken umfällt. Odysseus packt sie bei der Kehle und läßt sie schwören, daß sie ihn nicht ver-

raten wolle. Nur durch ein Wunder, das die hilfreiche Athene veranstaltet, hat Penelope, die zugegen ist, nichts von der Sache gemerkt; neues Waschwasser wird geholt, und so ist der Zwischenfall erledigt. — So anschaulich im einzelnen und wirksam diese Scene geschildert ist, so unglaublich ist ihr Zusammenhang. Der kluge Odysseus zeigt sich hier im höchsten Grade unbesonnen. Wenn ihm daran gelegen ist unerkannt zu bleiben, warum veranlaßt er erst die Königin, ihm die alte Amme zur Bedienung zu geben? Dieser Widerspruch ist so schroff, daß der Gedanke nahe liegt, ihn nicht dem echten Dichter, sondern einem geistlosen Überarbeiter zuzuschreiben. Dies hat zuerst Niese (EHP. 162. 164) und im Anschluß an ihn mit noch größerer Kühnheit Wilamowitz (HU. 55) gethan; diesem wieder ist Seeck (Die Quellen der Odyssee S. 2 ff.) gefolgt, der auf die an dieser Stelle gemachte Entdeckung seine ganze Konstruktion einer Entstehungsgeschichte der Odyssee aufgebaut hat. Die Schlußfolgerung, in der alle drei Forscher übereinstimmen und die mir selbst früher als völlig zwingend erschien, ist diese: wenn Odysseus die jüngeren Mägde ablehnt und sich die Alte erbittet, so muß es sein Wille sein erkannt zu werden; der erste Teil unserer Scene ist also ein Stück einer älteren Dichtung, in der die Erkennung zwischen den beiden Gatten unmittelbar auf das Gespräch am Abend folgte. Wilamowitz und Seeck schließen weiter, daß, da auch diese ältere Dichtung einen Freiermord enthalten haben müsse, dieser nun nicht anders als auf Grund einer Verabredung zwischen Odysseus und Penelope erfolgt sein könne, also von dem uns überlieferten Freiermorde, der ohne Wissen der Penelope stattfindet, verschieden gewesen sei. Seeck endlich sieht in dem durch die Königin veranstalteten Wettschießen und in dem Umstande, daß Odysseus zu Anfang des Kampfes den Bogen als Waffe gebraucht, einen Rest der älteren Form der Sage, die in unserer Odyssee mit einer jüngeren Darstellung kontaminiert sei, nach welcher Odysseus, von Penelope noch nicht erkannt, das blutige Werk unternimmt und sich dabei der Lanze bedient. Von diesen beiden Ausgangspunkten rückwärts hat Seeck die Elemente von zwei ursprünglich selbständigen Odysseedichtungen, die dann auch noch wieder in Variationen gespalten, zugleich aber durch manche Zwischenglieder verbunden und verwischt seien, aus dem überlieferten Bestande herauszulösen unternommen.

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß ein Autor nicht immer scharf scheidet zwischen dem, was er selber weiß und will, und dem, was die Personen seiner Erzählung von rechtswegen wollen und wissen können (S. 251 f.); und diese Schwäche war wieder in besonderem Grade den Verfassern der alten Epen natürlich. Wie wir das im Kleinen beobachtet haben (S. 266), so findet es sich im Großen. Wo der Dichter es unternahm, über einen weiteren Zwischenraum hin einen Teil der Handlung durch einen anderen vorzubereiten, mußte es ihm oft schwer fallen die Spuren seiner Arbeit ganz zu verwischen. Daß Odysseus beim Polyphem »Niemand« als seinen Namen angiebt, ist begreiflich vom Standpunkte des Erzählers aus, der dabei schon den hübschen Spaß im Sinn hatte, zu dem der seltsame Name Anlaß geben sollte; aber es ist nicht begründet für den Standpunkt des Helden selber. Eine ganze Kette solcher Motivierungen, in denen der Plan des Dichters unverhüllt hervortrat, fanden wir in dem Botengange des Patroklos. Hier mag noch ein lehrreiches Beispiel aus dem Nibelungenliede angeschlossen werden. Kriemhild bittet Hagen, ihrem Gemahl im Kriege beizustehen; er verspricht es und schlägt ihr vor, die einzige Stelle im Rücken, an der Siegfried verwundbar sei, außen an seinem Gewande zu bezeichnen, damit er, Hagen, im entscheidenden Augenblicke ihn schützen könne. Kriemhild befolgt den Rat. Hagen findet das seidene Kreuz auf dem Waffenrock des verhaßten Nebenbuhlers und stößt selber dem Arglosen, wie er sich am Brunnen niedergebeugt hat, die Lanze in den Leib. Wir haben diese Geschichte so oft gehört und gelesen, daß uns ihr Verlauf zu einem gewohnten geworden ist und deshalb natürlich erscheint; er ist aber das Gegenteil. Kriemhild konnte zu Hagen sagen: »Halte dich so neben meinem Manne, daß du ihm im Notfall den Rücken decken kannst«. Aber wie sollte er einen einzelnen Punkt des Rückens decken? Wenn wirklich ein feindlicher Speer so deutlich auf das seidene Kreuzchen zuflog, daß Hagen es bemerken konnte, so war es ja längst zu spät. Kriemhild muß im Wahnsinn gehandelt haben, als sie den Rat des Feindes befolgte. Aber wir würden unrecht thun ihr das vorzuwerfen, was auf Rechnung des Dichters kommt. Dieser wollte den Sieg teuflischer Hinterlist über Unschuld und Vertrauen darstellen, und das ist ihm in mächtiger Charakteristik der Personen gelungen; aber die Hand-

lung auch äußerlich lückenlos zu motivieren ist ihm nicht gelungen, dabei zeigt er eine geradezu kindliche Unbeholfenheit der Erfindung. Seine Personen thun etwas, was sie verständlicher Weise gar nicht thun konnten, nur damit nachher die Situation da ist, die der Erzähler braucht.

Man wird mich nicht so mißverstehen wollen, als sei es meine Absicht an der ehrwürdigen Dichtung zu kritteln und zu mäkeln. Ich meine umgekehrt: wenn wir uns an der einen Stelle die natürliche Schwäche der epischen Denkweise klar machen, so wird uns dies an anderen davor behüten, den poetischen Kunstwerken der Alten Gewalt anzuthun indem wir einen zu streng psychologischen Maßstab an sie anlegen. Wie es niemandem einfallen wird in dem deutschen Epos den Rest einer älteren Dichtung aufzuspüren, in welcher Kriemhild treulos ist und den Tod ihres Gatten mit Absicht herbeiführt, so ist es ein gegenstandsloses Unternehmen eine Odyssee zu konstruieren, in der auf die Fußwaschung in τ unmittelbar die Erkennung der beiden Gatten folgte. Der Dichter läßt den Bettler nach Eurykleia verlangen, weil er selbst diese gebrauchen will, nicht nur später, wo sie während des Gemetzels im Männersaale die Mägde zurückhält (φ 381 ff.), sondern gleich jetzt, um die wirkungsvolle Scene auszuführen, bei der die Zuhörer atemlos lauschen, ob es dem Helden gelingen wird unerkannt zu bleiben.

4. Wenn demnach darauf verzichtet werden muß von τ aus die Odyssee in ihre Bestandteile zu zerlegen, so sind doch die Forschungen, die man dieser Partie des Epos zugewandt hat, nicht vergeblich gewesen. Kirchhoff hatte erkannt (Od.² 538 ff.), daß den letzten Büchern eine ältere und ursprünglichere Auffassung zu Grunde liegt, nach welcher Odysseus nicht durch einen Zauber sondern »wirklich durch die Einwirkungen der Zeit »und der ertragenen Mühsale in seinem Äußeren bis zur Unkennt»lichkeit verwandelt« ist; dies zeigt sich beim Kampfe mit Iros, in der Scene des Fußbades, endlich mittelbar in den besonderen Merkmalen, durch die der Held am Schluß der Gattin wie dem Vater gegenüber sich beglaubigt. Wilamowitz hat nun (HU. 53 f.) weitere Spuren altertümlicher Dichtung und Sage gerade in τ nachgewiesen. Zur Zeit der Ankunft des Odysseus ist Winter, und die bestimmte Vorstellung dieser Jahreszeit wird während seines Aufenthaltes beim Eumäos (außer in π) und nachher im

eigenen Palaste streng festgehalten (ξ 457. 529 f. ϱ 24 f. 191. σ 328. τ 64. 319). Am Tage des Freiermordes ist ein Fest des Apollon (υ 276. φ 258), also vermutlich Neumond; der vorhergehende Tag ist dann der letzte eines Monats, die ἔνη καὶ νέα. An diesem Tage findet das Gespräch zwischen den beiden Gatten statt. Wenn nun der Fremde mit heiligem Eidschwur versichert (τ 306 f.):

> τοῦδ' αὐτοῦ λυκάβαντος ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς,
> τοῦ μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο

(»noch in diesem Jahre, an einem Neumond, kommt Odysseus heim«), so kann das nur heißen: er kommt heute oder morgen, er ist schon da. Dies alles hat Wilamowitz trefflich erkannt; und die »orakelhafte« Form des Versprechens, der Gebrauch des seltenen, schon im Altertum nicht mehr verstandenen Wortes λυκάβας beweisen, daß hier ein Rest uralter Poesie vorliegt. Dazu stimmt eine andere Beobachtung. Wiederholt im letzten Teil der Odyssee (π 206. ϱ 327. φ 208. ψ 102. 170. ω 322) und auch gerade in τ (484) wird hervorgehoben, daß Odysseus im zwanzigsten Jahre heimkehrt. Das ist aber der Termin, den er bei der Abreise seiner Gemahlin gesetzt hat: bis der Sohn erwachsen wäre, solle sie warten, dann, wenn er immer noch ausbliebe, sich wieder vermählen. Im Zusammenhang einer kulturgeschichtlichen Betrachtung hat sich uns ergeben (S. 196), daß die Stelle, an der dieses Gebet erwähnt wird (σ 269 f.), sehr mit Unrecht von Wilamowitz für interpoliert erklärt worden ist; sie gehört zusammen mit Penelopes Klage darüber, daß die Freier keine Geschenke bringen (σ 274 ff.). Beide Motive sind in unserer Odyssee nicht mehr recht verstanden, wir finden sie vereinzelt inmitten einer Darstellung, nach der Penelope nur die treue Gattin ist, die sich zu einer zweiten Ehe niemals entschließen wird; und als solche ist sie dann vollends für die Nachwelt sprichwörtlich geworden. Aber die Stellen, die doch auch sonst nicht ganz fehlen, wo die neue Vermählung mit Bestimmtheit erwartet wird (τ 157 f. 571), verraten gerade durch ihre Isoliertheit, daß sie die ältere, ursprünglich richtige Auffassung vertreten.

Damit ist in der Odyssee ein Motiv wiedergefunden, das anderwärts, besonders in mittelalterlichen Sagen, bekannt und beliebt ist: der Herr des Hauses kommt nach mehrjähriger Abwesenheit gerade an dem Tage zurück, an dem seine Gemahlin

eine andre Ehe eingehen will. So geht es Heinrich dem Löwen, der sieben Jahre als Frist gesetzt hat: durch ein Wunder wird er im entscheidenden Augenblicke zurückgeführt; nun findet die Hochzeit natürlich nicht statt, aber dem jungen Bräutigam wird zur Entschädigung »ein schönes Fräulein aus Franken angetraut«, wie es bei Grimm heißt, und alles »löst sich in eitel Zufriedenheit auf«. In anderen Formen der Sage ist es doch Untreue, was die einsame Frau zur neuen Heirat treibt; der Totgeglaubte kehrt zurück und gewährt großmütig Verzeihung: so in dem Liede vom edlen Moringer[77]). Das alles sage ich nicht, um hier irgend einen unklaren Zusammenhang zu wittern; die Erzählung in der Odyssee hat ja auch durch das Motiv des Wettschießens und den nachfolgenden Freiermord sehr ihr Besonderes. Aber die Analogien aus anderen Gebieten können helfen unsere Phantasie von der herkömmlichen Vorstellung frei zu machen und aus dem, was der Verstand erkannt hat, eine lebendige Anschauung zu schaffen. Zu dieser aber gehört es nun wieder ganz notwendig, daß Odysseus in der zweiten Hälfte des Epos wirklich alt und unkenntlich ist, nicht bloß durch ein Versehen des Dichters so geworden, der es versäumt hätte ihn durch Athene zurückverwandeln zu lassen.

4. Das behauptet nun vielleicht gar niemand mehr. Wie es aber im Grunde mit der Verwandlung in ν (und π) stehe, ist bisjetzt auch nicht klargestellt. In der Verschiebung des vorausgesetzten Verhältnisses, die sich in den späteren Büchern unmerklich einstellt, sieht Kirchhoff einen sicheren Beweis dafür, daß der zweite Teil der Odyssee einen anderen Verfasser habe als der erste: »Mit seiner eigenen Vorstellung«, meint er (Od.² 540), »gerät bei so einfach liegenden Verhältnissen nicht leicht jemand »in Widerspruch; wohl aber ist es möglich, daß eine fremde »Vorstellung so mangelhaft oder oberflächlich verstanden wird, »daß der Widerspruch, in dem sie zu der eigenen oder einer »anderen fremden steht, nicht empfunden wird und dann als »äußerlich vereinbar erscheint, was richtig aufgefaßt und ver»standen neben einander nicht würde bestehen können.« Umgekehrt urteilt Wilamowitz (HU. 109): »Nach den Erfolgen, welche

77) Böhme, Altdeutsches Liederbuch (Leipzig 1877) No. 6 und 5, wo auch reichliche Litteraturnachweisungen gegeben sind.

»Odysseus bei den Phäaken durch körperliche Schönheit und Kraft »gehabt hat, konnte derselbe Dichter ihn unmöglich in seinem »eigenen Hause als Bettler ansehen lassen. Derselbe Dichter also »bedurfte einer Vermittelung, wohl oder übel, wenn er die »Phäaken und die ithakesischen Geschichten vereinigen wollte; »für einen Nachdichter hatte das keine bindende Kraft: daher die »Verzauberung.«

Beide Ansichten enthalten ein Moment der Wahrheit. Kirchhoff hat sicher recht, daß der Schöpfer der Erzählung, die wir in ϱ σ τ usw. lesen, die Verzauberung nicht erfunden haben kann; und dies hätte Wilamowitz nicht anfechten sollen, der ja selber den altertümlichen Charakter der in τ erhaltenen Poesie erkannt und neu beleuchtet hat. Aber darin liegt eine Schwäche der Kirchhoff'schen Hypothese, daß nach ihr die beiden Hauptteile des Epos innerhalb des Buches ν redaktionell verbunden sein sollen. Hier müssen wir Wilamowitz beistimmen (HU. 108), »daß im ν kein Anlaß liegt einen Schnittpunkt anzunehmen. Von »der Abreise des Odysseus aus Scheria bis zu seinem Schlafe, »zu der Heimkehr der Phäaken, die seinen Schlaf passend aus»füllt, und weiter zu seinem Erwachen und Athenas Auftreten »geht ein durchaus untadelhafter Zusammenhang.« Und wir können hinzufügen: auch der weitere Verlauf in ξ und so fort schließt sich lückenlos an. Vielleicht wird die Stellung des dreizehnten Gesanges klarer, wenn man sich einmal entschließt in ihm nicht so sehr eine Fortsetzung der Phäakengeschichten als die Einleitung zu den Ereignissen auf Ithaka zu sehen. Von diesen ging der Dichter aus. Die alte Sage von dem heimkehrenden König und Gatten bildete den Grundstock seiner Erzählung, an den er, nach rückwärts weiterschreitend, andere Dichtungen anzuknüpfen suchte. So ist die Verwandlung des Odysseus durch Athene entstanden.

Hier erhebt sich nun die Frage, wie weit die Thätigkeit des Verfassers von ν zurückreicht; hat er etwa auch die Phäakenbücher verfaßt und den Bericht über die Irrfahrten in sie eingelegt? Dieser Gedanke würde nicht daran scheitern, daß wir durch ihn zu der Annahme gedrängt werden, die Apologe hätten einmal für sich allein, ohne Anknüpfung an eine bestimmte Gelegenheit existiert; denn das müssen wir ohnehin annehmen. Sie sind sicher älter als ihre jetzige Umgebung; und von der Πρεσβεία her ist uns die Vorstellung eines Gedichtes schon vertraut,

das den Zuhörer im eigentlichsten Sinne *in medias res rapit* und den Hintergrund der Sage nur in den allgemeinsten Umrissen, die jedem bekannt sind, voraussetzt. Aber auf diese Art würde ja die alte Schwierigkeit wieder da sein, der Widerspruch zwischen dem jugendkräftigen und dem greisenhaften Odysseus; und noch aus einem anderen Grunde muß *ν* von *ζ η* getrennt werden. Die Götter und ihr Eingreifen sind auf beiden Seiten zu verschieden behandelt: man vergleiche z. B. die zauberhafte Verwandlung des Helden in einen Bettler mit der natürlichen und nur poetisch aufgefaßten Steigerung seiner Schönheit nach dem Bade in *ζ* (S. 226); die ganze selbstverständliche Art, wie Athene in *ν* dem Odysseus zu Diensten ist und mit ihm wie mit einem Gleichstehenden verkehrt (oben S. 238), sieht so aus, als sei sie erst auf Grund der Anschauungen entstanden, die ein nachbildender Dichter aus dem Auftreten der Göttin in Scheria gewonnen hatte und nun seinerseits übertrieb. Eher wäre es möglich, daß *ϑ* und *ν* zusammengehören; denn hier zeigen sich schon, bei der Versammlung und den Spielen der Phäaken (*ϑ* 7. 19. 193), ähnliche Ausartungen; auch Kirchhoff hält das ganze achte Buch für jünger als die beiden vorhergehenden. Aber auch eine andere Entwickelung ist denkbar: ein Gedicht, das den Vielgeprüften zu Alkinoos führte und dort seine Geschichte erzählen ließ, brauchte die Heimfahrt selbst nicht mit zu enthalten. Von all den kleineren Epen, die wir als Vorstufe unserer Odyssee anzusetzen haben, erhob ja keines den Anspruch etwas Ganzes zu bieten: der Sänger begann ἁμόθεν γε und griff einen Abschnitt heraus, ἔνθεν ἑλὼν ὡς . . . , wie es von Demodokos heißt; was davor und dahinter lag, ergänzten die Zuhörer aus der eigenen Erinnerung. Nun wußte man, daß Odysseus von den Phäaken schlafend nach Haus gebracht wird; das Interessanteste aus seinem Nostos, wie er von Kalypso abfährt, Schiffbruch leidet und Rettung findet, war erzählt; nachher hatte der eigene Bericht des Helden mit seinem wunderbaren Inhalt alle Aufmerksamkeit gefesselt: also konnte recht wohl ein beliebter Cyklus rhapsodischer Vorträge den äußeren Abschluß der Handlung weglassen, wie noch jetzt die Ilias ihn wegläßt, und mit den Worten endigen, die dem Odysseus in den Mund gelegt sind: ἐχθρὸν δέ μοί ἐστιν αὖτις ἀριζήλως εἰρημένα μυθολογεύειν.

Dies, und was vorher über *ϑ* angedeutet wurde, sind nur

Möglichkeiten, nicht mehr; aber was ich aus ihnen folgern will ist auch weiter nichts als der Entschluß zur Selbstbescheidung. Eine sichere Grenze zwischen den beiden Hauptteilen der Odyssee läßt sich nicht erkennen; und wir thun besser dies einzugestehen, als mit einem gewaltsamen Schnitt den Knoten durchzuhauen.

5. Der Gedanke, durch eine rückwärts gerichtete Betrachtung die Bildungsgeschichte des Epos zu verstehen, läßt sich noch an einer anderen Stelle anwenden, bei der Telemachie. In einer Beziehung hat ihn hier Kirchhoff mit glücklichem Erfolge durchgeführt und bewiesen, daß der größte Teil von *α* aus dem Inhalt des zweiten Buches herausgesponnen ist, um diesen vorzubereiten. Auch am Ende der Telemachie, in *ε*, ist Kirchhoffs Ansicht unerschüttert; die zwecklose Erneuerung des Götterrates zusammen mit dem Charakter der ersten 27 Verse schließt hier jeden Zweifel aus. Der Versuch, den Wilamowitz gemacht hat (HU. I 1), auch die erste Götterversammlung (*α* 1—87) zu streichen, überzeugt mich heute so wenig wie früher[78]. Die Entsendung des Hermes in *ε* fügt sich an den Beschluß in *α* so natürlich an, daß man deutlich sieht: hier ist der ursprüngliche Zusammenhang durch Einschub der drei Gesänge, die von Telemach handeln, unterbrochen worden. Trotzdem bleiben noch Schwierigkeiten genug. Kirchhoff nimmt als Quelle, aus der die Einlage geschöpft sei, eine »ältere selbständige Dichtung« an (Od.[2] 167); aber er sagt nicht, welchen Plan diese gehabt haben könne, und Wilamowitz hat recht: es fehlt ihr der Anfang wie das Ende, sie verläuft im Sande. Er selbst hat die Lücke auszufüllen gesucht und eine Telemachie konstruiert, deren Anfang der Bearbeiter weggeschnitten hätte, während er sie am Ende in den Büchern *ο π ϱ* neben einer ursprünglichen Odyssee als Vorlage benutzte und mit dieser kontaminierte (HU. I 5).

Dieser überaus künstlichen Hypothese entgeht man, wenn man mit Niese (EHP. 148) die Telemachie nicht als selbständiges Werk sich denkt, sondern als Erweiterung der Odyssee, die von vorne herein für ihren jetzigen Platz gedichtet wurde. Und dies wäre ein Vorgang, den wir in der Ilias wiederholt angetroffen haben und von dem besonders die Bücher *B—H* ein der Tele-

78) Vgl. meine Gegenbemerkungen in der mehrfach erwähnten Recension, Wochenschr. für klass. Philol. 1885, Sp. 514 ff.

machie auch äußerlich gleichartiges Beispiel bieten. Aber was machen wir nun mit der Rolle, die Telemach von *ο* an spielt? Diese Bücher kennen nicht nur ihn selbst und wenden ihm ein ähnliches Interesse zu wie in *β γ δ* hervortritt, sondern sie wissen auch von seiner Reise nach Pylos und daß er eben von dort zurückgekehrt ist, als Odysseus ihm begegnet. Kirchhoff hat freilich geglaubt im Eingang von *π* Spuren eines anderen, älteren Zusammenhanges zu entdecken. Eumäos begrüßt den Heimgekehrten mit den Worten (*π* 23 ff.):

ἦλθες, Τηλέμαχε, γλυκερὸν φάος; οὔ σ' ἔτ' ἐγώ γε
ὄψεσθαι ἐφάμην, ἐπεὶ ᾤχεο νηὶ Πύλονδε.
25 ἀλλ' ἄγε νῦν εἴσελθε, φίλον τέκος, ὄφρα σε θυμῷ
τέρψομαι εἰσοράων νέον ἄλλοθεν ἔνδον ἐόντα.
οὐ μὲν γάρ τι θάμ' ἀγρὸν ἐπέρχεαι οὐδὲ νομῆας,
ἀλλ' ἐπιδημεύεις· ὣς γάρ νύ τοι εὔαδε θυμῷ,
ἀνδρῶν μνηστήρων ἐσορᾶν ἀΐδηλον ὅμιλον.

Hier scheint in den letzten drei Versen vorausgesetzt zu sein, daß Telemach nicht von der Reise sondern aus der Stadt kommt: »Eumäos freut sich einfach darüber, daß der Herrensohn endlich »einmal wider seine Gewohnheit sich auf dem Lande bei seinem »treuen Diener sehen läßt, wo er sonst so selten zu finden war, »daß dieser schon die Hoffnung aufgegeben hatte es überhaupt »noch zu erleben.« Aber diese Argumentation von Kirchhoff (Od.[2] 510), der sich Wilamowitz (HU. 89. 102) angeschlossen hat, können wir jetzt nicht mehr gelten lassen; der Dichter hat, wie wir das so oft gefunden haben, die einzelne Scene mit möglichst wirksamen Zügen ausgestattet, ohne zu fragen, ob und wie sie in den großen Zusammenhang der Handlung hineinpaßten. Es bleibt dabei, daß auch die zweite Hälfte der Odyssee Telemachs Rückkehr aus Pylos voraussetzt; seine Person ist mit den späteren Ereignissen viel enger verknüpft als mit den früheren: von hier aus muß also der Thatbestand in der ersten Hälfte erklärt werden. Dieses Verhältnis hat auch Niese (EHP. 150) völlig verkannt.

Die Lösung ergiebt sich gerade aus seiner Theorie. Wenn es von Athene wenig Klugheit verriet, den Jüngling in dem Augenblick auf Reisen zu schicken wo sie selbst die Heimkehr seines Vaters herbeizuführen im begriff war, so ist es dagegen ein sehr natürlicher Zug sei es der Sage oder irgend einer alten

Erfindung, daß der eben erwachsene Sohn nach Kunde von dem verlorenen Vater ausgezogen war in dem Augenblick, als jener zu Hause eintraf. Dies war von jeher, so viel wir sehen können, die in der Odyssee angenommene Situation. Von hier aus hat die Phantasie eines jüngeren Dichters die drei Gesänge geschaffen, die Telemachs Schicksale ausführlich behandeln: sein Auftreten in der Volksversammlung, die Abreise, den Besuch bei Nestor und Menelaos. Dies Gedicht war weder ein selbständiges Epos, noch genau für die Umgebung bestimmt in der es jetzt steht, sondern nahm zu der Odyssee eine ähnliche Stellung ein wie die Bittgesandtschaft zur Ilias. Man muß sich nur immer gegenwärtig halten, daß die Zeit, in der all diese Bildungen sich vollzogen, keine litterarische war. Die Stücke, die sich zur Einheit eines werdenden Epos zusammenschlossen, konnten leicht so beschaffen sein, daß sie mit ihrem Inhalt streckenweise neben einander hergingen; denn sie wurden ja nicht an éinem Tage, in éiner Folge vorgetragen. Erst als man die chronologische Ordnung der Recitation zur Vorschrift machte und eine abschließende Redaktion unternahm, traten die Widersprüche hervor, die nun, so gut es ging, ausgeglichen werden mußten. Derjenige Bearbeiter, der die Telemachie einfügte, hat zwar manches gemacht worüber wir jetzt lächeln; aber wir sollen nicht vergessen, daß es damals ein bequemes Hantieren mit Papier und Scheere nicht gab. Und alle Anerkennung verdient der poetische Sinn, mit dem er nach einer rückdeutenden Erwähnung in β (262) den Besuch der Athene bei Telemach gestaltet hat. Diese Erwähnung selbst aber darf uns nicht stören, noch zu der Forderung veranlassen, daß vor β 1 ein Stück der ursprünglichen Dichtung verloren sei; sie ist nicht anders zu beurteilen als die ebenso unvermittelte Wendung, mit der Thetis erzählt, die Götter seien gestern zu den Äthiopen gegangen.

Die Erörterungen des letzten Kapitels konnten naturgemäß nur die wichtigsten Punkte treffen. Aber auch diese reichten aus, um die Methode zu erproben und in ihrer Gesamtheit ein Bild von der Entwickelung des griechischen Epos zu geben. Die Ansichten, zu denen wir gelangt sind, ergaben sich aus einer

Prüfung der unermüdlichen Versuche, welche die exakte philologische Forschung gemacht hat, um Ilias und Odyssee ihrer Entstehung nach zu begreifen; nur die germanische Poesie wurde hier und da zur Erläuterung mit herangezogen. Aber nun begegnen wir uns mit Vorstellungen, die von ganz anderer Seite her, durch eine vergleichende Betrachtung fremder Nationalepen sich gebildet haben. Die fruchtbaren Gedanken, die Steinthal im Jahre 1868 in seinem Aufsatz über das Volksepos niedergelegt hatte, sind neuerdings von Louis Erhardt wieder aufgenommen worden, der in der feinsinnigen Einleitung seines Buches über »Die Entstehung der homerischen Gedichte« (1894) Anschauungen entwickelt, die sich mit den meinigen vielfach berühren. Auf diesen weiteren Zusammenhang kann hier nur kurz hingedeutet werden; und das mag geschehen, indem ich, wie schon einmal, meine Betrachtungen mit einem Worte eben von Steinthal schließe. Es ist »genau genommen unmöglich, Volks- »dichtung schriftlich zu fixieren: sie ist ein Dichtungsstrom, der »unaufhaltsam fließt. Wie man in denselben Stromwellen nicht »zweimal badet, so hört man nicht zweimal dasselbe Lied. Man »schöpft wohl aus dem Strome einen Eimer Wasser: so ist es »aber keine Welle mehr. Und ebenso zeichnet man ein Lied »auf; aber das ist kein Volkslied mehr. In einer Stunde darauf, »ja in derselben Stunde an einem anderen Orte rauscht dasselbe »Lied in anderem Tone.«

Schlufs.

Wer das Außere des Buches, wie es nun vorliegt, betrachtet, wird finden, daß die Polemik einen breiten Raum darin einnimmt. Das konnte nicht anders sein. Meine eigenen Ansichten sind in der Auseinandersetzung mit fremden während zweier Jahrzehnte allmählich erwachsen; hätte ich die Spuren davon in der Darstellung tilgen wollen, so würde zugleich der Dank für die vielfache Anregung und Förderung verdeckt worden sein, die ich von anderen und zum Teil gerade von denen empfangen habe, gegen die ich am häufigsten streiten mußte.

Aber auch aus einem allgemeinen Grunde war das eingeschlagene Verfahren notwendig. Das Buch sollte ja nicht bloß eine Reihe gesonderter Untersuchungen bringen, sondern zeigen, wie die verschiedenen Zweige der Homerforschung ineinandergreifen, und wie Gelehrte die an getrennten Plätzen arbeiten, ohne das Bewußtsein und oft gar ohne den Wunsch einer wechselseitigen Beziehung, doch im Grunde an einem großen gemeinsamen Werke schaffen. Dafür war es unvermeidlich, daß auf die litterarische Bewegung eingegangen wurde, und zwar nicht nur einzelne Ergebnisse angeführt sondern die Hauptrichtungen der Wissenschaft charakterisiert und auf ihre Ansprüche hin geprüft wurden. Ich habe mich bemüht, jeden, auch den Gegner, zu verstehen und das Urteil der Leser nicht zum Schaden derer zu beeinflussen, die ich bekämpfte; deshalb ist von der Form wörtlicher Anführung reichlich Gebrauch gemacht worden.

Wenn ich auf das Programm zurückblicke, das die Einleitung entworfen hatte, so sehe ich wohl, daß es nicht vollständig durchgeführt ist. In ähnlicher Weise wie die äußere sprachliche Form hätte auch die Syntax behandelt werden können, in der sich zwar nicht der Unterschied äolischer und ionischer Elemente, wohl aber die Entwickelung von einfachen Ausdrucksweisen zu komplicierteren verfolgen und damit wieder ein neues

Mittel zur Abstufung der Schichten, in denen das Epos gewachsen ist, gewinnen läßt. Dies letzte gilt auch von der homerischen Metrik, die eine eindringende historische Betrachtung verdient und bedarf. Man hat die Inkonsequenz in Useners Methode getadelt, und nicht mit Unrecht. Aber er behält doch, ähnlich wie Fick, das Verdienst eine wichtige Frage zuerst gestellt und in Angriff genommen zu haben. Vielleicht gelingt es bei späterer Gelegenheit die beiden angedeuteten Lücken auszufüllen; die äußeren Verhältnisse, unter denen meine Arbeit vollendet werden mußte, ließen für jetzt eine weitere Ausdehnung nicht zu.

Eine andere Unvollkommenheit, die dem Werke anhaftet, liegt in der Natur der Sache. Die Fülle der Probleme, die der Name Homer andeutet, ist so unendlich, daß weder ein einzelnes Buch noch die Lebensarbeit eines einzelnen Menschen hinreicht sie auszuschöpfen. Unter meinen neun Kapiteln ist hoffentlich keines, das nicht bestimmte und greifbare Resultate brächte; aber alle, vom dritten etwa abgesehen, sollen in den Aufgaben ihr Schwergewicht haben, die sie bezeichnen und vorbereiten. Die Erforschung der homerischen Welt bleibt ein Unternehmen, zu dem viele Hände und viele Köpfe mitwirken müssen. Bei der Mitteilung dessen, was ich selbst darüber gedacht habe, hat mich zugleich der Wunsch geleitet, einen Plan zu zeichnen, in dessen Ausarbeitung andere und besonders jüngere Forscher mit eintreten können.

Aber von dieser ferneren Aussicht lenke ich heute die Gedanken in die Gegenwart zurück zu den Lesern, die das Buch zunächst finden wird. An scharfer Kritik wird es und soll es ihm nicht fehlen. Möchte sie immer im Sinne der Goethischen Worte geübt werden, die man auf der ersten Seite liest; und möchte man, wie viel etwa im Einzelnen versehen ist, doch anerkennen, daß die Arbeit des Stoffes würdig war, den sie zu bewältigen suchte, daß sie dem Namen des Mannes Ehre macht, der gestattet hat sie ihm zuzueignen.

Nachträgliche Bemerkungen.

Zu S. 17 f. Günstiger als Ludwich urteilte über den Wert der Fayûmer Ilias Eduard Meyer Herm. 27 (1892) S. 363 ff. Aber auch er warnt vor einer Verallgemeinerung des hier vorliegenden Thatbestandes: man dürfe nicht annehmen, »daß es im ganzen »Homer durchweg auf alle 4 bis 5 Verse einen unsicheren ge»geben habe. In älteren, festeren Texten von höherem poetischen »Gehalt« werde »das Verhältnis ein weit geringeres gewesen »sein.« — Inzwischen ist das Material für die Beurteilung in erwünschter Weise erweitert worden durch ein gleichartiges, aber erheblich umfangreicheres Fragment eines ägyptischen Papyrus, das Jules Nicole veröffentlicht hat, *Revue de Philologie* XVIII (1894) p. 104—111. Hier ist von drei Kolumnen die mittelste ziemlich vollständig erhalten, *Λ* 810—834. Diesem neuen Funde gegenüber hat denn auch Diels seine Ansicht geändert. Er bespricht ihn, unter Beigabe einer Photographie, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1894, XIX (S. 349 ff.), begründet die Vermutung, daß wir es darin mit dem Abkömmling eines der Rhapsodenexemplare zu thun haben, die im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. verbreitet waren, und fügt über den Wert das Urteil hinzu: »Was uns hier in dem Nicole'schen »Fragment greifbar entgegentritt, scheint die Verachtung, mit »der die Alexandriner jene Überlieferung bei Seite geschoben »haben, zu rechtfertigen. Denn ich wüßte auch nicht eine Va»riante zu nennen, durch die unser Text bereichert oder ver»bessert werden könnte. So haben sich die hohen Erwartungen, »welche man an diese Zeugen voralexandrinischer Homerausgaben »knüpfte, bisher nicht erfüllt.«

Zu S. 219. Vor der zu großen Bereitwilligkeit, die einzelnen Züge der Heldensage auf mythischen Ursprung zurückzuführen,

warnt auch Pöhlmann in seinem ausführlichen Artikel über das Erhardt'sche Buch (»die Entstehung der homerischen Gedichte«), Histor. Zeitschr. 73 (1894) S. 419.

Die Korrekturbogen hat mein Freund Ewald Bruhn von Anfang bis zu Ende durchgesehen und vielfach auf schärfere oder vorsichtigere Fassung der Gedanken hingewirkt. Ihm verdankt das Buch auch eine Reihe kleiner sachlicher Beiträge.

Kiel, im Februar 1895.

P. C.

Abkürzungen.

Beloch GrG. = Griechische Geschichte von Julius Beloch. Erster Band, Straßburg 1893.
Busolt GrG. I² = Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia. Band I: bis zur Begründung des peloponnesischen Bundes. 2. Auflage. Gotha 1893.
Bzb. Btr. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, herausg. von Dr. Adalbert Bezzenberger. Göttingen 1876 ff.
Cobet MCr. = *Miscellanea critica. Scripsit* C. G. Cobet. *Lugduni Batavorum* 1876.
Fick Il. = Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick. Göttingen 1886.
Fick Od. = Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt von August Fick. Göttingen 1883.
GDI. = Sammlung der griechischen Dialekt-Inschriften. Herausgegeben von Dr. H. Collitz und Dr. F. Bechtel. Göttingen 1884 ff.
Helbig HED. = Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Archäologische Untersuchungen von W. Helbig. Leipzig 1884. Zweite Auflage, 1887.
Kirchhoff Od.² = Die homerische Odyssee von A. Kirchhoff. Zweite, umgearbeitete Auflage von »Die homerische Odyssee und ihre Entstehung« und »Die Composition der Odyssee«. Berlin 1879.
KZ. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, begründet von Adalbert Kuhn.
La Roche HTk. = Die homerische Textkritik im Alterthum, von Jacob La Roche. Leipzig 1866.
La Roche HU. = Homerische Untersuchungen von Jacob La Roche. Leipzig 1869.
Lehrs Ar.² = *De Aristarchi studiis Homericis. Scripsit* K. Lehrs. *Editio secunda, Lipsiae* 1865. (*Tertia* 1882.)
Ludwich AHT. = Aristarchs homerische Textkritik nach den Fragmenten des Didymos dargestellt und beurtheilt von Arthur Ludwich. Erster Theil, Leipzig 1884. — Zweiter Theil, 1885.
Ed. Meyer GA. = Geschichte des Alterthums von Eduard Meyer. Erster Band, Stuttgart 1884. — Zweiter Band, 1893.
Niese EHP. = Die Entwickelung der Homerischen Poesie. Von Benedictus Niese. Berlin 1882.
Rohde, Psyche = Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Von Erwin Rohde. Freiburg i. B. 1890, 1894.
Schulze Qe. = *Quaestiones epicae. Scripsit* Guilelmus Schulze. *Gueterslohae* 1892.
Wilamowitz HU. = Homerische Untersuchungen von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Berlin 1884.

Register.

Die Zahlen beziehen sich im allgemeinen auf die Seiten des Buches; nur in wenigen Fällen sind die Kapitel angegeben und mit I 1, II 1 u. s. w. bezeichnet.

I.

II.

III.

Inhalt.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.





